





Album

für's Erzgebirge.

Album

für's

Erzgebirge.

Von

Mitgliedern des Schriftstellervereins.

Der Ertrag ist für hülfsbedürftige Erzgebirger bestimmt.

Leipzig,
Brockhaus & Avenarius
(in Commission).
1847.

(Preis 1 Thlr.)

Vorwort.

Dies Buch, das wir um einer guten Sache willen der Welt an's Herz legen, bedarf eines eigentlichen Vorwortes nicht. Sein Titelblatt deutet seinen Zweck an, und mit diesem Zweck ist sein Erscheinen gerechtfertigt, diese Zusammenstellung literarischer Gaben von Mitgliedern des Schriftstellervereins erklärt. Eher bedarf das Album für's Erzgebirge um seiner Verspätigung willen eines entschuldigenden Fürwortes. Aber mag auch der Segen des mild gewordenen Himmels jetzt manches Elend lindern, mag der heitere Schein der warmen Frühlingssonne die Schauer mancher Winternacht in unserm Gebirge verscheuchen: der Nebel, der dort die Höhen umzieht, sich dort in die Thäler verkriecht, kehrt wieder. Und der bange Nothruf vom Winter her ist noch nicht verhallt, die entsetzenvollen Bilder des Jammers, die eine kundige Feder in unserem Buche geschildert, auf der Tafel der Erinnerung noch

nicht verblaßt, werden mit frischen Farben täglich wieder neu. Möchte die Theilnahme, die dies Album anspricht, so groß sein, daß der Erlös dafür nicht blos einzelne Thränen trocknet, hier und da die Noth bricht, den Jammer auf Augenblicke tilgt.

Wir bieten in diesem Album eine bunte Reihe mannichfacher Gaben. Ernst und Scherz reichen sich hier die Hände, der Poet und der Mann der Wissenschaft, der Erzähler und der Volksfreund, der Humorist und der gelehrte Rechtskenner haben ihre Arbeiten hier zusammengestellt.

Seinen Beitrag vertritt jeder Verfasser mit seinem Namen. Mit der Zusammenstellung des Albums beauftragt, können wir, die hier Unterzeichneten, uns nur als Sammler dieser Gaben hinstellen. Als Geschäftsführer werden wir seiner Zeit über den Erfolg des Unternehmens öffentlich Rechenschaft ablegen.

Bei der Wahl des uns in reichem Maße zur Verfügung Gestellten war die Beschränkung auf Mitglieder des Schriftstellervereins, in dessen Mitte der Gedanke zu diesem Album entstanden, streng festzuhalten. Ein allgemeiner Aufruf zur Mitwirkung war nicht erlassen. Gleichwohl erfreute sich das Unternehmen einer solchen Theilnahme, daß unsere gute Absicht schon durch so viel Willfährigkeit sich belohnt fühlt. Sei denn allen

Denen, die dazu beisteuern wollten, namentlich den betreffenden Männern in Wien, Prag, Köln, Elberfeld und andern Städten, sowie Denen in unserer nächsten Nähe, hiermit der wärmste Dank öffentlich ausgesprochen. Dieser Eifer war uns eine Bürgschaft mehr für unser Unternehmen. Wir zweifeln nicht, daß die Unterstützung des Publicums so groß sein werde als der Zweck dieses Albums ein guter ist.

Leipzig, den 15. Mai 1847.

Friedrich Gerstäcker.
Dr. F. Gustav Kühne.
Dr. H. Wuttke.

Die Theurung im Erzgebirge und die Noth im Reiche im Jahr 1713.

Nach handschriftlichen gleichzeitigen Mittheilungen von

Dr. jur. Hermann Theodor Schletter,
Assistent bei der Universitätsbibliothek zu Leipzig, ꝛc.

In der Handschriftensammlung der Universitätsbibliothek zu Leipzig befindet sich eine von einem schlichten Bürger, dem Schuhmacher Johann Christoph Wolff sen. in Annaberg, verfaßte Chronik von Annaberg, welche über einen, dem jetzigen ähnlichen Nothstand im Erzgebirge aus dem Jahr 1713 berichtet. Ein kurzer Auszug dieser Notizen dürfte, zugleich als Beitrag zur Culturgeschichte jener Zeit, dem Zwecke des gegenwärtigen Albums nicht ganz fern sein.

Die Theurung des Jahres 1713 scheint, nach den Angaben unsers Chronisten zu schließen, erst gegen Ende des Frühjahrs begonnen zu haben. Er meldet zuerst am 10. Juni: „Den Tag galt das liebe Brod auf der neuen Mühle, welches vorhin nur 18—20 Pf. galt, als 6 leichte Pfund, anitzo aber 2 Gr. 3 Pf., und 2 Pf. vor ein jedes Brod Accise, welches schon lange Zeit hat hier müssen so vergeben werden, da die Accise anderer Orten nur 1 Pf. nimmt *).“

*) Wir bemerken, daß nach dem damals geltenden leipziger Münzfuße die Mark zu 12 Thaler ausgeprägt wurde, so daß das Verhältniß dieses zu dem jetzigen Münzfuß = 6 : 7 ist.

Diese Brodpreise stiegen den 15. Juni auf 28 Pf., den 7. Juli auf 29 Pf., den 13. Juli auf 3 Gr. 3 Pf., excl. der 2 Pf. Accise. Doch hatten sie damit noch nicht das Maximum erreicht. Die Chronik berichtet von Mitte Juli: „Da war in ganz Wiesenthal den ganzen Tag kein Bissen Brod bey keinem Bäcker zu bekommen, die Bäcker bucken aus Noth Semmeln und war noch große Noth darum, ehe Jemand noch um einen Dreyer bekommen konnte; sie haben auf jede Person für 2 Pf. Semmel gerechnet, da ist große Noth an gedachtem Ort Wiesenthal gewesen unter Alt und Jung. Endlich hat der Accis-Einnehmer Aussuchung bey den Bäckern thun lassen, so haben die Bäcker noch einen feinen Vorrath des Getreides gehabt, solchen auf Theurung zurück gehalten; und sind selbige Tage über die 300 Menschen hungrig und ungegessen zu Bette gegangen: denn ein Brod von 6 leichten Pfunden hat dieselbe Woche gern 4 Gr. 6 Pf. gegolten und war noch nicht zu bekommen.

Dito sind zwei Müller, als einer von Arnsfeld, der andere von Reißenheim, in Wolkenstein mit Brod kommen, diese wollten eines, welches 7 leichte Pfund wog, vor 4 Gr. geben. Dieweil aber sie von der Obrigkeit den Tax bekommen haben, als eines vor 3 Gr. 6 Pf., sind sie hinfort nicht wieder hinein kommen."

Daß dabei Unglücksfälle, glaubhafte und unglaubhafte, berichtet werden, ist nicht zu verwundern. Am 26. Juni ertränkte sich ein alter Mann in der Pöhl „Hungers halber und daß er nicht hat wollen betteln gehn." „Den 1. Juli aber" — heißt es in der Chronik — „kam in der Zeitung, daß Bürgermeister Genne in Görlitz hat einem Fuhrmann sollen von seinem erbauten Korn verkaufen und weil er gedachtem Bürgermeister nicht hat wollen genug davor geben, hat der Bürgermeister gesagt zu seiner Frau, welche ihm sehr zugeredet hat: ehe er es wolle um das Geld geben, ehe möchte es ihm zu Eisen werden; welches auch durch Gottes Verhängniß gleich darauf geschehen und zu Eisen

worden. Der Bürgermeister ist flugs darauf gestorben; das Korn ist in Leipzig und auch hier von wahrhaftigen Personen gesehen worden."

Als nach der Mitte des Monats Juli wieder bessere Witterung eintrat und das Korn in Böhmen im Preise sank*), haben sich auch „die Bäcker stark angegriffen und sehen lan und an jedem Brod mit 3 Pf. herunter gerückt und nachgelassen." Die Ernte fiel, ungeachtet der anhaltend nassen Witterung dieses Sommers, gut aus, allein die in Böhmen ausgebrochene Pest (in welcher der Chronist eine Strafe Gottes erblickt) und die in deren Folge eingetretene Absperrung des Verkehrs**) brachte wieder eine Steigerung der Preise hervor, so daß das Korn, welches schon von 9 Thlr. auf 3 Thlr. 12 Gr. gesunken war, wieder auf 4½ bis 5 Thlr. stieg.

Seiten der Regierung wurden bereits Mitte Juni Commissarien abgesendet, welche das Gebirge bereisten und „königliches Almosen" vertheilen ließen. Es war der Oberbergdirector und Kammerpräsident Freiherr v. Löbendahl, der Oberhofjägermeister v. Erdmannsdorf und der Kammer- und Bergrath Wichmannshausen***). Im Herbste desselben Jahres reiste Ersterer nochmals im Gebirge umher und

---

*) Auffallend ist das nach unserm jetzigen Maaßstabe sehr bedeutende Mißverhältniß zwischen dem Preise des Korns und dem des Brodes. Es wird in der Chronik z. B. angeführt, daß das Korn zu derselben Zeit 9 Thlr. kostete, wo man 6 Pfund Brod mit 3 Gr. 3 Pf., und 2 Pf. Accise, bezahlte.

**) Es waren zu diesem Zwecke Grenzwachen eingerichtet, wozu aus dem Wohnorte des Chronisten jede Woche 15 Mann „Vaterländer" gestellt werden mußten, welche wöchentlich Jeder 12 Gr. erhielten.

***) Bei ihrer Abreise aus Annaberg wurde ihnen, am 20. Juni, eine Abendmusik gebracht und ein Gedicht überreicht, in welchem es in dem pomphaft-lächerlichen Lobpsalms-Styl jener Zeit unter Anderm heißt:

„Es müsse der Donner den Lorbeer zerreißen,
Eh' deren Ruhm jemals zu Grunde soll gehn,
Es müsse das Schilfrohr den Marmor zerschmeißen,
Eh' deren Lob ewig nicht sollte bestehn."

sorgte namentlich für Zufuhren von Korn aus dem sächsischen Niederlande und aus Böhmen, zu welchem Zwecke er viele Fuhrleute vereiden ließ, welche bis gegen Neujahr 1714 hin Korn zuführten, sowie er auch in Böhmen Factoren „setzte", die dort Korn einkaufen und nach Sachsen schaffen mußten.

So minderte sich denn auch allmälig die Noth, wozu die reiche Korn- und Fruchternte dieses Jahres nicht wenig beitragen mochte. Gleichwol stellt der Chronist gegen Ende des Jahres folgende Betrachtung an:

„In diesem Jahre ist die ganze Zeit uns recht miserabel vorgekommen, dieweil alle Nahrung und Gewerb in Handel und Wandel, ja auch die meisten Handwerke in Stocken gerathen sind. Das Klöppelwerk, welches über hundert Jahre sehr viele bei der Stadt, Arm und Reich, Alt und Jung, ernährt hat, ist dieses Jahr vollends in das harte Stocken gekommen. Da, wo sonst bei guter Zeit noch ein einzelner Mensch oder Jungfrau hat können einen Thaler erwerben, muß es das (dieses) Jahr wöchentlich mit 4—6 Groschen auf das Meiste vorlieb nehmen, und können doch die Arbeit, die sie gemacht, nicht anwerden: daher die Leute insgesammt so sehr verarmet, und die meisten müssen den Bettelstab in die Hände nehmen. Bevoraus ist zu beklagen, daß feine Bürger allhier sich sehr kümmerlich ernähren müssen, wie zu sehen an dem sonst löblichen Handwerk der Posamentirer, weil ihrer Mitmeister viele wenig oder gar nichts zu arbeiten haben, welche bei diesen mühevollen Zeiten dahin bedacht, daß sie ihren armen Mitmeistern mit einem glaubwürdigen Atteſtate an die Hand gingen, damit mancher ehrliche Mann, der es vorhin nicht gedacht hatte, hat müssen nach dem lieben Brode gehen und sich davon ernähren."

Wir fügen schließlich noch ein derselben Chronik inserirtes Schreiben aus Süddeutschland bei, welches sich über ähnliche

Nothstände im „Reiche" verbreitet und zugleich einen Blick auf anderweite, culturhistorisch nicht uninteressante Zustände thun läßt.

Extract eines Schreibens aus Wertheim vom 17. Juli 1713.

„Ich muß auch ein wenig den Zustand, Jammer und Elend, wie es bei uns und im ganzen Reich hergehet, berichten. Es ist die Noth so groß, daß ich es nicht beschreiben kann; es ist des Geldgebens so viel, daß schon viele Unterthanen nichts mehr geben können und haben Alles stehen lassen und sind davongegangen. Im Würtemberger Lande gilt das Pfund Brod zehn Kreuzer; die Leute sitzen auf der Gasse und essen Gras aus dem Säckel; wenn der S....... ein Aas hinaus fährt, so laufen die Leute heftig darnach und schlagen sich darum. Am Rhein sind die Leute mehrentheils davongelaufen. Bei Regensburg und Augsburg ist die Noth ebenso groß: das Pfund Brod (kostet) zwei Batzen. In Summa, wenn der Kaiser keinen Frieden eingeht, er mag auch so schlecht sein, als er immer sein mag, so können es die Leute nimmer ausstehen, bevorab das Winterquartier. Jetzt beschießen die Franzosen Landau heftig; wenn er (der Franzos) dieses weg bekommt, so sind wir keinen Tag vor einem Einfall sicher. Der Jammer ist größer, als es kann beschrieben werden; es muß der ganze Mainstrom (die Anwohner desselben) nach Mainz zum Schanzen. Die Noth im Odenwald ist auch gar groß; gestern sind von hier 130 Mann, Bürger und Bauern, auf das Wasser gesetzt und nach Mainz zum Schanzen geführt worden. Es war kläglich anzusehen; die Leute haben nichts zu essen; es sind alte Männer von 50 bis 60 Jahren darunter. Wie die Rede gehet, so werden unsre Bauern in der Grafschaft auch fort müssen. Ich glaube, die Krankheiten werden wohl dem Krieg ein Ende machen müssen. Es hat ein übles Ansehen; Gott ist sehr erzürnt über uns, weil wir lauter Regen und Kälte bei uns haben. Um den Wein ist es dies-

falls das Jahr geschehen und bekommen wir wohl ein Mißjahr; Gott helfe es uns ausstehen. Die Leute haben den Weinstock vergessen und seufzen nur um die lieben Früchte; die sind zeitig, aber es ist kein Wetter zum Schneiden. Das Heu verfault auf den Wiesen. Das Papier würde mir zu klein werden, wenn ich Alles beschreiben wollte: es liegt alle Nahrung darnieder und ist auf keinem Handwerk nichts mehr zu verdienen. Ich befürchte hier gar einen Aufstand; es ist ein Spengler hir, so einen Sohn gleiches Handwerks (hat), und sind beide ansessig. Der Sohn hat eine Frau und drei Kinder, und weil der Vater auf den Märkten gute Bekanntschaft und bessern Abgang als der Sohn hat, so hat der Sohn und seine Frau seinem leiblichen Vater und Mutter das Salz vergiftet, daß sie in acht Tagen alle beide gestorben; die Magd aber lebet noch, ist aber ganz contract, daß sie auf Händen und Füßen kriechen muß. Man hat sie aufgeschnitten und den Gift bei ihnen gefunden; weil aber der Sohn katholisch, so wird er von katholischer Seite geschützt. Jetzt hat ein Fischer einen katholischen Metzgergesellen todtgeschlagen; weil die Katholischen dem Spengler und seiner Frau ihr Recht nicht thun wollen, so wird der Fischer von lutherischer Seite auch mainteniret; (es) hat also auf diese Art ein übles Aussehen."

Ein Blick in das Leben des Erzgebirges.

Von

Robert Blum.

Der gewaltige Nothruf, welcher aus dem sächsischen Erzgebirge schon beim Beginne des Winters erscholl, und trotz des Aufgebots aller Kräfte und Mittel der lebhaft angeregten Wohlthätigkeit sich kaum verminderte, hat die Blicke nicht nur in Sachsen, sondern fast in ganz Deutschland auf jenen Landstrich gelenkt, welcher durch den gänzlichen Verfall der nährenden Industriezweige dem Verderben preisgegeben scheint. Ist auch das Erzgebirge im Allgemeinen ein armer Landstrich, indem der widerstrebende Boden und die Rauheit des Klimas gleichmäßig auf eine sehr geringe Fruchtbarkeit desselben wirken, der Bergbau schon lange seinen Arbeitern nur das kümmerlichste Dasein gewährt, die Kattunweberei und Strumpfwirkerei eben im letzten Stadium des verzweifelten Kampfes liegen, welchen nach dem Gange fabrikmäßiger Industrieentwicklung die Hausindustrie überall mit der Fabrikation in geschlossenen Fabriketablissements kämpfen, dem sie überall erliegen muß; die Fabrikation von Holz- und Spielwaaren sich theils überlebt hat, theils gegen die mächtigere Concurrenz zurückgeblieben ist; die Leinwandindustrie unter der allgemeinen Verkümmerung schmachtet, der sie in ganz Deutschland preisgegeben ist, und die Band- und Posamentirwaarenfabrikation, trotzdem daß sie als der blühendste Erwerbszweig betrachtet werden kann, es nicht vermag, die allgemeine Geschäftscalamität

auszugleichen, so ist es doch vorzugsweise die rauheste Gegend des Erzgebirges, deren Bevölkerung sich mit dem einst so einträglichen Spitzenklöppeln beschäftigt, welche dem größten Mangel und Elend erliegt. — Die Schilderungen dieser allgemeinen Noth sollen indessen hier nicht um eine vermehrt, vielmehr in einem kleinen Bildchen das Leben des Erzgebirges geschildert werden. Die vielgenannten Dörfer Rittersgrün und Großpöhla, ersteres mit gegen 3000, letzteres mit etwa 1600 Einwohnern, die sich fast sämmtlich mit Klöppeln ernähren, mögen den Anhaltepunkt dazu bieten. In diesen, also ziemlich großen Dörfern giebt es selbst für die Männer außer dem Klöppeln wenig Verdienst; wenige nur nähren sich als Hochöfner auf dem benachbarten Hammerwerk und verdienen daselbst bei einer schweren Arbeit wöchentlich 1 Thlr., wofür sie abwechselnd Tag und Nacht arbeiten müssen, denn diese Werke stehen von Montags früh bis Sonnabend Abends niemals still. Noch weniger verdienen die Waldarbeiter, die zudem noch von der Witterung abhängen und im Winter gänzlich feiern müssen. Daher ist nichts natürlicher, als daß auch die Männer zum Klöppeln greifen und Knaben wie Mädchen die Klöppelschule (in Rittersgrün) besuchen, Männer wie Frauen am Klöppelkissen sitzen.

Mit dieser Arbeit nun vermögen ein Paar geschickte Hände bei dem anhaltendsten Fleiße in guten Zeiten 4—5 Ngr. täglich zu verdienen; dazu gehört aber nicht allein die höchste Ausbildung im Fache, also der Besuch der Klöppelschule von frühester Kindheit an, sondern auch die sauberste und geschmeidigste, von keiner rauhen Arbeit „verdorbene" Hand. Deshalb verrichten auch die Männer, deren Hände zur feinern — und lohnendern — Arbeit fast stets zu ungeschickt sind, besonders im Winter die häuslichen Arbeiten, wie heizen, kehren, kochen u. s. w. und überlassen die Erwerbsarbeiten der Frau und den Kindern.

Die Wohnungen geben den Hütten der Proletarier, wie sie uns aus London, Manchester und andern großen

Städten geschildert werden, wenig nach an Armuth und Elendigkeit. Schon das äußere Ansehen der Häuser verräth das Elend, welches drinnen wohnt: die meisten haben nur ein Erdgeschoß und darauf ein großes Schindeldach. Die allgemeine Verarmung hat auch die Besitzer dieser Hütten nicht geschont und ein Haus, welches noch ein Stockwerk über dem Erdgeschosse hat, ist fast eben so selten, als eines, welches nicht äußerlich und innerlich die Spuren des Verfalles und versäumter Ausbesserung an sich trägt. An den kleinen Fenstern sind oft zwei Drittheile der Scheiben zerbrochen und mit Papier verklebt, wodurch das Tageslicht verkümmert wird, welches zu der feinen Arbeit so nöthig ist; durch das lückenhafte Dach bricht Regen, Schnee und Sturm herein und oft ist der Schäfer, der unter demselben auf elendem Strohlager liegt, genöthigt, drei bis vier Mal nächtlich seine Stelle zu wechseln, um den directesten Störungen des schlechten Wetters zu entfliehen. Die Stuben sind niedrig, eng, mitunter ungedielt, und meist schwarz und rußig, doch müssen sie oft für 3—4 Familien Unterkunft und Obdach gewähren. Das Klöppeln erheischt die höchste Geschmeidigkeit der Hände und die Stuben müssen daher im Winter stets warm sein, da die geringste Steifheit der Finger die Arbeit stört; ja man trifft häufig in den engen Räumen die Temperatur eines Dampfbades. Holz wurde bisher ungestört aus dem Walde geholt; der Boden trägt vielfach nichts Anderes und die Noth hatte den Begriff des Holzdiebstahls aus der Sprache und aus dem Gewissen verbannt. Auch das ist in neuester Zeit anders geworden; die Wälder sind durch das in den Niederungen wachsende Bedürfniß mehr gelichtet worden, besonders der Eisenbahnbau hat direct und indirect unermeßliche Holzmassen verbraucht. Der Besitzende hat sich bereichert, der Arme ist — wie immer — nicht nur leer ausgegangen, sondern das vergessene Gesetz, welches nur vom Besitzenden und für denselben gemacht ist, hat sich wieder gegen ihn gekehrt und bestraft den Holzdiebstahl.

Die Kleidung des Erzgebirges hat nichts Eigenthümliches, wenn auch die Nachäfferei fremder Moden sie nicht zu dem Quodlibet gemacht hat, welches unsere Städte darbieten. Die Männer tragen gelbe Lederhosen, die bis ans Knie gehen, lange wollene Strümpfe und Schuhe oder hohe bis an die Knie gehende Stiefel, sogenannte Schlappstiefel; doch ist das letztere Kleidungsstück seiner Kostbarkeit wegen selten; im Sommer betrachtet man überhaupt die Fußbekleidung als etwas Ueberflüssiges. Den Oberkörper bedeckt eine lange, bis auf die Hüfte reichende Jacke, Wamms genannt, welche jedoch weniger Bekleidung des Mannes, als der ganzen Familie ist. Denn das Wamms vertritt die Stelle des gemeinschaftlichen Mantels und während dasselbe im Sommer überhaupt in Ruhestand versetzt ist, dient es im Winter Jedem, der die Hütte verläßt, als wärmende Hülle; sobald das Kind nicht mehr unter der Last erliegt und so groß ist, daß es nicht mehr darüber fällt, hat es auch ein Anrecht auf des Vaters Wamms. — Wo noch so viel Wohlstand herrscht, da besitzt der Mann auch einen langen blauen Tuchrock und kurze Tuchhosen, die aber fast nur dem Kirchenbesuche bestimmt sind, und die vereint mit einem großen runden schwarzen Filzhut den Staat ausmachen. — Die Frauen tragen ziemlich kurze buntgestreifte wollene Röcke, eine Art Oberhemdchen von weißem Baumwollenzeug mit kurzen bauschigen Aermeln und ein buntes Kattunhalstuch. Strümpfe und Pantoffeln brauchen sie nur im Winter. — Die Frauen lieben das Bunte und wenn sie Sonntagsstaat besitzen, so besteht er in einem bunten Kattunkleide und einer Haube mit bunten Bändern; nur wenige junge Mädchen tragen gescheiteltes Haar ohne Kopfbedeckung; es wird ihnen dies aber als Eitelkeit, als Vornehmthuerei ausgelegt. — Aus bessern Zeiten hat sich die Sitte erhalten, zur Communion nur im schwarzen Anzuge zu gehen und dazu, wo irgend möglich, ein seidenes Kleid zu besitzen. Das ist jedoch längst vorüber und nur wenige schwarze Kleider haben sich in den einzelnen Dörfern erhalten; diese aber sind gewissermaßen Gemeingut gewor-

den, werden für den ausgesprochenen Zweck geborgt und gehen aus grauer Vorzeit auf Kind und Kindeskinder über.

Der Hang der Frauen zu Putz, bunter Kleidung und etwas Flitterstaat giebt dieselben einer großen Plage preis, dem Hausirhandel. Eine Schaar Hausirer, Männer und Weiber, werden zur wahren Landplage für die armen Dorfbewohner; sie vermehren sich in neuester Zeit wie die Heuschrecken und haben viel zu der Noth auf den Dörfern mit beigetragen, während in den Städten, wo dieser Handel theils verboten, theils nicht ergiebig ist, man wenig davon weiß. Sie handeln mit Allem; mit Schwefelhölzern, kleinen Spiegeln, Messern, Taback, Seife, Bändern, Schmuck und besonders mit Ausschnittwaaren. Mit einer Zudringlichkeit, die ohne Grenzen ist, drängen sie sich in die Hütten der Armen und heften sich an ihre Sohlen, und wehe, wer in die Klauen dieser Harpyen geräth! Mit allen Ueberredungskünsten dringen sie so lange in die Armen, bis sie etwas von ihrem Kram um den doppelten Preis behalten. Von Bezahlung ist jetzt natürlich keine Rede. Nach 8 Tagen kommt der Hausirer wieder und bringt noch mehr, das endlich, wiewohl nach langem Widerstreben, auch angenommen wird; allein es hat das Weib so ausdrücklich erklärt, daß es mit der Bezahlung noch lange Zeit hätte, und weiß so viel von baldiger goldener Zukunft zu schwatzen, daß die Käuferin am Ende nicht mehr sorgt. Aber nur zu bald stellen sich die Hausirer wieder ein, um zu mahnen. Geld ist nicht da, und so ändert sich denn der Ton des Wucherers; statt der schmeichelnden Zudringlichkeit zeigt er jetzt eine maßlose Unverschämtheit und wird so massiv grob als er früher geschmeidig war. Entweder beschwatzt jetzt der Hausirer die arme Schuldnerin, daß sie das Einzige in der Hütte, was vielleicht wirklichen Werth hat, einen Ring, ein Kreuz, oder dergleichen für einen Spottpreis als Bezahlung giebt, was ihm um so eher gelingt, wenn er noch einigen Plunder herausgeben kann, oder er droht mit Klage und Pfändung. Die in unheimlicher Finsterniß schleichende deutsche Justiz hat

es dahin gebracht, daß bei dem schlichten Volke ihre Boten gleich dem Bösen betrachtet werden und man sich eher jeder Unbill aussetzt, als der Gefahr, von ihr Recht zu erlangen. Deshalb wirkt die Drohung einer Klage gewöhnlich dahin, daß man das Letzte opfert, oder sich für Wucherzinsen die Bewilligung kleiner Terminzahlungen erkauft; geschieht das nicht, so wird eine Klage im Amt eingereicht, die Schuldnerin erhält Vorladungen und der Amtsbote ist jedesmal mit 10 Ngr. zu lohnen. Wenn gleichwohl keine Bezahlung erfolgt, weil es ja den Armen an Allem fehlt, so schreitet man zur Auspfändung, und nimmt ihnen alle ihre Habe, so daß nicht selten eine in verhältnißmäßig guten Umständen lebende Familie durch den Ankauf einigen werthlosen Flitterstaats zu Grunde gerichtet wird.

Die Nahrung der Erzgebirger besteht fast einzig und allein aus Kartoffeln, dort Erdäpfel genannt, in deren Bereitung sie eine wahre Virtuosität entwickeln und hundert Dinge in der Pfanne und im Topf bereiten, um Abwechslung in die Speisen zu bringen. Traurige Selbsttäuschung! Es fehlt eben an Dem, was Abwechslung giebt, an der Zuthat, der Würze, der Beimischung; der Arme ist froh, wenn er nur Salz und das dürftigste Schmalz hat und damit kann er nur die Form seiner Speise ändern. Eine große Rolle spielen die sogenannten Röhrenkuchen, kleine runde Kuchen oder Klöße, die in der Ofenröhre gebacken werden. Die Kartoffeln werden dazu gekocht, dann geschält und zu Brei gekneten, mit Salz und Schmalz gemischt und mit der Hand geformt. Diese Röhrenkuchen müssen besonders die Stelle der Semmel und Franzbrode beim Frühstück vertreten. Kann und will man sich eine besondere Güte thun, so gießt man Syrup auf diese Kuchen, oder einen braunen Rübensaft, den man ebenfalls Syrup zu nennen beliebt. — Sogenannter Kaffee ist das einzige Getränk der Armen und wiederholt sich täglich drei Mal, Morgens, Mittags und Abends; dieser Kaffee besteht aus einem langen Gebräu von Cichorie und kleingeschnittenen gebrannten

Rüben oder Wurzeln; er wird in großen irdenen Töpfen aufgetragen, und Einzelne verzehren eine unglaubliche Menge dieses Getränkes. Fleisch ist eine große Seltenheit, Brod ist ebenfalls ein Leckerbissen und höchstens kommen einige Surrogate von Hafer vor, Butter kennt man fast gar nicht.

Dies ist das gewöhnliche Leben im Erzgebirge; von Spiel und Tanz, Volksfesten und Wohlleben, Erholung und Freude ist dabei nirgend die Rede, wenn es auch nicht an einzelnen Erscheinungen dieser Art fehlt. Das einzige Vergnügen besteht in dem gemeinschaftlichen Klöppeln an den langen Winterabenden, wobei man sich mit Erzählungen unterhält. Dieses gemeinschaftliche Klöppeln nennt man „zu Rocken gehen", eine Bezeichnung, die augenscheinlich auf eine Zeit hindeutet, wo die Industrie jene seitdem unendlich vermehrte Bevölkerung noch nicht heimgesucht hatte mit ihrem Seegen und ihrem Fluche. Auch liegt diesen Zusammenkünften nicht blos der angeborene Trieb der Geselligkeit, sondern die Sparsamkeit zu Grunde, indem man das Licht der kleinen, mit schlechtem rauchendem Oele gespeisten Lampe so nutzbar als möglich zu machen sucht. Zu dem Zwecke werden so viel sogenannte Schusterkugeln um das Licht gestellt, als die Gesetze der Refraction und die Erweiterung des Kreises gestatten und jeder Schein fällt auf ein Klöppelkissen und ein Paar fleißige Hände.

In dieser einförmigen Dürftigkeit und dürftigen Einförmigkeit leben Menschen, denen die Natur den Rechtsbrief auf die Güter und Genüsse der schönen Erde so gut ausgestellt, wie irgend Einem; so leben sie in einer Zeit, wo man fortwährend vom steigenden Wohlstande des Landes posaunt und sich anstellt, als ob das Menschenglück wie Pilze aus dem Boden schieße; so leben sie in einer Zeit, wo man das Christenthum neu erfunden zu haben meint, welches doch gleiche Liebe, gleiche Pflichten und gleiche Rechte lehrt, und wo man vor lauter Christlichkeit den Kopf so rein verloren hat, daß für das Menschliche der Begriff und das Gefühl abhanden gekommen ist; so leben sie in einer Zeit, wo man

die Versuche zur Hebung dieser Uebelstände nicht selten als Narrheit oder als Hochverrath verdächtigt und verfolgt! O, wir sind weit, sehr weit gekommen!

Doch nein, so leben jene Menschen nicht; so lebten sie, als sie noch „glücklich" waren, als sie Arbeit und Verdienst hatten und ihre „Genüsse" billig waren. Das ist eine schöne Vergangenheit, die wahrscheinlich nur noch in ihren Winterabenderzählungen lebt, wie ehedem schon der gewöhnlichste einfachste Lebensgenuß für sie in das Gebiet der Märchenwelt gehörte. Die Gegenwart hat Alles geändert, Alles verschlimmert.

Denn der Absatz der Erzeugnisse ihrer Hand hat fast ganz aufgehört und ist von den Spitzen und Blonden, die um ein Viertel des Preises auf Maschinen gefertigt werden, vom Markte gedrängt. Das Klöppelwesen ist so herabgekommen, daß die geschicktesten und fleißigsten Arbeiter kaum 1 bis 2 Ngr. täglich verdienen können und auch bei diesem Lohne noch oft feiern müssen. Aus den Wohnungen sind die Bettstellen und die Betten mit den blau gestreiften Barchentüberzügen geschwunden und ein Haufen Stroh ist an ihre Stelle getreten, auf dem die ganze Familie ihre Ruhe sucht, wenn die Qualen des Hungers ihr solche gönnen. Fenster und Dächer sind elender geworden, aber das Holz fehlt, und an seine Stelle ist höchstens grünes Reisig getreten, welches mit Gefahr des Freiheitsverlustes zusammengetragen wurde und mühsam auf dem Ofen getrocknet werden muß; seine Ausdünstung verdirbt die Luft, sein Rauch macht die elende Wohnung vollends zur schwarzen Höhle und verdirbt den Armen die Augen. Die Kleidung ist zerrissen und in vielen Haushaltungen laufen die Kinder nackend umher, wie sie aus der Hand der Natur kommen. Aber die Natur hat sich wahrscheinlich auf die Bruderliebe und Barmherzigkeit der „christlichen" Bevölkerung und des „christlichen Staates" verlassen und ihnen keine Wolle wachsen lassen. Das väterliche Wamms hält kaum noch zusammen, aber es hat eine neue

wichtige Bestimmung erhalten: es muß der ganzen Familie als einzige schirmende Decke dienen in den langen Winternächten. Die Kartoffel, das einzige Nahrungsmittel der Armen, ist seit zwei Jahren nicht gerathen; sonst erzeugte der Arme sich dieselbe, indem er ein Stückchen Feld für einen geringen Preis oder für Dünger pachtete. Nachdem die Mutter Erde sogar ihn zwei Mal getäuscht und ihm für die gesunde Aussaat nur eine kranke unbrauchbare Ernte gegeben, ist er völlig erschöpft und vermag nicht mehr, Pacht und Aussaat zu erschwingen. Kartoffeln kaufen aber? — Der Scheffel, der sonst 16—20 Ngr. kostete, kostet jetzt drei Thaler.

Ist es darum ein Wunder, wenn ganze Familien Wochenlang keine andere Speise haben, als einen Kleister von schwarzem Mehl, von zweifelhaften Bestandtheilen und heißem Wasser bereitet, dem sogar die Würze des Salzes fehlt; daß andere einen Theil des Winters nur Suppe von Kartoffelschalen genossen haben, die sie zum Futter für eine Ziege aufgehoben hatten, die aber längst der Noth zum Opfer fiel; daß das Fleisch krepirter Pferde und anderer Thiere beim Schinder gesucht und als Leckerbissen verzehrt wird? Daß die hungernden Eltern den herzzerreißenden Schrei ihrer Kinder nach Brod mit Prügeln beantworten müssen, um nicht völlig zur Verzweiflung getrieben zu werden; daß ganze Familien ihre Blöße nicht zu bedecken vermögen, obgleich sorgfältige Beamte dem reisenden Minister eine mühsam herausgeputzte Klöppelschule zeigten; daß die Mutter ihre Säuglinge mit Blut stillen, weil der ausgehungerte Körper der Brust keine Milch mehr gab, und mit Blut fortstillen mußte, weil sie dem Säuglinge weder Milch noch Semmel zu kaufen vermochte; daß die bleichen matten Gerippe, die man Menschen nennt, auf der Straße hinstürzen vor Hunger und dem Schicksale überlassen bleiben, ob sie sich wieder von selbst erholen oder nicht, da es Niemand vermag ihnen eine Labung zu reichen; daß Sterbende, die langsam verelendet sind und die der Tod bald zu erlösen verspricht, keinen andern Gedan-

ken und keinen andern Wunsch haben, als sich nur noch einmal satt essen zu können auf dieser Erde, aber scheiden ohne Erfüllung dieses Wunsches; daß solche Wünsche die letzten Worte sind, welche die halbbekleidete Frau, der arbeitslose und arbeitsunfähige Mann, die nackenden Kinder am Sterbebette vernehmen, wo, abgesehen davon, was ihr menschliches Herz empfindet, sich zu den Qualen des Hungers noch das verzweifelnde Bewußtsein gesellt, daß hier ihr einziger Ernährer stirbt, nachdem er sich zu Tode gearbeitet und gehungert hat.

Das Alles sind keine Phantasiegebilde, keine Uebertreibungen; es sind **Thatsachen**, wie sie in Rittersgrün, Großpöhla, Wiesenthal und andern Orten vorgekommen sind; Thatsachen, vor denen selbst die Beschönigungs-, Bemäntelungs- und Umnebelungsmanie verstummte, die gewöhnlich sofort laut wird, wenn irgend eine Erscheinung auftaucht, die ernstliche Zweifel darüber hervorruft, ob denn wirklich unser dermaliger Staat der „beste Staat" sei. Allerdings kann der Staat in seiner dermaligen Organisation sowohl, als noch mehr auf seiner dermaligen Grundlage dieses Elend nicht aufheben; allein wenigstens sollte er alle seine Kräfte anstrengen, zu mildern und vorzubeugen, wo er immer kann. Das Allermindeste, was man von ihm verlangen kann, wäre doch, die völlig Hülflosen nicht noch zu belasten. Allein diese gräßliche Armuth ist mit indirecten Steuern wirklich überlastet und muß von jedem kargen Bissen Abgaben bezahlen; Butter, Fleisch und Kartoffeln, die im nahen Böhmen weit billiger sind, als im sächsischen Erzgebirge, müssen hoch versteuert werden — Wildpret, Fische und ähnliche Leckerbissen für die Reichen gehen steuerfrei ein; ebenso lag bis vor kurzem auf den trocknen Gemüßen eine hohe Abgabe, obgleich dieselben beim völligen Mißrathen der Kartoffeln unentbehrlich waren. Und während man diese ungerechteste und verkehrteste aller Steuern bestehen läßt, und nicht im Stande ist, den völlig entleerten Lebensmittelmarkt zu füllen, verweigert man ein so wichtiges und billiges

Nahrungsmittel, wie den Reis, durch Aufhebung des Eingangszolles auf den Markt zu bringen; ja, während die meisten Industriezweige so gesunken sind, daß sie kaum ihre fleißigen Hände noch nähren und dem Arbeiter die härtesten Entbehrungen auferlegen, nimmt man durch die völlig unrationelle Garnzoll-Erhöhung den darbenden Webern und Wirkern den schmalen Bissen zum Munde weg, um einige reiche Spinnereibesitzer, die meist durch eigene Schuld und falsche Veranstaltungen nicht vorwärts können, damit zu begünstigen. Es ist eine sehr verkehrte Welt! Dabei beschränkte sich directe Hülfe, welche geleistet wurde, lange Zeit auf wenige Thaler, und wenige alte Soldatenmäntel und Tzackots. Auch wußte man in einer langen und unerquicklichen Verhandlung über den Nahrungszustand nichts als die verbrauchten Mittel eines Chausseebaues, eines Mehlmagazins, einer Sparkasse — Leute, die nicht wissen, wie sie von einem Tage zum andern leben sollen, sollen sparen! — und mit einem Worte eines Almosens vorzuschlagen! Die wenigen Männer, welche wie der Abgeordnete Schaffrath die Forderung der Verarmungsfrage von einem höhern, zeitgemäßen Standpunkte auffaßten und behandelten, erhoben ihre Stimme vergebens; sie klang wie eine Stimme in der Wüste, unverstanden und ohne Widerhall in empfänglichen Herzen.

Was dem Erzgebirge fehlt, ist: Aufhebung des modernen Helotenthums, Gewährung von Rechten im Staate und Arbeit. Die erstere kann, muß der Staat geben, die letztere schafft gewiß die Gesellschaft selbst besser. Solche Versuche mißlingen in den Händen des Staates: hat derselbe doch vor wenigen Jahren erst große Summen, angeblich 54,000 Thaler, dazu verwendet und konnte mit dieser Summe wenigstens den Anfang zu einer Wirksamkeit machen, die ganzen Landestheilen Arbeit und Wohlstand brachte. Allein was geschah? Man kaufte mit dem Gelde den reichen Kaufleuten ihre Ladenhüter ab und den Armen kam nichts davon zu Gute. Viel wirksamer ist in dieser Beziehung das

Bestreben des Kaufmanns Karl Heicke in Leipzig, der sich den Scherznamen „Vater des hungernden Erzgebirges“ wirklich verdient hat, der einen Verein zu Stande brachte, welcher bereits die Mittel aufbot, mehrere hundert Arbeiter zu beschäftigen, und zwar zu dem in guten Zeiten üblichen Lohne zu beschäftigen; der aber sich die Mühe und Kosten nicht verdrießen läßt, selbst zu sehen und selbst zu handeln, so daß die Hülfe den Armen direct zufließt, nicht unberufenen Mittlern, die in der guten Zeit von dem Fleiße der Armen so viel bei Seite gebracht, daß sie das jetzige Elend ruhig ansehen können.

Wodurch ist den gesunkenen Nahrungsverhältnissen in Teutschland aufzuhelfen?

Von

Friedrich Moritz Gast.

Kein Mensch, welcher die Vorgänge um sich herum mit unverschleierten Blicken zu betrachten gewohnt ist, kann es übersehen haben, daß keineswegs die Ernte des verflossenen Jahres und die Steigerung der Viktualienpreise als die Ursache des in den Reihen unserer ohnehin schon so genügsamen Arbeiter ausgebrochenen Nothstandes zu betrachten sind. Denn wir erinnern uns der Jahre 1816 und 1817, wo der Mißwachs aller Feldfrüchte total und der Preis der Nahrungsmittel ein weit höherer war, als der jetzige Getreidepreis; und gleichwohl war, selbst bei einem Kornpreise von 13—15 Thlr. pro Scheffel, keine allgemeine, sondern nur in einzelnen Familien des Arbeiterstandes bemerkbare, Noth vorhanden. Wir können aus dem Munde Tausender von Arbeitern die Bestätigung hören: „ja damals war die Noth bei weitem nicht so groß, denn wenn das Korn auch theuer war, es wurde aber doch auch genug Geld verdient! Wenn dies aber wahr ist, wenn nicht geleugnet werden kann, daß die dermalige Steigerung der Brodpreise den herrschenden Nothstand nicht hervorgerufen, sondern nur noch drückender gemacht habe, so ist auch der Trost, welchen man dem Arbeiter giebt: es würden die Fruchtpreise durch Einfuhr von auswärts und durch den jetzt ersichtlichen ausgezeichneten Stand der Wintersaat bald zu beträchtlichem Sinken gebracht werden, — nur eine nichtssagende Vorspiegelung. Denn wenn man auch zugeben will,

daß durch das Sinken der Brodpreise eine Erleichterung des bereits Schrecken erregenden Nothstandes herbeigeführt werden wird, so ist doch dadurch der Nahrungslosigkeit noch keineswegs vorgebeugt, sie wird vielmehr mit allen ihren schrecklichen Folgen nicht nur fortbestehen, sondern sich bei den billigsten Fruchtpreisen unaufhaltsam steigern.

Es dürfte daher für jeden Vaterlandsfreund die Frage nahe liegen:

Wie ist dieser Nahrungslosigkeit des teutschen Fabrik- und Arbeiterstandes wirksam entgegenzutreten?

Wollen wir uns aber in Beantwortung dieser Frage nicht mit Selbsttäuschungen — ein jetzt in gewissen Regionen leider sehr gewöhnliches und beliebtes Beruhigungsmittel — irre führen, so haben wir vor allem zu untersuchen, welche Umstände diese Nahrungslosigkeit hervorgerufen haben? Da wird man uns zurufen: An dem ganzen Elende Teutschlands sind die Maschinen und die Eisenbahnen schuld; denn die Maschinen haben dem kleinen Arbeiter seinen Verdienst genommen und dem einzelnen Gewerbtreibenden es unmöglich gemacht, die Konkurrenz mit dem großen Fabrikherrn auszuhalten; so daß ein Gewerbtreibender nach dem andern aufhören und zu Grunde gehen muß. Die Eisenbahnen aber haben die großen Kapitalisten an sich gerissen und dem kleinen Gewerbsmann auch die letzte Hülfe, die Unterstützung mit fremden Geldmitteln, weggezogen.

Nun es läßt sich nicht bestreiten, daß diese Ansicht, so sehr sie auch von vielen Seiten schon bekämpft wurde, doch eben so wahr als unwiderlegt geblieben ist. Allein damit ist nur für die Sache selbst noch Nichts gewonnen; denn die Maschinen und die Eisenbahnen sind vollendete Thatsachen, welche sich durch alles Reden und Klagen nicht wieder aus der Welt verdrängen lassen; sie werden ihre Folgen unaufhaltsam äußern und es kann nur darauf ankommen, Mittel ausfindig zu machen, wodurch es uns möglich wird, die verderblichen Einwirkungen auszupariren und nach und nach

selbst in wohlthätige Wirkungen umzugestalten. Hat doch die Natur noch nie ein Gift erzeugt, gegen welches sie nicht zugleich ein Gegengift geschaffen und welches, richtig erkannt und angewendet, selbst zum wichtigsten und nützlichsten Heilmittel geworden wäre.

Ebenso steht es mit dem Gifte der Maschinen und Eisenbahnen und wir müssen uns deshalb vor allen Dingen klar darüber werden: ob die Eisenbahnen und Maschinen selbst und unbedingt oder nur in ihrer Anwendung, in der Art, wie man ihre Wirkungen benutzt, schädlich sind? Daß beide in der obenerwähnten Weise zum Nachtheile der einzelnen Gewerbtreibenden, zum Nachtheile der einzelnen Arbeiter gewirkt haben, läßt sich mit Grund nicht bestreiten; aber wodurch wurde es beiden möglich, die große Anzahl der Gewerbtreibenden und Arbeiter so sehr in Nachtheil zu bringen, so sehr vom Markte des Geschäftslebens zu verdrängen?

Nur die Macht der Kraftverbindung ist es, wodurch jene Wunderwirkungen erzeugt werden; ihr gegenüber erscheint der einzelne Gewerbtreibende, der einzelne Arbeiter, in seiner Vereinzelung dastehend, als ein ohnmächtiges Wesen, als ein altersschwacher, entkräfteter Greis, dem von Muth und Kraftfülle strotzenden Jünglinge gegenüber.

Gefühlt hat man schon lange, daß diesem Zustande abgeholfen werden müsse, aber über das Wie? ist man noch zu keinem glücklichen Ergebnisse gelangt. Man hat verschiedene Maaßregeln in Vorschlag und theilweise zur Anwendung gebracht, aber immer mit schlechtem Erfolge. Man hat die Regierungen angetrieben, die Ketten des mittelalterlichen, verrosteten Zunftzwanges wieder straffer zu ziehen, das veraltete Institut der Innungen sammt allem wenig erquicklichen Gefolge wieder aufzufrischen; man hat das Anlegen neuer Fabriken zu erschweren gesucht; man hat die Gewerbe von den Dörfern zu vertreiben und in die Städte zurückzuzwängen versucht; man hat Verbote und Erschwerungen des Hausirhandels aufgebracht; man hat Zollsperren und Schutzzölle ver-

langt und geschaffen; man hat von den Regierungen für die Gewerbe Unterstützungen begehrt und zum Theil erhalten und unzählige dergleichen Maaßregeln mehr in Anspruch genommen; aber Alles umsonst, gerade das Gegentheil von dem, was man beabsichtigte, ist erzielt worden; immer tiefer ist der Verdienst der Gewerbtreibenden und Arbeiter gesunken, ja der völlige Ruin, die gänzliche Nahrungslosigkeit ist eingetreten. — Wir erinnern an die Noth der schlesischen Weber, an die Noth des sächsischen Erzgebirges vor einigen Jahren und zwar gerade zu einer Zeit ganz billiger Lebensmittel und reichhaltiger Ernteergebnisse! — Sind sie nicht Beweis genug, daß jene Maaßregeln sämmtlich erfolglos gewesen, daß sie nur dazu gedient haben, diese unglücklichen Arbeiter höchstens auf kurze Zeit hinzufristen, um das Elend mit desto unbesiegbarer Heftigkeit in kurzer Zeit wieder hervorbrechen zu lassen?

Jeden Falles müßte man aber aus diesen Vorgängen die Lehre gewonnen haben, daß auf solchem Wege, mit solchen Mitteln, das Ziel, was man erstrebt, nicht mehr erreicht werden kann. Ja es muß endlich einmal den Regierungen und dem Volke besonders hieraus klar werden, daß es ein vergebliches Bemühen ist, in das Rad der Zeit eingreifen und seinen unaufhaltsamen Umschwung aufhalten zu wollen, daß das ganze Universum nicht zum Stillstehen, sondern zum steten Fortschreiten bestimmt ist, und daß des Menschen Kraft bloß darin zu suchen ist, wenn er von seiner Vernunft den richtigen Gebrauch macht und seinen Scharfsinn darauf richtet, alle Erfindungen und Kräfte der Natur so zu benutzen, daß sie zum wahren Vortheile der kommenden Geschlechter gereichen.

Betrachten wir aber von diesem Gesichtspunkte aus die Maschinen und die Eisenbahnen, so kann es kaum zweifelhaft sein, daß sie uns folgende heilsame Lehren geben:

1) Durch Vereinigung der Kräfte wird Großes, Unglaubliches ausgerichtet, durch Vereinzelung oder Zersplitterung derselben wird jede wahrhaft großartige Idee unmöglich gemacht.

2) Ein wahrhafter Fortschritt läßt sich weder rückwärts drehen, noch aufhalten, ohne seine ganze Macht zum Verderben dessen zn kehren, der mit frevelhafter Hand in das Rad der Zeit zu greifen wagt.

3) Wohl aber wird jeder Fortschritt wenn die Menschen sich bemühen, mit ihm Hand in Hand ihr Ziel nicht rückwärts, sondern vorwärts zu suchen und zu verfolgen zum wahren Wohle der Menschheit zu leiten und anzuwenden sein.

Diese Betrachtungen, angewendet auf die durch die Eisenbahnen und Maschinen erzeugten Nachtheile für den Stand der Manufakturisten und Arbeiter, werden uns bald den Standpunkt erkennen lassen, von welchem aus wir gegen die bereits aufgetretene und immer noch heftiger ausbrechende Nahrungslosigkeit die Hülfsmittel zu erblicken und uns ihrer zu bemächtigen haben.

Kann dem Maschinen- und Fabrikwesen gegenüber der einzelne Manufakturist und Arbeiter nicht mehr in die Schranken treten und die Konkurrenz für die Dauer aushalten, so wird den vereinten Kräften einer größeren Anzahl Manufakturisten sicher gelingen, was dem Einzelnen unmöglich geworden ist.

Vereinigung der Kräfte, freie Vergesellschaftung ist demnach die vornehmste Aufgabe der Jetztzeit; ihr nur ist es vorbehalten nicht allein mit dem Maschinenwesen Hand in Hand zu gehen, sondern sich dasselbe dauerhaft dienstbar zu machen. Würde es wohl dem Einzelnen möglich gewesen sein, sich die Dampfkräfte zum Waaren- und Personentransport auf glatten Eisenbahnen in so großartigem Maaßstabe dienstbar zu machen? Aber der Vereinigung vieler Menschen, vieler Geldmittel zu demselben Zwecke, ist die Ausführung solcher Riesenpläne möglich geworden.

Wenn also der einzelne Weber, der einzelne Tuchmacher nicht die Mittel besitzt, sich Webemaschinen oder Maschinen-

webestühle anzuschaffen, so wird es aber gewiß den vereinten Geldmitteln einer größeren Anzahl von Webern möglich sein, die Maschinen auch sich dienstbar zu machen, ohne vorerst darauf warten zu müssen, ob der Kapitalist nach überstandenen und verschmerzten Eisenbahnbaukosten schon wieder Lust verspüren wird, dem Manufakturisten Geldvorschüsse zu machen.

Statt dessen quält der einzelne Manufakturist sich mit seinen kaum zureichenden Mitteln ab, um einen Ballen Waaren fertig zu bringen, er beschneidet, wenn die Mittel nicht zureichen wollen, den kargen Lohn seiner Gewerbsgehülfen; er sucht, was am Anlagekapital ihm fehlt, wieder an der Güte des Materials fehlen zu lassen; alles, um nur mit kleinen Mitteln eine möglichst große Quantität Waaren herzustellen, und nun bezieht er mit den fröhlichsten Aussichten die Messe. Da steht neben ihm das große Waarenlager des reichen Fabrikherrn, welcher neben zureichenden Mitteln auch die Kraft und Schnelligkeit der Maschienen sich dienstbar zu machen gewußt hat. Die Käufer strömen nach dem großen Waarenlager zu, dort haben sie das Auslesen! Der ärmliche Ballen des kleinen Gewerbsmanns bleibt unbemerkt und entweder unverkauft oder muß, damit nur die Produkzionskosten gedeckt und die Arbeit wieder fortgesetzt werden könne, um jeden Preis hingegeben werden. Dieses Mißgeschick, durch einige Messen wiederholt, ist mehr wie ausreichend, das kleine Anlagekapital zu verschlingen und den Gewerbsmann bei aller Thätigkeit und Sparsamkeit zu ruiniren. Mit ihm selbst wird auch die Zahl seiner Arbeiter auf längere oder kurzere Zeit verdienst- und brodlos und so wächst die Zahl der Arbeitslosen von Jahr zu Jahr zu einer zuletzt Schrecken erregenden Höhe. Je mehr aber die Gewerbtreibenden in Abfall der Nahrung gerathen, desto weniger ist der Kapitalist geneigt, noch Hülfsmittel zum bessern Umschwung der Gewerbe herzuleihen, weil sein Vertrauen zu demselben in demselben Grade verschwindet.

Vergebens wird man sich daher bemühen, die Kapitale wieder für die Industrie zu gewinnen, wenn man nicht vorerst dahin strebt, derselben eine Achtung gebietende Stellung in Teutschland zu geben und ihr eine Macht zu verschaffen, vor welcher der Grundbesitz — ohnehin nicht mehr im Stande Teutschland zu ernähren — in den Hintergrund treten muß.

Aber fragen wir immer wieder: wie ist dies dem einzelnen teutschen Gewerbtreibenden möglich, da seine beschränkten Hülfsmittel sehr häufig nicht einmal mehr hinreichend sind, den Fortbetrieb des Gewerbes hinzufristen? Ein wahrer Aufschwung der teutschen Industrie zu derjenigen Höhe, welche dem Inlande wie dem Auslande Vertrauen einflößt, wird, wir wiederholen es, unter den dermaligen Geld- und Konjunkturverhältnissen der Konkurrenz des Auslandes gegenüber unmöglich sein, wenn sich der teutsche Gewerbtreibende nicht entschließen kann, aus der ihm bisher eigenthümlich gewesenen, abgesonderten und vereinzelten Stellung herauszutreten und sich dem jetzt allein noch möglichen Prinzipe, nämlich dem Sozialismus, in die Arme zu werfen und sich mit anderen seiner Gewerbsgenossen, nach Maaßgabe seiner Mittel und Fähigkeiten zu größeren, auf Gemeinschaftlichkeit alles Gewinnes und Verlustes und auf Gegenseitigkeit der Leistungen gegründeten Gewerbsgesellschaften zu verbinden.

Damit man aber unsere Gemeinschaftlichkeit nicht etwa in Kommunismus übersetze und uns sofort als einen, aller Welt Schrecken einjagenden Kommunisten verschreie, wollen wir uns deutlicher dahin erklären: daß wir unter jener Gemeinschaftlichkeit eine auf die Grundsätze der Gesellschaft gestützte verstehen, vermöge deren der gemachte Gewinn den einzelnen Gesellschaftsmitgliedern nach dem Verhältnisse ihres größeren oder geringeren Antheiles als ihr Privatvermögen (Eigenthum) zugetheilt, und aller Verlust, sowie alle Kosten nach demselben Maaßstabe getragen werden. Es unterscheidet sich also von dem Kommunismus, nach welchem es kein Privat-

eigenthum giebt, sondern aller Gewinn ungetheilt bleibt und lediglich der gemeinschaftlichen Kasse der ganzen Gesellschaft angehört, die von uns vorgeschlagene Gemeinschaftlichkeit wesentlich, indem sie vermittels der Vertheilung des Gewinnes an die einzelnen Gesellschaftsmitglieder zu demselben Ergebnisse (größtmöglichste Vermehrung des Privateigenthums der Einzelnen) führt, welches durch die bisherige abgesonderte Gewerbsthätigkeit des einzelnen Gewerbsmannes erzielt werden sollte.

Dagegen hören wir einwenden: das Mittel der allgemeinen Vergesellschaftung im Gewerbswesen sei unausführbar, weil das Mißtrauen des Einzelnen gegen den Anderen eine so innige Verbindung u. s. w. unmöglich mache, und es werde eine solche Gesellschaft auch nicht viel helfen, da es dergleichen schon genug gegeben, welche nachher wieder aufgelöst werden mußten, nachdem sie zuvor ihre aufgewendeten Akziencapitale gänzlich verloren, oder die letzteren während der ganzen Betriebszeit ohne Dividendegenuß geblieben; indem erfahrungsmäßig die Verwaltungskosten bei solchen Unternehmungen die ganze Einnahme aufzehren.

Nun es läßt sich wohl nicht läugnen, daß diese Einwendungen mit ganz nahe liegenden Erfahrungen belegt werden können, wir erinnern nur an das jämmerliche Ende der Akzienweberei in Aue, der Maschinenbaukompagnie, an die Unfruchtbarkeit der erzgebirgischen Eisengesellschaft zur Königin-Marienhütte u. s. w. Indessen dürften eine ausführliche Widerlegung die engen Grenzen dieser Blätter nicht gestatten; deshalb beschränken wir uns darauf, zu bemerken: daß wir Erwerbsgesellschaften von der Einrichtung wie jene Akzienkompagnien hier nicht gemeint haben. Denn bei diesen bestehen die wahren Gesellschaftsmitglieder gewöhnlich aus geschäfts- und kopflosen Geldlieferungsmaschinen, die wahre Aktivität der Gesellschaft ruht in den gewöhnlich fast unverantwortlichen und so gut wie gar nicht kontrolirten Händen eines großen, kostspieligen, festbesoldeten, bei dem Unternehmen selbst aber gar nicht betheiligten

Beamtenpersonals; während Gewerbsgesellschaften, wie wir dieselben wollen, nur aus Männern vom Fach, aus Männern desselben Gewerbes bestehen und der Gesellschaft ein doppeltes Kapital einbringen, nämlich den einem jeden möglichen baaren Beitrag zum Betriebskapital und das Kapital ihrer Arbeit, ihrer eignen Gewerbsthätigkeit. Daß es hier ein, von dem Interesse der Gesellschaft getrenntes Beamtenthum weder giebt, noch dessen bedarf, liegt auf der Hand, und dadurch ist nicht nur die Basis, auf welcher der ganze gesellschaftliche Organismus ruht, gegeben, sondern mit ihm auch zugleich der aus dem bisherigen Akziengesellschaftswesen genommene Haupteinwand gegen die von uns vorgeschlagenen Gewerbsgesellschaften im Allgemeinen widerlegt.

Ferner wird man, und zwar mit mehr Grund, gegen unseren Vorschlag einwenden: daß die bloße Hebung der Gewerbe vermittels Gewerbsgesellschaften, auch wenn letztere allgemein durchgeführt würden, noch immer nicht dazu führen könne, den gesunkenen Nahrungsverhältnissen Teutschlands dauerhaft aufzuhelfen, da es ja keineswegs an gutem Fabrikate, sondern vor Allem an **ausreichendem Absatze** fehle.

So wahr diese Bemerkung ist, so liegt doch die Grundursache auch dieses nicht zu verkennenden Uebelstandes lediglich wieder in der isolirten Geschäftsbetreibung des Gewerbe- und Handelsstandes, welche, wenn anders die Stellung des teutschen Handels und der Gewerbe dem Auslande gegenüber eine bessere werden soll, aufhören muß.

Auch der teutsche Handelsstand kann, soweit er mit Erzeugnissen des teutschen Gewerbfleißes Handel treibt, in seiner großen Mehrheit die isolirte Stellung, in welcher er sich jetzt bewegt, nicht länger behaupten, ohne seinen Waarenvertrieb nach Außen vollends zu verlieren und gänzlich zu Grunde zu gehen. Den schon bis auf fast Nichts zusammengeschrumpften Export der Waaren in andere Welttheile sucht man wieder zu

heben, indem man die Regierungen anruft, eine teutsche Flotte zum Schutze des teutschen Exporthandels aufs Meer zu stellen, dem Export die größtmöglichsten Erleichterungen zu verschaffen, die Einfuhr fremder Manufakturwaaren möglichst zu erschweren, oder, wie Einige wollen, vollständige Handelsfreiheit herzustellen. Allein man vergißt dabei die politische Gestalt Teutschlands, man übersieht, daß Teutschland auch keinen Schatten von staatlicher Einheit besitzt und daß man deshalb von den teutschen Regierungen etwas durchaus Unmögliches verlangt, etwas, das die Regierungen selbst bei dem besten Willen nicht geben können, so lange der Status quo in Teutschland derselbe bleibt; und daß eher Teutschlands gesammter Gewerbe- und Handelsstand in Millionen Bettlerfamilien verwandelt, als eine politische Umgestaltung Teutschlands, ausgehend von den teutschen Regierungen, ins Leben gerufen werden könne; dies muß jedem Verständigen sonnenklar sein. Wozu also diese ewige unwürdige Bettelei, dieses unwürdige, nie etwas fruchtende Petizioniren!

Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! —

So muß der Wahlspruch lauten, der zum Ziele führt. Teutschlands Handel könnte längst eine große Handelsflotte haben; Teutschlands Handel könnte schon längst so gut wie England und Frankreich in allen Theilen der Welt seine Waarendepots, mit vollständiger Garantie haben, mit England und Frankreich allenthalben in die Schranken treten, wenn sich der Kaufmann nur erst aus seiner egoistisch abgesperrten Geschäftsführung heraus- und bis zum wahren Selbstvertrauen auf seine Kraft durcharbeiten wollte. — Wenn der Kaufmann vorerst aufgehört haben wird, in der tiefsten Geheimhaltung seines „Credit“ und „Debet“ alles Heil seines Geschäfts zu erblicken und sich entschließt, seinem Standes- und Berufsgenossen zu einem Schutz- und Trutzbündniß auf gemeinschaftlichen Gewinn und Verlust statt der italienischen Kaufmannshand, die ehrliche teutsche Bruderhand zu reichen; — dann werden große Handelsgesellschaften entstehen und allein im Stande sein,

dem Handel die auswärtigen Absatzquellen wieder zu öffnen, dem teutschen Handel die Meere zu erschließen und sie mit den Flachen einer mächtigen, Achtung gebietenden teutschen Handelsmarine zu beleben. Wer aber wird es bezweifeln, daß der einzelne teutsche Kaufmann kaum ein eigenthümliches Schiff, geschweige denn, und wäre er auch noch so reich, eine Handelsflotte ins Leben rufen könne; verbinden sich aber die Hülfsmittel, die werbenden Kapitale von nur 5000 teutschen Kaufleuten zu demselben Zwecke; wer zweifelt noch, daß es ihnen in kurzem möglich wäre, sich nach allen Welttheilen, auf allen Meeren die gesichertsten Handelsstraßen zu eröffnen und die auswärts angelegten Waarendepots durch eigne Direkzion, und Beaufsichtigung unter den sichersten Garantien zu erhalten?

Daß dies Alles für den weiter sehenden Geschäftsmann keine schwärmerischen, in der Wirklichkeit unerreichbaren Traumgebilde sind, beweist schon die staunenswerthe Größe und Geschäftsausdehnung des **östreichischen Lloyd**, obwohl derselbe gegen das, was einer allgemeinen teutschen Handelsgesellschaft zu erreichen möglich, nur wie der Zwerg gegen den thurmhohen Riesen erscheint. Was Alles auf dem kaufmännischen Gebiete dem Sozialismus bereits möglich geworden ist, beweisen uns evident die schon bestehenden Assekuranzgesellschaften. Während früher der Schiffseigner oder der dasselbe für seine Rechnung befrachtende Kaufmann mit Angst und Sorgen das Herannahen jedes Sturmes erblicken und befürchten mußte, im nächsten Augenblicke durch Untergang des Schiffes zum Bettler zu werden, hat es jetzt der Sozialismus durch seine Versicherungsgesellschaften dahin gebracht, daß der Schiffseigner wie der Kaufmann sorglos sein und von den Elementen nicht mehr vernichtet werden kann. Was aber dem Sozialismus auf der einen Seite möglich geworden ist, warum sollte es demselben hier unmöglich sein, das Staunenswertheste, das Niegeahnte auszurichten, sobald es dem teutschen Kaufmann nur erst gefallen haben wird, einen ziemlichen Theil seiner Engherzigkeit, seines kaufmännischen, zur Gewohnheit

gewordenen Schlendrians abzulegen. Der einsichtsvolle, denkende Kaufmann, der mehr ist als eine bloße Ein- und Verkaufsmaschine, kann die jetzige Stellung des Handels und der Industrie zur allmälig eingetretenen Umgestaltung des Weltverkehrs und der gesellschaftlichen Ordnung der Dinge unmöglich länger verkennen; er muß sich, bei richtiger Beurtheilung der Weltbegebenheiten schon längst darüber klar geworden sein, daß, wie die politischen Zustände der menschlichen Gesellschaft einer gänzlichen Umgestaltung entgegengehen, wie hier die alten Grundmauern, auf denen Staat und Kirche in ihrer zeitherigen Form geruht haben, wankend und unhaltbar geworden sind, wie auf diesem Felde alle Begebenheiten unwillkürlich dem Sozialismus in die Hände arbeiten und über kurz oder lang in ihm ihre allein mögliche Grundlage erblicken werden, daß ebenso auch Handel und Industrie ihre allein sichere Basis im Sozialismus zu finden haben.

Ueber die innere organische Gestaltung solcher Handelsgesellschaften uns weiter zu verbreiten, ist hier nicht der Ort, aber soviel bemerken wir, daß, haben sich einmal mehrere solcher Gesellschaften auf den beiden obersten Grundsätzen der Gemeinschaftlichkeit und Gegenseitigkeit, wie wir die letzteren oben beleuchteten, zu wahren Großhandlungen im Sinne der Jetztzeit gebildet und werden diese einzelnen Gesellschaften sich noch durch ein allgemeines Band zu einem einzigen großen Ganzen vereinigen, dann dürfen wir auch nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß sie ihre gemeinsame Aufgabe, die des Welthandels, richtig begreifen und durchführen werden. Wenn aber auch in Absicht der Kaufmannsschaft bereits solche Gesellschaften existirt haben, welche gleichwohl dieses Ziel nicht erreicht, vielmehr ein schmähliches Ende genommen haben (wir erinnern nur beispielsweise an die Elbamerikanische Kompagnie, an die Rheinisch-Westindische Compagnie und andere); so gilt auch von ihnen dasselbe, was wir oben über einige zu Grunde gegangene gewerbliche Gesellschaften bereits gesagt haben. Sie hatten sich theils

die Grenzen ihres Zieles zu eng gezogen, theils den Zweck ihres Strebens verkannt, zur Ausführung die unrichtigen Mittel gewählt, vornehmlich aber der gesellschaftlichen Einrichtung eine ganz falsche Grundlage gegeben. Beweisen doch zahlreiche andere Gesellschaften, daß, sobald nur der gesellschaftliche Organismus richtig begriffen und durchgeführt wurde, es der Gesellschaft dann nie an einem glücklichen Fortgang, an segensreicher Wirksamkeit gefehlt hat.

Wir erinnerten schon oben an den glücklichen Erfolg des östreichischen Lloyd und zahlreicher Versicherungsgesellschaften und wollen nur der Englisch-Ostindischen Kompagnie und der großen Folgen, welche dieselbe für den überseeischen Handel Englands gehabt hat, kürzlich gedenken, um zu beweisen, daß Engherzigkeit, fehlerhafte Organisazion und verkehrtes Angreifen stets die alleinigen Ursachen der unglücklichen Folgen jener untergegangenen Gesellschaften gewesen sind. Möge sich also Teutschlands Handels- und Gewerbsstand seiner wahren Macht und Größe recht bald klar bewußt werden und sich jener alten Fabel mit den Reißbündeln, welche sich, verbunden, durch die größte Kraftanstrengung nicht zerbrechen ließen, sobald man aber die Bündel gelöst und die einzelnen Reißstäbchen herausgenommen, letztere vereinzelt von einem Knaben sämmtlich leicht zerbrochen und vernichtet werden konnten, — recht lebhaft erinnern und daraus noch einmal die Lehre ziehen: wie wenig der Mensch, einzeln dastehend, vermag, aber wie ihm eine unbesiegbare Kraft innewohnt, so lange er innig verbunden mit seinen Mitmenschen nach gemeinschaftlichem Ziele strebt.

Auf diesem Wege wird, muß das Ziel erreicht werden, welches wir in der Ueberschrift angedeutet haben. Wenn uns aber der Raum dieser Blätter nicht verstattete, uns weiter über dieses Thema zu verbreiten und so tief in die Masse des sich darbietenden Stoffes einzudringen, als wir es thun zu können selbst gewünscht hätten, so sei es uns vergönnt,

darauf hinzuweisen, daß wir beabsichtigen, in einer besonderen Schrift unter dem Titel:

Wie ist dem teutschen Handel und Gewerbe wahrhaft zu helfen und der überhand nehmenden Verarmung entgegenzuarbeiten?

uns über die praktische Ausführbarkeit unserer Vorschläge und über die innere Organisazion solcher Handels- und Gewerbsgesellschaften theils über die Möglichkeit einer festen allgemeinen Verbindung derselben zu einem gemeinschaftlichen Ganzen weiter zu verbreiten.

Damit man aber unsern Vorschlägen nicht entgegenhalte: es sei wohl ein Leichtes, gute Rathschläge zu ertheilen, zwischen Rath und That aber noch ein gewaltiger Zwischenraum, so möge hier noch die Bemerkung einen Platz finden: daß Verfasser dieses mit mehreren achtungswerthen Männern bereits im Begriffe steht, in Leipzig, im Herzen des teutschen Handels und Gewerbfleißes, wenigstens mit einer solchen Gesellschaft, wie wir sie oben vorschlugen, sogleich den praktischen Anfang zu machen. Es ist dies eine

Konjunktur-Assekuranzkompagnie,

welche den Zweck hat durch Aufbringung eines ausreichenden Akzienkapitals die Industriescheine der gleichzeitig in's Leben zu rufenden

Teutschen Handels- und Industrie-Anstalt
zu Leipzig

zu garantiren und dadurch der letzteren die Möglichkeit zu verschaffen, ohne große Baarvorräthe der teutschen Industrie und dem Handel mit den Erzeugnissen teutschen Gewerbfleißes in möglichst ausgedehnter Weise unter die Arme zu greifen.

Wir können aber den Wunsch nicht unterdrücken, daß auch diese Blätter dazu beitragen mögen, dieser Doppelgesellschaft eine recht zahlreiche Theilnahme zuzuwenden.

Heimweh und Auswanderung.

Skizze von

Friedrich Gerstäcker.

Vor Jahren, und noch nicht einmal vor so gar langen Jahren, war eine Reise von mehr als zwanzig Meilen ein Gegenstand, der nicht allein jede nur erdenkliche Vorbereitung erforderte, sondern den Reisenden selbst fast wie einen tollkühnen Wagehals erscheinen ließ, der sein eigenes Leben und die Ruhe seiner Verwandten und Freunde keinen Deut hoch achtete, sondern nur, ein zweiter Robinson Crusoe, Lust habe, seine Tage unter Wilden und Cannibalen zu beschließen. Damals standen noch wohlbeleibte Wirthe mit den dicken, gemüthlichen Gesichtern in der Thür ihrer Gasthäuser, und unter den an starken eisernen Stäben hin- und herknarrenden Conterfeys von rothen Drachen oder noch rötheren Potentaten, sahen die alte, wohlbekannte Landkutsche halbe Stunden lang bedächtig auf der ausgefahrenen Straße heranrasseln, und berechneten schon im Voraus, für wie viel Gäste die hochlägerigen, schneeweiß überzogenen Betten hergerichtet, wie viel Paar Pantoffel zum Wärmen an den Ofen gestellt werden müßten.

Jetzt dagegen zischen und schnauben keuchende Locomotiven ihre eiserne Bahn entlang — die Drachen und Potentaten sind (beide jedoch nur von den Wirthshausschilden) verschwunden und haben französirten Hotels « de Leipsic — de Katzenellenbogen etc. » Platz gemacht, und langbeinige, dünnleibige Wirthe und Kellner stürzen, mit ganzen Armladungen voll

Erfrischungen, von Coupee zu Coupee, um die nie mehr einkehrenden Passagiere zu veranlassen, ihr Geld im Fluge zu verzehren.

Der Ocean hält mit dem festen Lande Schritt; sonst nannte man eine Fahrt von Hamburg nach Helgoland eine „Seereise“, jetzt heißen die, zwischen Newyork und Liverpool „spielenden“, ungeheueren Packetdampfschiffe „Fährboote“, und Pianofortes und brüsseler Spitzen werden nach Gegenden hingeschafft, in denen noch vor kurzer Zeit Schellen und Glasperlen als Wunderwerke der Kunst galten.

Der Mensch selbst, bleibt denn natürlich nicht hinter dem Fortschritt der Länder zurück — der enge Kreis, der sonst den Hausvater an die Scholle bannte die er bewohnte, wird ihm jetzt zu eng, und wenn er die Seinen nicht verlassen kann, ei nun, so nimmt er sie mit zu anderen Zonen. Ein mit dem Vaterland Zerfallener — ein „Weltschmerzdurchtobter“ dachte früher nur selten daran, die alten Ketten und Verhältnisse, die ihn bisher gebunden, abzuschütteln und auf neuem Boden, von der neuen, lebensfrischen Keimkraft einer anderen Welt durchglüht, ein ebenso neues, ein ebenso frisches Leben zu beginnen — das Wort „Europamüde“ stand noch in keinem deutschen Wörterbuch. Jetzt ziehen Tausende von ruhigen Landleuten, die bis dahin von Schiffen keine anderen kannten als Weberschiffe, und das Wasser, außer dem Hausgebrauch, nur noch zum Mühlentreiben verwendbar hielten, mit schwellenden Segeln über brausende Wogen hin, einer neuen, ferngelegenen Heimath zu und befinden sich auch dort schon nach ganz kurzem Aufenthalte so wohl, so bekannt, als ob sie zwischen lauter Negern und Mulatten aufgewachsen wären, und von frühester Kindheit an nichts Anderes gegessen hätten, als Maisbrod und Ananas.

Deutschland, das sonst so ruhige, gemüthliche Deutschland, ist auf Reisen gegangen; Michel hat Schlafrock und Pantoffeln ausgezogen, und am Ganges, Nil und Niger, am Amazonenstrom wie am Mississippi verlangt er von dem aufs

Aeußerste erstaunten Echo, ihm „Ei du lieber Augustin", und „schöner grüner Jungfernkranz" nachzusingen.

Betritt nun der Deutsche amerikanischen Grund und Boden, und ist ihm selbst die Sprache fremd, die er von lauter fremden Menschen sprechen hört, dann erfaßt ihn gewöhnlich zum ersten Mal jenes Gefühl gänzlicher Verlassenheit, was er selbst bei dem Abschied aus der Heimath — als er den letzten blauen Streifen des Vaterlandes in nebliger Ferne schwinden sah, noch nicht empfand. Damals, in ganz neuer, fremdartiger Umgebung, wo Scene nach Scene wechselte und jede nachfolgende immer wieder frischeres, lebendigeres Interesse bot — noch dazu von lauter Landsleuten umgeben, die nur über Sachen sprachen, die ihm selbst bekannt, mit denen er selbst vertraut war, fühlte er, glaubte er noch nicht, daß der letzte Faden zerrissen sei, der ihn an vaterländische Erde band — er war nur eben unterwegs und das Meer, in dessen wundervolle Bläue er jetzt hineinstarrte, umfluthete ja auch den heimischen Strand.

So vergrößerte sich nach und nach die Entfernung, ohne daß er im Stande war, einen Maaßstab anzulegen, wie er von Stunde zu Stunde alles Das weiter zurückließ, an dem bis jetzt sein ganzes Herz gehangen, und das ihm durch Liebe und Gewohnheit heilig geworden war.

Der erste Schritt auf fremder Erde zerstört den Wahn — von seinen Reisegefährten trennt ihn gewöhnlich bald irgend ein anderer Plan, trennen ihn andere Interessen, andere Ansichten — er verliert sie in dem ihn umtosenden Gedränge aus den Augen und erst dann — erst in dem Augenblick steigt mit einem Schlage die ganze starre Wahrheit vor ihm auf: du bist im fernen, fremden Land allein.

In der Zeit schließt er sich an Jeden an der deutsch spricht — in der Zeit glaubt er einem Jeden, der ihm versichert, daß er es gut und ehrlich mit ihm meine — ach seine ganze Seele hängt ja an dem Glauben. Nur zu häufig fällt er aber auch dann gerade in die Hände listiger Speculanten,

die, in der amerikanischen Schule gestählt, jeden fremden Einwanderer, komme er nun aus der eigenen Heimath oder wo anders her, wie einen Schwamm betrachten, den sie so lange drücken und kneten, als noch ein Tropfen Wasser in ihm enthalten ist, und erst dann, nachdem sie sich ihres Erfolgs vergewissert haben, wie ein abgenutztes Handwerkszeug bei Seite werfen.

Der also Mißbrauchte sieht sich so von Jedem, dem er mit treuem Herzen vertraute, hintergangen und verspottet, und jetzt stürmen urplötzlich all die tausend und tausend gehörten und für Märchen gehaltenen Geschichten auf ihn ein, durch die er in der alten Heimath vor solchen Freunden gewarnt worden war. Er gleicht jetzt dem Knaben, der sich, schon unter Wasser, noch deutlich daran erinnert, daß ihm Jemand gesagt hätte, das Eis würde nicht halten. Er ist aber einmal durchgebrochen, und nur starkes, kräftiges Ringen kann und wird ihn wieder an die Oberfläche bringen.

Nun sind es allerdings großentheils Deutsche, die in den Seestädten Amerikas einzig und allein darauf auszugehen scheinen, ihre Landsleute durch falsche Verkäufe, Landspeculationen oder sonstige Betrügereien zu hintergehen; das hat aber hauptsächlich darin seinen Grund, daß der Amerikaner nur sehr selten deutsch genug versteht, sich des eben Eingewanderten Vertrauen zu erwerben und Vortheil aus ihm zu ziehen, sonst wäre er der letzte, der sich ein Gewissen daraus machen würde, ein greenhorn *) hinters Licht zu führen.

Der Amerikaner hat überhaupt, besonders im Handel, wunderliche Begriffe von Ehrlichkeit, und hält Manches für erlaubt, was wir nach unseren Ansichten unmöglich billigen könnten. Ich brauche da nur an die aus Kien gedrehten Muskat-

*) Greenhorn — ein unübersetzbares Wort, das der Amerikaner von solchen braucht, die in einer neu unternommenen Sache noch gänzlich unbekannt sind, wie z. B. ein Landbewohner, der Matrose werden wollte, im Anfang stets ein greenhorn genannt werden würde.

nüsse, an hölzerne in Leinwand eingenähte Schinken, an aus Kartoffeln und rothem Flanell gestopfte Würste, und an viele andere Betrügereien zu erinnern, die den Schuldigen vor Gericht allerdings verdammt hätten, denen aber der Amerikaner selbst seine volle Bewunderung zollt und einen solchen Pfiffi- cus höchstens einen „deuced smart fellow“, einen „verwünscht schlauen Burschen“ nennt.

Nun ist es aber nicht allein das Vertrauen gegen Andere, vor dem sich der neu eingewanderte Deutsche besonders zu hüten hat, sondern auch das in sich selbst, was ihm nicht selten noch größeren Schaden thut als das erste, denn jenes kostet ihm gewöhnlich nur Geld und er gewinnt dafür Erfahrung, das andere aber kostet ihm seine Zeit und die kann ihm Nichts wieder ersetzen.

Ich möchte hier übrigens nicht mißverstanden werden, denn ich will keineswegs damit sagen, daß der Europäer nicht auf seine eigenen Kräfte, auf seine eigene Ausdauer und Beharrlichkeit vertrauen solle. Nein im Gegentheil, ein solches Vertrauen ist sogar unumgänglich nöthig, er würde sonst untergehen in Zweifel und Unentschlossenheit; er soll sich aber nicht einbilden, daß er nach Amerika gekommen ist, um die Eingeborenen durch seine eigene Geschicklichkeit in Erstaunen zu setzen — er soll nicht, ohne vorher zu prüfen, seine Manier zu arbeiten für die bessere, seine Werkzeuge für die einzigen guten halten — er soll seine eigenen Fähigkeiten nicht zu hoch anschlagen und selbst da noch lernen, wo er sich schon vielleicht für geschickter und klüger als Die hielt, mit denen er zusammentraf.

Der Amerikaner ist viel praktischer als der Deutsche — er hat sich aber auch nicht aus dem alten Schlamm, aus geistigem und körperlichem Zwang erst herauszuarbeiten gebraucht, wie wir das noch jetzt mit Händen und Füßen, ja oft auf dem Bauche liegend, im Begriff sind zu thun. Er hat das Joch, was ihn zu drücken erst anfing, abgeschleudert und nun, ein freier Staat, die freie Bahn frisch und fröhlich

verfolgt. Nicht durch Zunft oder anderen Zwang niedergehalten, von allen Ländern der Welt die Repräsentanten in seiner Mitte, konnte er prüfen und wählen und der Erfolg hat bewiesen, wie er nicht blind war gegen das Bessere.

Daher geschieht es denn gewöhnlich, daß sich besonders der deutsche Handwerker im Anfang gar nicht in die Behandlungsart seines eigenen Gewerbes hineinfinden kann und selbst der Meister zu seinem nicht geringen Erstaunen noch lernen muß. Hier in Deutschland kommt es besonders darauf an, daß eine Sache gut und dauerhaft gearbeitet sei; der Vater will ein Stück, das er für sich selber machen läßt, auch noch auf den Sohn vererben, dort hingegen soll nur Alles schnell und in Masse fertig werden, und der Amerikaner wird daher stets den schnellen Arbeiter dem guten vorziehen. Schuhmacher z. B., die zwei bis drei Paar Schuhe in einem Tage machen, gehören keineswegs zu den Seltenheiten. — Hie und da, in großen Städten, findet man Anschläge, wo „schwarze Wäsche" in einer Stunde gewaschen, getrocknet und geplättet wird — Häuser scheinen über Nacht aus dem Boden zu steigen, ganze Städte wachsen in wenigen Monaten heran und ein ewiges Drängen und Treiben schüttelt die Amerikaner, selbst aus einem Staat in den anderen, aus einem Geschäft in das andere. Der Lebenszweck ist durch die Welt zu kommen, und womöglich ehrlich, das wie ist aber auf jeden Fall sonst Nebensache. Was also hier in Deutschland einem Menschen zur Schande gereichen, oder über das der Philister wenigstens sehr stark den Kopf schütteln würde, das öftere sogenannte „Umsatteln", das wird dort nicht allein für natürlich, sondern sogar für lobenswerth gehalten, weil es beweist, wie der unstät von Einem zum Anderen Wechselnde das für ihn Passende zu finden sucht, und man ist überzeugt, er wird, wenn er es findet, nicht langsam in der Benutzung desselben sein.

Daß Einer heute Zimmermann, morgen Straßenarbeiter, übermorgen Doctor, nachher Landmann, Maler, Schuster,

Matrose, Apotheker, Händler u. s. w. ist, fällt Keinem auf, und gerade diese unbegrenzte Arbeitsfreiheit hat Amerika seinen ungeheuern Aufschwung gegeben. Dort treibt ein Jeder nicht etwa Das, wozu ihn die Laune seiner Aeltern oder seiner Geburt verdammte, sondern Das, was seinen eigenen Neigungen und Fähigkeiten entspricht, und ist daher auch im Stande, es zu einer Vollkommenheit zu bringen, zu der er sich noch mehr durch unbegrenzte Concurrenz getrieben sieht. Das sollte aber auch den Einwanderer vor einem Fehler warnen, in den er nur zu oft von allem Anfang an fällt — daß er nämlich Dasselbe dort treiben will und es durchsetzen zu müssen glaubt, was er hier im alten Vaterlande getrieben. Es ist gerade so, als ob er nun auch noch immer in das alte Wirthshaus gehen wollte, in das er seit Jahren gegangen; ja lieber Gott, das liegt tausende von Meilen hinter ihm, und eine neue Welt ist's, die ihn umgiebt, eine neue Welt ist's also auch, der er sich anpassen, der alte Adam ist's, den er mit dem alten Schlafrock ausziehen muß.

Dazu kommt noch, daß viele Gewerke in Nordamerika gar keine Kundschaft haben, so z. B. würden Weber, wenn sie es dort durchsetzen wollten, vor dem Webstuhl ihr Brod zu verdienen, verhungern müssen — was gewebt wird, geschieht auf Maschinen oder von Frauen — Spitzenklöppler dürften ebensowenig daran denken, ihr Geschäft in Amerika zu treiben — Hufschmiede müßten sich den steinigen Norden oder gebirgige Strecken suchen, da im Süden kein Mensch daran denkt, ein Pferd beschlagen zu lassen u. s. w. Michel muß also, wenn er einmal überhaupt eine so große Reise angetreten hat, total aus sich herausgehen und ein ganz anderer Mensch werden.

Der Arme aber, der hier nur Sklave und Knecht war, der hier wie ein Pferd arbeitete, um zu leben, und für einen Tag Krankheit zwei Tage hungern mußte, um die Sache wieder ins alte Gleis, d. h. auf sein früher reducirtes Nichts zu bringen, wird dort auf einmal finden, daß er mehr als ein bloßer

Zahn in einem Maschinenrad ist, daß er auch noch Menschenrechte hat, die dort gelten und anerkannt werden. Er braucht auch nicht mit Thränen auf seine Kinder zu blicken, weil er im Geist voraus sieht, welch fürchterliches Leben sie durch lange endlose Jahre dahin zu schleppen haben; denn gerade die Kinder sind es, die nachher tausendfältig ernten, was die Aeltern, vielleicht immer noch unter Sorgen und Entbehrungen, gesäet haben. Für den Armen, der arbeiten will, ist daher Amerika noch ein Land der Verheißung und alle die, die es gut mit den Unglücklichen meinen, sollten der Auswanderung derselben nicht allein nicht im Wege sein, sondern sie eher und so viel als möglich unterstützen helfen.

Daß dort Alle gedeihen, daß es dort Allen gut gehen soll — wer könnte das verbürgen — schon ihre ganze Erziehung hier — die Abhängigkeit, in der sie von Jugend auf gelebt, läßt sie dort anfänglich in einer Freiheit umhertaumeln, die sie nicht verstehen, deren Werth sie noch nicht begreifen können. Allerdings sagen sie es sich wohl oft, recht oft laut und in Gedanken vor: „Hier sind wir Alle gleich — hier trennt uns kein Unterschied des Ranges mehr“, aber vor jedem guten Rock bücken sie sich, weil sie den verwünscht schwachsinnigen Gedanken noch nicht abschütteln können, daß in einem bessern Stück Tuch auch nothwendig ein besseres Stück Fleisch stecken müsse, als sie selbst unter ihrer wollenen Jacke tragen. Das verliert sich aber nach und nach, sie lernen ihren eigenen Werth erkennen und der deutsche Farmer ist durch seine Arbeitsamkeit und offene Ehrlichkeit der geachtetste Bürger der Staaten.

Anders, aber nicht etwa besser steht es dafür mit Denen, die in den Städten kleben bleiben und nun dem Endzweck der Amerikaner huldigen und Geld, nur immer Geld zu verdienen suchen, während ihnen das wie dabei als eine nicht zu beachtende Nebensache erscheint.

Du kannst im Großen nichts verrichten,
Und fängst es nun im Kleinen an.

Zu dem Großen fehlen ihnen die Mittel, fehlt ihnen der Geist — von klein auf krämern sie sich nach und nach hinauf. — Stege, die der Amerikaner ihres Schmutzes wegen nicht einschlagen will, benutzen sie mit Freuden, und haben sie endlich ihr Ziel erreicht — ist es ihnen gelungen ein kleines Vermögen zu erwerben, das sie unabhängig dastehen läßt, dann kriecht aus der Puppe der gemeinen Raupe ein Zwitter-Unding von Amerikaner und Deutschem hervor — ein Wesen, das nur englisch radebrecht, und von seinen Landsleuten mit vornehmen Nasenrümpfen sagt — it is only a Dutchman — (es ist nur ein Deutscher) und zwar Dutchman noch im allerverächtlichsten Sinn gebraucht.

Die Galle läuft einem ordentlichen Kerl über, wenn er solch Pack sieht, und dann fühlt, daß Jene nur ihre eigene Gemeinheit vor einer so reichlich verdienten Züchtigung schützt.

Auch unter diesen giebt es allerdings eine bessere Klasse, aber sie ist selten — der gebildete Deutsche zieht es — — wunderlicher Weise — fast stets vor, sich lieber durch Handarbeit eine Zeitlang fortzuhelfen, bis er Sprache und Sitten des Landes erlernt hat, und wenn er dann mit dem Lande selbst vertraut wird, wenn er die Achse findet, um die sich Alles dreht, und sich nun selber fragt: Weshalb bist Du denn eigentlich nach Amerika gekommen? weshalb hast Du Freunde und Verwandte, weshalb Alles Das verlassen, was Dir einst lieb und theuer war? dann gesteht er sich wohl meistens selber ein: es war jener, vielleicht noch unbewußte Drang nach Freiheit — ein Gefühl, das wenn auch ungeweckt in seiner Brust geschlummert, und hinein zieht er nun in den freien, fröhlichen Wald, und als freier Farmer der Vereinigten Staaten verdient er sich sein Brod, zwar im Schweiße seines Angesichts, aber er steht auch selbstständig und unabhängig da, ein souverainer Fürst auf seinem eignen kleinen Fürstenthum.

Zwei Krankheiten sind es übrigens, denen der Deutsche — denen überhaupt der Auswanderer nach Amerika fast stets

anheimfällt — zwei Krankheiten, die, eigentlich sehr von einander verschieden, doch auch wieder einzelne Aehnlichkeit mit einander haben — sie heißen: Seekrankheit und Heimweh.

Die Seekrankheit betrifft allerdings nur hauptsächlich den Körper, das Heimweh dagegen den Geist; das heißt: die eine kommt aus dem Magen, die andere aus dem Herzen — beide sind aber die fast unausbleiblichen Folgen einer transatlantischen Fahrt und ähneln sich auch darin, daß sie manchmal ihr Opfer nur im Anfang, nur in den ersten Tagen mit beiden Fäusten anpacken und recht ordentlich, so recht aus Leibeskräften durchschütteln, es aber dafür auch später ungeschoren lassen — oder — was viel, viel schlimmer ist, leise auftreten und bei jeder neuen Woge, bei jedem etwas stürmischen Meer, wieder- und immer wiederkehren und Herz und Magen gleich stark zur Verzweiflung bringen. Beides sind Krankheiten, die kein Arzt zu curiren im Stande ist, die aber beide, die eine durch jedes feste Land, die andere nur durch den heimischen Boden, augenblicklich gehoben werden, und sonderbarer Weise sich auch nach wiederholter Ursache, d. h. nach wiederholter Seereise oder Trennung vom Vaterland, selten und nur in außerordentlichen Fällen zum zweiten Male einstellen. Zwar hat man für das Heimweh allerlei probate Mittel empfohlen, wie z. B. stete Aufregung, ein rastloses Suchen von Geschäften, Reisen, überhaupt Zerstreuung, und das hilft auch für die Zeit vielleicht, in der wir uns zerstreuen — Augenblicke der Ruhe müssen aber kommen und dann — ach selbst die Erinnerung an die ist schmerzlich.

Auch für die Seekrankheit hat man in neuerer Zeit etwas — ein Vomitiv gleich zu Anfang genommen, — als von ausgezeichneter Wirkung empfohlen, das ist aber etwa eben so, als ob mich beim Arbeiten das Wagenrasseln auf der Straße störte und ich mir nun ein paar nimmer rastende Trommelschläger vor die Thüre bestellte, damit ich jenes nicht mehr höre.

Nein, Heimweh wie Seekrankheit will austoben und beiden muß man daher seinen ruhigen Lauf auch ruhig lassen.

Nun wollen freilich Einige behaupten, das Eine schütze zugleich vor dem Andern, denn wer die Seekrankheit einmal recht ordentlich gehabt, der bekomme nie das Heimweh, oder verlange wenigstens nie heimzukehren, weil er sonst auch jener wieder zum Opfer fiele. Dem ist jedoch nicht so, das Heimweh kann sogar viel eher als eine fortgesetzte, als eine moralische Seekrankheit betrachtet werden. Es ist die Seele, die auf dem sturmgepeitschten fremden, ungewohnten Lebensmeer erkrankt und sich nun, obgleich der Körper durch jede mögliche Anstrengung, durch Beinespreitzen und verzweifeltes Balanciren sein Aeußerstes thut dagegen anzukämpfen — nur immer und immer zurücksehnt nach dem festen Land, nach dem Vaterland.

Einen Beweis hierzu liefert ebenfalls wenigstens der bessere Theil der Deutschen in Nord-Amerika. Dieser nämlich, obgleich vielleicht früher mit den Wörtern Preuße, Baier, Oestreicher, Sachse rc., vollkommen einverstanden, macht jetzt plötzlich keinen Unterschied mehr zwischen dem Rhein und der Donau — er frägt nicht mehr den Deutschen, aus welchem Lande kommst Du? das weiß er, das ist Deutschland, nein, aus welcher Gegend, und selbst die Frage geschieht nur um vielleicht einen bekannten Ort genannt zu hören und sich an den lieben, ach lange entbehrten Lauten zu erfreuen. — Daher schreiben sich auch die, fast in allen amerikanischen Städten entstehenden Gesellschaften zur Bildung eines einigen Deutschlands in Amerika — Michel versucht ganz urplötzlich in einem total fremden Lande etwas, an das er zu Hause, wo es doch eigentlich hingehörte, mit keiner Sterbenssylbe gedacht hatte und ärgert sich dann, daß er so wenig „Gemeinsinn", wie er es nennt, daß er so wenig Anklang unter seinen Landsleuten findet.

Alle diese Versuche sind ebenfalls nur ein Heimweh, das sich auf solche Art seine, tief im Herzen wurzelnde

Bahn bricht — es ist das Andenken an liebe, früher so glücklich verlebte Stunden. Der Ausgewanderte will sich dadurch gewissermaßen glauben machen, er lebe noch in den alten, jetzt so schmerzlich vermißten Kreisen, und all das Fremde, Ungemüthliche, was ihn umgebe, sei nur die harte, bittere und keineswegs zum süßen Kern gehörige Schale, wie wir ja wohl vor den hereinbrechenden Winterstürmen Blumen und Blüthen mit in das wohnliche Zimmer flüchten und diese hegen und pflegen, daß sie uns noch recht lange den lieben Sommer erhalten sollen. Eine Weile geht das auch — die Keime sind noch frisch und kräftig, und wenn gleich draußen der eisige Nord das gelbe verwelkte Laub von den Zweigen reißt, so trotzen die warm gehaltenen Pflanzen lange und glücklich dem starren Vernichter. Nach und nach aber welken sie auch — die Zeit übt ihr Recht — der Winter greift durch jedes zufällig geöffnete Fenster, durch jede Ritze und Spalte herein, nach den armen Kindern einer anderen Sonne, und legt sie erbarmungslos in ihr dunkles Grab. Doch eines bleibt — eines ist, das der Hitze wie Kälte, der erstickenden Stubenluft wie dem vernichtenden Norde trotzt, das sich mit immer wieder neuen Schößlingen an Herz und Seele rankt und klammert, das frisch und fröhlich keimt, wenn auch draußen die ganze Natur erstarrt, — wenn Alles unter weißer Leichendecke todt und begraben liegt, und das ist der Epheu — die Erinnerung an die Heimath, wenn auch die Heimath selbst, ach längst für uns gestorben scheint. In seinen lebensfrischen Bättern sehen wir uns eine ganze neue Frühlingswelt erstehen — aus ihm bauen wir uns Lauben und Grotten — ihn flechten wir um unsere Sitze und zu ihm aufblickend trägt uns sein freundliches Grün zu der Zeit zurück, wo wir draußen im schattigen Wald mit den heißen Wangen den Thau von den Zweigen strichen, wo wir in der Heimath Das fanden, was uns jetzt nur noch, ein schwaches Bild ihrer selbst, geblieben.

Es ist eine eigene Sache um das Heimweh, und ein

dem vaterländischen Boden entrissener Mensch ist ebenfalls wie ein aus der Erde, die ihn erzeugte, genommener Baum; er stirbt vielleicht nicht ab im fremden Lande — die Wurzeln schlagen wieder aus, aber die feinen, zarten Theile derselben sind doch noch im alten Bett zurückgeblieben — die tausend kleinen, unbedeutenden Fasern wurden verletzt und getrennt, und wenn sie auch zu dem Leben des Baumes selbst nicht unbedingt erforderlich waren, so thun sie ihm doch recht weh, und ihr Verlust schmerzt noch lange nach.

Ist es aber zur Erhaltung des ganzen Baumes nöthig, daß er in anderen Grund und Boden komme, dann sind eben diese Fasern nur Nebendinge, auf die man nicht Rücksicht nehmen darf und kann — es that ja auch (heißt das vor der Erfindung des Schwefeläthers) weh, sich einen Zahn ausnehmen zu lassen, und doch unterzog man sich dem Schmerz, um künftig Ruhe zu haben und sich wohler zu befinden. So leben wir denn ebenfalls jetzt in einer Zeit, wo die Bevölkerung einzelner Länder mit Dem was sie selbst erzeugen kann, in keinem Verhältniß mehr steht, und entweder muß ein Theil, nach Vorbild der Bienen schwärmen, oder der ganze Stock Noth und Mangel leiden.

Früher geschah das erstere durch sich selbst; die Völkerwanderungen bedurften eben keiner weiteren Anregung als der Ueberzeugung, daß der bisherige Aufenthaltsort für einen Stamm zu eng ward und die, überdieß nicht an die Scholle gebundenen Nomadenvölker zogen aus, in irgend einer anderen Himmelsrichtung ein besseres, ihrer großen Zahl mehr zusagendes Land zu finden. Jetzt aber fehlen jene ungeheueren, wenig bevölkerten und in der Nähe gelegenen Strecken; es werden daher Mittel erfordert, um einen uns nicht mehr ernährenden Wohnplatz zu verändern, die der Arme nicht besitzt; gleichwohl nimmt die Noth mit jedem Tage zu und mit allen gereichten Gaben ist immer kein Ende derselben zu ersehen, keine dauernde Hülfe zu erzwecken — es ist immer nur ein einzelnes Mahl, dem Hungrigen gereicht, und

der morgende Tag wird ihn eben wieder so verschmachtend finden als der gestrige ihn fand. Daher sollte denn auch der Staat, wenn er es wirklich gut mit den Armen meint, wenn er ihrer Noth wirklich abhelfen, und sie nicht nur für den Augenblick durch eine Galgenfrist beschwichtigen will, die Auswanderung unterstützen und leiten. Unterstützen, soweit das in seinen Kräften steht, und nicht fürchten, daß die gesunden Arbeiter alle fortgehen und nur Greise und Krüppel zurückbleiben — denn wäre das wirklich der Fall, so könnte man dann noch immer die wenigen mit dem zehnten Theil dessen thätig unterstützen, was jetzt auch an die arbeitsfähigen, und zwar nur zur augenblicklichen Stillung ihres Hungers verwendet wird, ohne daß es ihre Leiden lindert, sondern sie bloß am Leben erhält.

Aber auch leiten sollte der Staat die Auswanderung und zwar durch tüchtige Männer, die, vom Staate beauftragt, die Auswanderer nicht allein hinüber zu führen hätten in ihre neue Heimath, sondern die auch dort an Ort und Stelle die Gegenden aussuchen und alles Nöthige einleiten müßten, um ihnen wenigstens einen Anfang möglich zu machen, um ihnen die Gelegenheit zu geben, daß sie beweisen können, wie es ihnen wirklich Ernst ist selbstständig durch die Welt zu kommen.

Diese vom Staat Beauftragten sollten aber nicht, wie das bis jetzt stets der Fall gewesen, Männer sein, die, selbst unbekannt mit Amerika, hinübergehen, dort vielleicht ein halbes Jahr leben, flüchtige Erkundigungen einziehen und dann glauben, sie kennten das Land genug, um ein richtiges Urtheil darüber fällen zu können; solche Leute haben schon unendliches Unheil über arme Auswanderer gebracht, die ihren Worten, ihrer Führung unbedingt vertrauten und dann zu spät einsahen, wie sie von Menschen geleitet waren, denen selbst kaum die obere Rinde der dortigen Verhältnisse bekannt geworden. Allerdings weiß ich welche Schwierigkeiten es hat, Deutsche zu einem gemeinschaftlichen Zusammenleben zu be-

wegen; ja ich halte es sogar, außer unter dem strengsten religiösen Zwang, für eine positive Unmöglichkeit. Das darf aber auch gar nicht der Zweck einer Uebersiedelung von Armen sein, der Staat hat genug gethan wenn er sie hinüber schafft, und dort dafür sorgt, daß sie wenigstens im Anfang einen Wirkungskreis für ihre Thätigkeit bekommen — was nur durch Ankauf einer selbstständigen Strecke Landes geschehen kann. Für das weitere Fortbestehen ihres Zusammenlebens wäre es verlorene Mühe sorgen zu wollen — es findet dann später ein Jeder schon seine eigene Bahn, und wer nicht Lust hat das ihm angewiesene Land zu bebauen, der mag es verlassen und irgendwo anders Beschäftigung suchen. Das Land muß ihm nur im Anfang als Aufenthaltsort gegeben werden, daß er nicht gerade in der Zeit, wo er weder Sprache noch Sitten kennt, ein Bettler die Staaten durchstreift, und sowohl für sich selbst ein eben so elendes Leben fortsetzt, als er es hier geführt, sondern auch seinen andern Landsleuten unendlichen Schaden zufügt, indem er sie durch sich selbst in den Augen der Amerikaner herabwürdigt.

Das Alles ist jedoch nur durch Leute möglich zu machen, die Amerika nicht allein vom Bord eines Dampfschiffes aus, oder durch das Coupeefenster eines Bahnzuges kennen gelernt, sondern, die sich selbst eine genaue Kenntniß der dortigen Verhältnisse an Ort und Stelle verschafft haben. Ebensowenig wäre es aber auch anzurathen, dortigen Ansiedlern die Wählung eines Platzes zu überlassen; diese werden nie im Interesse der Uebersiedler, sondern stets in ihrem eigenen Interesse handeln und zwar die neue Colonie so viel als möglich in ihre Nähe, wenn nicht gar auf ihr eigenes Land zu bringen suchen, um einen sicheren und bequemen Absatz für ihre Produkte zu finden. Das Alles wird durch einen dabei nicht selbst Betheiligten vermieden, dann aber bietet auch der weite Westen der Vereinigten Staaten, ja selbst Oregon einen ungeheueren Abzugscanal für jene Unglücklichen, die hier hungern müssen, während dort Brod wächst sie zu sättigen,

die den Quell kennen, der sie vor dem Verschmachten retten würde, ihn aber nicht zu erreichen vermögen, weil ihre Kräfte erschöpft, ihre Glieder erschlafft sind. Jetzt werden sie nur durch dürftige Spenden, dürftig am Leben gehalten — eine kräftige Hülfe aber, die das Uebel bei der Wurzel faßte und herausrisse, würde nicht allein Denen einen freieren Blick in die Zukunft gestatten, die jetzt durch das Unglück ihrer Mitmenschen jede Freude verbittert sehen, und immer nur gedrängt und getrieben werden zu helfen und zu unterstützen, sondern auch für die, Die es selbst betrifft, von segensreichster Wirkung sein.

Nur durch die Auswanderung kann eine wirkliche und nachhaltende Linderung der jetzigen Noth ermöglicht werden.

Das deutsche Volkslied.

Von

Heinrich Wuttke.

Wenn im Gewühle der Menschen, im Aufeinanderstoß der kämpfenden Kräfte, vor dem Triumpfe der Niedrigkeit das Herz verdüstert und der Sinn umnachtet wird, flüchten wir uns in die heiligen Räume der Dichtkunst. Nahen wir uns den hohen Dichtern, reichen sie uns ihre Hand. Sophokles und Shakspeare zeigen uns wieder den Menschen in seiner Schönheit und markigen Gewalt, ruhigen Gleichmuth lehrt uns Göthe und die glühende Strebkraft haucht von neuem in unsere Adern der mächtige Schiller. Abgeklärt und gestärkt werfen wir uns abermals in den Strudel hinein, eingedenk der Pflicht des Lebens. Rückerts tiefsinnige Weisheit, Anakreons anmuthiges Getändel, selbst eines Beranger und Hafis trunkene Ausgelassenheit, wie der die Wunden seines Gemüthes aufreißende Heine, unterstützen uns in seinen täuschungsvollen Mühen. Ihre Werke ergreifend rufen wir diese großen Männer an und sie stehen uns Rede. Nicht eine Person, eine ganze Nation lassen wir zu uns sprechen, sobald wir uns in das Volkslied versenken. Die Dichtung eines Volkes ist das Sichaussprechen seines Geistes, in diese Bibel trägt es das ein, wovon es stark und nachhaltig bewegt wurde, und der erschütterte Mensch spricht wahr.

Die Behauptung dürfte schwerlich übertrieben sein, daß die Entwickelung und das Gepräge des deutschen Volkes gar

sehr durch den Widerstreit zwischen Volkspoesie und Meisterdichtung bedingt worden sei. Seit der Festsetzung des Christenthumes in den deutschen Gauen bekämpfte die Geistlichkeit das uralte Lied des Volkes; sie verdammte und verfolgte seine gangbaren Weisen, weil sie aus der Heidenzeit stammend heidnische Vorstellungen nährten. Ihr Bemühen zielte dahin, den volksthümlichen Gesang durch eine vielgepriesene Kunstpoesie zu verdrängen. Nur im Zerstören war sie so ziemlich glücklich. So viel für das Volk gedichtet wurde, es drang in dieses doch nicht recht ein. Als darauf nach mehrhundertjähriger Arbeit die christlichen Ideen mit dem deutschen Wesen sich inniger verschmolzen hatten, blühte die Kunst in den vornehmen Kreisen der Ritter auf. Jene großen herrlichen Gedichte wurden geschaffen, welche immer ein Stolz Deutschlands bleiben werden. Sie sind, wenigstens nach ihrer Fassung, das Werk fein gebildeter Männer, welche mehrentheils in einer Art Hofsprache dichteten und nach einer Künstlichkeit der Form trachteten, die uns oft durch ihre Vollendung in Staunen setzt. Wie indeß bis in die späte Zeit des Mittelalters hinein, die verschiedenen Klassen der weltlichen Gesellschaft bei der Armuth und Einfachheit des äußeren Lebens lange nicht so weit von einander abstanden, als nachmals, so löste sich diese zierliche Ritterpoesie auch anfangs aus dem gemeinsamen Hintergrund des Volkslebens noch nicht ganz ab, sondern blieb mit vielen Zügen und Wendungen in ihm stehen. Der volksthümliche Charakter der Nibelungen ist gar nicht zu verkennen, wogegen die Minnelieder einen andern eigenthümlichen Ton anschlagen. Die bewußte künstlerische Ausbildung und der höfische Styl überwog zunehmend. Dem Schwunge folgte Nüchternheit. Sowie ein Mittelstand in den gewerbfleißigen Städten sich emporhob, schloß sich an das künstliche Minnelied die Meistersängerei, die in plattem Reimeschmieden sich bald verlief, nach den Ordnungen der Tabulatur. Da indeß natürlicherweise daß Künstlerische und natürlich Volksthümliche sich berührte, so durchkreuzte einan-

der beides auch vielfach und während in den Kunstton oftmals die Volksmanier einschlich, schleift auch das Minnelied sich in den Volksgesang über. Mehr Raum gewann das Volksmäßige wieder in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, wo überhaupt das deutsche Leben zu einer mannichfaltigeren Entwickelung gelangte, und es behauptet ihn glücklich im funfzehnten. Waren allmählig die Lieder von den alten Helden verklungen, so gaben jetzt die sempacher Schlacht, die Kämpfe der Ditmarschen und so manche andere Vorgänge der Zeit neuen reichlichen Stoff zum Singen, Kriegs- und Soldatenlieder kamen auf, bis der gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hereinbrechende massenhafte Verfall der deutschen Nation auch dem Volksliede Säfte und Blut entzog. Mehrere Menschenalter herrschte das Interesse des Glaubens so stark vor, daß die noch vorhandene poetische Kraft sich fast einzig in geistlichen Liedern verbrauchte. Der freien volksmäßigen Dichtung stand Jahrhunderte hindurch die Gelehrsamkeit im Wege, welche ausländische Bildung nach Deutschland herüberholte, alles Einheimische zu Boden trat und nur für den Büchersaal und die Schulstube arbeitete. Verächtlich blickten die Schreiber und die Lehrer auf die Ungezwungenheit und die Einfachheit des Volksliedes herunter, die sie Rohheit schalten. Die Schulmänner machten nun auch in ihrer Weise Versuche, die Dichtkunst zu heben, lange ohne sonderliches Glück, bis endlich bei dem Wiederaufleben Europas im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts wirklich aus der Gelehrsamkeit eine neue Blüthe emporschoß, die in der Schiller-Goetheschen Zeit sich auf das prachtvollste aufthat. Dem Einwirken der feinen Dichtung, welches um so bedeutender ward, je mehr sie sich veredelte, den strengen Geboten der Kirche und dem Einflusse des Schulunterrichtes, vornämlich aber der unbesiegbaren Macht der Schrift und des Druckes erlag das natürliche Lied. Das Gedächtniß der großen alten Heldensagen war immittelst längst im Volke erloschen und auch der aus

früherer Zeit aufbewahrte freie lyrische Gesang wich und weicht immer mehr der modernen Bildung und Litteratur.

So haben wir denn ein Volkslied von Leuten gemacht, die oft nicht schreiben und lesen konnten, noch wußten, was ein Vers sei, ein Ueberströmen dessen, wovon ihr Herz voll war, unzertrennlich vom Gesange, von Mund zu Mund sich fortpflanzend, sich selbst überlassen, zum Aufzeichnen niemals bestimmt und ihm gegenüber eine Kunstpoesie, das Werk gelehrter Männer, die da emsig benutzten und häufig ängstlich nachbildeten, was andere in Sinn und Sitte verschiedene Völker geschaffen und überliefert hatten, die sich in vornehmer gewählter Rede und recht künstlicher Versform wohlgefällig ergingen — theils das Erzeugniß wahren dichterischen Ergusses hochbegabter Männer, theils aber auch blos ein künstliches Machwerk. Diese letztere, auf's Lesen und Deklamiren vorzugsweise berechnet, wurde sorgsam niedergeschrieben und mit Eifer in den Klöstern, an den Fürstenhöfen, bei den Zusammenkünften der Zunftgenossen und endlich von den Gelehrtenvereinen gepflegt, weiter verbreitet und nach den verschiedensten Umgestaltungen beinahe zum Gemeingute erhoben. Bei den gebildeteren Klassen fand die Gelehrtenpoesie, wie wir sagten, Eingang, schlug Wurzeln und trug ihre Früchte; auf die niederen Kreise wurde, wie der Name Volk, auch das Volkslied beschränkt. Jene hatte in Büchern meist nur ein künstliches scheinbares Dasein, diese lebte und blühte im Sange und verhallte dann. Beide blieben sich gerade so fremd, wie diese Klassen der Gesellschaft selbst.

Bevor indeß die Klänge des Volksliedes verstummen, trugen Gelehrte Sorge sie wenigstens im Schriftthume zu erhalten. Bereits im Jahre 1773 schrieb Herder in einigen fliegenden Blättern „von deutscher Art und Kunst": „Sie glauben, daß auch wir Deutschen wohl mehr solche Gedichte hätten, als ich mit der schottischen Romanze angeführt; ich

glaube nicht allein, sondern ich weiß es. In mehr als einer Provinz sind mir Volkslieder, Provinziallieder, Bauernlieder bekannt, die an Lebhaftigkeit und Rhythmus und Naivetät und Stärke der Sprache vielen derselben gewiß nichts nachgeben würden; nur wer ist, der sie sammle? der sich um sie bekümmere? sich um Lieder des Volks bekümmere? auf Straßen und Gassen und Fischmärkten? im ungelehrten Rundgesange des Landvolks? um Lieder, die oft nicht skandirt und oft schlecht gereimt sind? Wer wollte sie sammeln — wer für unsre Kritiker, die ja so gut Sylben zählen und skandiren können, drucken lassen? Lieber lesen wir doch nur zum Zeitvertreib unsre neuern schöngedruckten Dichter. Laß die Franzosen ihre alten Chansons sammeln, laß Engländer ihre alte Songs und Balladen und Romanzen in prächtigen Bänden herausgeben — der Rest der ältern, der wahren Volksstücke mag mit der sogenannten täglich verbreiteten Kultur ganz untergehen, wie schon solche Schätze untergegangen sind, wir haben ja Metaphysik und Dogmatiken und Akten — und träumen ruhig hin. Und doch, glauben Sie nur, daß wenn wir noch in unsern Provinziallíedern, jeder in seiner Provinz nachsuchten, wir vielleicht noch Stücke zusammenbrächten, vielleicht die Hälfte der percyschen Sammlung von Reliques, oder die derselben beinahe an Werth gleichkämen" und 1778 machte Herder selbst den Anfang die Stimmen der Völker herauszugeben.

Doch ist es kaum ein Menschenalter, seit Achim von Arnim und Brentano Aufmerksamkeit und Gunst der verstoßenen Schwester zugewendet haben. Des „Knaben Wunderhorn" 1806 ging der romantischen Stimmung voran und erregte heftige Streite der Schriftsteller, weil beide Herausgeber das Entstellte überarbeitet haben, aber die gefällige Form, die sie zu treffen gewußt hatten, regte an. Der in dieser Zeit der Unterdrückung des Deutschthums auf's höchste steigende Eifer für das alte Schriftthum unseres Volkes, richtete sich nun auch auf die Erhaltung der Volkslieder. Eine große

Zahl sehr achtungswerther Forscher sammelte sie von jetzt an mit der ängstlichsten Gewissenhaftigkeit: ein Docen, Büsching und von der Hagen, Zarnack, Erk, Kretzschmer und viele andere. Der Volkstribun Görres schloß die aus den Handschriften der heidelberger Bibliothek genommenen „altdeutschen Volks- und Meisterlieder" 1817 dem Wunderhorne an und Meinert gab in demselbigen Jahre in der Fylgie alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens heraus; Heinrich Hoffmann von Fallersleben sammelte die holländischen Volkslieder (Horae belgicae P. II[a]. 1833.) und die schlesischen (1842). „Ein Hundert Deutsche Historische Volkslieder" brachte Leonard von Soltau zusammen und eine vollständige Sammlung der vorzüglichen Volkslieder der Deutschen von der Mitte des fünfzehnten bis in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts versuchte 1834 der Freiherr Friedrich Karl von Erlach in fünf Bänden, indem er die volksthümlichen Dichtungen berühmter Kunstdichter in seine Zusammenstellung mit aufnahm. Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder gab endlich Ludwig Uhland 1844 getreu ohne Umsetzung der veralteten Sprechform heraus; so daß jetzt ein reicher Vorrath vor uns ausgebreitet liegt.

Ihr die ihr hochmüthig auf Alles, was im Munde des Volkes lebt, herabseht, betrachtet nur diese Fülle originaler Schöpfungen, diesen Schatz echter Poesie und begeistert Euch an ihm, wenn ihr es noch könnt. Stört Euch hier etwa Zwang und Manier der Schule? Wie die Blume des Feldes sprießt das Lied auf, meidet in seiner Einfachheit bescheiden die Zusammenstellung mit den Tulpen und Georginen, mit den Rosen und Hortensien, die in dem reichen Blumengarten deutscher Poesie so üppig prangen, aber es will doch, daß auch an ihm das Auge sich labe. Da ist ein poetischer Gedanke, den ein namenloser Dichter, wenn Lust oder Leid seine Brust bewegte, faßt und singt, so gut er kann. Der

Nachbar hört sein Lied und singt es ihm nach. Der Gesang schleift und rundet es rasch ab und völlig ungehindert, weil es nicht in seiner einmal geschaffenen Form von der gebieterischen Schrift bewahrt wird. Jahrhunderte lang erhält es sich im Munde, wandert vom Vater zum Sohne, von Land zu Land, geht aus einer Sprachart in die andere über. Wer Beruf in sich fühlt, dichtet hinzu, verwandte Gedanken werden daran geschoben und was stört, was irgend an Besonderheiten geknüpft war, deren Beziehung zum Leben verschwand, wird abgestoßen, und am Ende ist es, wie es ist, von der gesammten poetischen Kraft des Volkes erschaffen.

Dieses Lied also, vom Landmann und der Spinnerin, vom Reiter und Landsknecht, vom Handwerksburschen auf den Wanderungen in der Fremde und an der Werkstatt seiner Heimath gesungen, spiegelt des Volkes Sinnesweise nach ihrer edleren Seite und Alles, womit der gemeine Mann sich gern beschäftigt, scharf und klar ab. Den Gedankenkreis des Volkes überschreitet es nicht. Der Liebhaber ethnographischer Studien nehme den Spaten und grabe hier: er darf reiche Ausbeute hoffen. Nur was Vielen etwas geben konnte, ward ergriffen und erhalten, die besondere Eigenthümlichkeit der einzelnen Person, die in der niedergeschriebenen Kunstpoesie hervortritt, fand im Herzen der übrigen kein Echo und mußte sterben, wie alles Einzelne vergeht; das Allgemeine hingegen, das mehr Typische, entwickelte sich im Munde der Leute lebend in Umwandlungen, Zusätzen, Auslassungen, Ausführungen weiter fort von Geschlecht zu Geschlecht.

Wer sang's zuerst? Ihre Namen sind erloschen. Setzt der gelehrte Dichter seine Benennung dem Werke vor, denn eben er ist es ja, der diese Gedanken, der diese Anschauungen hegt, so verschwindet im Volksliede der Verfasser, höchstens tritt er in einer Nachrede heraus und dann bezeichnet er sich gemeiniglich nur nach seinem Stande und allenfalls auch nach dem Orte, wo er es sang und zuweilen fügt er hinzu, daß er von Selbsterlebtem erzählt hat, daß es ihm gut

oder böse in der Welt erging und gern rühmt er sich seines Erfolges im Leben und im Liede. Da machen wir mit dichtenden freien Reitern und Landsknechten, mit dem Zeltner und seinem Knechte zu Dannenburg und mit Gesellen von allen Handwerken Bekanntschaft. Einmal heißt es am Schlusse: „das thät eines reichen Bauern Sohn, war gar ein junges Blut", ein andermal ist er gar „ein grober Bauer" genannt, aber wie sie geheißen haben, das wissen wir nicht, es sind unbestimmte Personen. Wozu auch den Ursprung behalten, da doch alle zusammen es sich zugerichtet haben? In den historischen Gedichten treten die Dichtenden indeß wohl auch mit ihrem Namen heraus; sehr selten in anderen. Soltau hat (S. LXVII und LXXI) achtzig Dichter nachzuweisen vermocht, zu denen wir noch neun hinzufügen: den Müller Hans Ziller (Uhland II, 700.), wofern dieser Name nicht aus dem Reime gedichtet ist, Michel Müller (Görres 27.), Jörg Breymyng in Augsburg (Görres 310 und 317.), Jörg Schilther (Görres 261.), Balthas von Heilprunn (Uhl. I. 398.), Hans Umperlin (Uhl. I. 489.), welcher wie Matheus Jelin von Ulm (Uhl. I. 493.), Lienhart Ott (Uhl. I. 511.) und vielleicht auch der nürnberger Drucker Jörg Busch (Uhl. II. 692.) im sechzehnten Jahrhundert lebte. Wir machen wohl kaum einen Fehlschluß, wenn wir behaupten, daß alle Gedichte, deren Verfasser besagtermaßen ihr Gedächtniß erhalten haben, nur eine spärliche Verbreitung unter dem Volke fanden und nicht lange und nicht allgemein genug gesungen wurden.

Die Geschichte des Volksliedes im besondern nachzuweisen, ist heute noch eine Unmöglichkeit. Uralte Stoffe aus der grauen Heidenzeit her haben sich bis in die Gegenwart erhalten: freilich hat das umgestaltete Bewußtsein immer mehrere von ihnen getödtet und vieles, was es aufbewahrte, nicht mehr verstanden und darauf zum Theil falsch gedeutet, falsch gestellt und angewendet, aber dennoch treiben sich noch

immer gar manche Ueberbleibsel der alten Sagen in den Liedern herum und grade diejenigen, welche dergleichen enthalten, tauchen oft an den entlegensten Orten in Ober- und in Niederdeutschland, unter den Flamingen und unter den Schweden zugleich vor. Ihre poetische Kraft überdauerte den Wechsel der Zeiten. So wird noch in diesen Tagen unter den schlesischen Landleuten das Lied von der schönen Hannele gesungen, der Bauerstochter, welche der Wassermann zu sich herunterzog und zum Weibe nahm; wie schön Hannele drauf unter dem Wasser Glockenklang hört (den Zuruf der Religion), kehrt sie aus dem Wasser zu den Ihrigen zurück und einmal wieder bei ihnen, will Hannele bei ihnen bleiben und den Gatten verlassen und nicht mehr ins Wasser zurück. Da aber spricht die Mutterliebe; Vater und Mutter und die ganze Welt giebt sie auf, um bei ihren Kindern zu sein. Dieselbe Ballade, die gewiß sehr alt ist, wird in vielen andern deutschen Gegenden gesungen, namentlich hat sie im Magdeburgischen Erk aufgezeichnet, sie ist altholländisch vorhanden und ging auch zu den lausitzer Slawen über. Dieselbe findet sich bei den Schweden und zwar unter ihnen in einer abweichenden Ausbildung: Stolz Gretchen ist im schwedischen Liede eine Königstochter und des Bergkönigs Weib, und vergißt nach ihrer Heimkehr zu ihm Himmel und Erde, Bruder und Schwester, Gott und sein heiliges Wort, „ihre trauernde Mutter sie nimmer vergaß." In der schwedischen Bearbeitung wird also nicht der Mutter Anhänglichkeit an ihre Kinder, sondern die Liebe des Kindes zu der Mutter verherrlicht. Das Alterthümliche wird im Laufe der Zeiten abgeschliffen und verlöscht, oft erhalten sich nur einzelne Züge, die das Volk bewußtlos wiederholt. Aus dem hellenischen Alterthume sind in späterer Zeit einige Stoffe in den Mund der Leute gekommen, bei diesen ist die Vermittlung durch Kunstdichter nachweisbar. Dem spartanischen Kämpfer Tyrtaios bildete der berühmte Poet Zinckgreff 1622 das „Soldatenlob" nach und aus dem Athenaios, welcher des Kleobulos zu Lindos abgesungene Bettelweise auf-

bewahrt hat, schöpfte Prätorius sein „Schwalbenlied": 1676. Beide Dichtungen wurden volksthümlich. Die gewaltige Gährung, in der sich während des inhaltschweren funfzehnten Jahrhunderts das deutsche Volk befand, berührte auch den gemeinen Mann und an Zeitbegebenheiten versuchte sich seine poetische Kraft. Den Charakter der Volkslieder der beiden folgenden Jahrhunderte bestimmt mein geistreicher und gelehrter Freund der Dr. Paur in nachstehender Weise: „Während in den Liedern des funfzehnten Jahrhunderts die unmittelbare Stellung des menschlichen Gemüthes zu der Natur besungen wird, wendet sich in den Liedern des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts das Interesse mehr und mehr von der letzteren ab und dem Verhältnisse der Menschen und Stände untereinander selbst zu und es herrscht in ihnen einerseits die bissige Heftigkeit einer von Leidenschaft erregten Zeit, andrerseits die unverschleierte Rohheit niedriger Gefühlsäußerungen." Die Reiterliedlein und die historischen Gesänge, die im fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert aufkamen, sind größtentheils wieder untergegangen. Aus handschriftlichen Liederbüchern, die Manche im fünfzehnten Jahrhunderte anlegten, aus fliegenden Blättern, die im sechzehnten gedruckt wurden, müssen sie hervorgezogen und anfgesammelt werden. Von der Masse getragen erhielt sich das Volkslied gegen Verbote der Gewaltigen: die Klänge jener Reiterlieder sind verstummt, weil sie allzusehr den Verhältnissen angehörten, unter denen sie entstanden. Unser Kriegswesen ist ein ganz anderes geworden.

Bei zerstörtem Leben vergröbert sich aber auch das Volkslied. Die Lage der niederen Klassen verschlimmerte sich in den letzten Jahrhunderten, darum gerieth es, soweit es nicht in dem Kirchengesang aufging, in Verfall, und dieses Verkommen war um so ärger, weil ihm die Wucht der Bildung, welche in unsern Zuständen immer mehr eine Lebensbedingung geworden ist, schadete. Der Begabtere lernte, suchte sich von dieser Bildung anzueignen. Der neueren Zeit gehören daher Handwerks- und Soldatenlieder an, die nicht grade

sehr lobenswerth sind. Diese neueren Lieder sind auch häufig, was uns bemerkenswerth scheint, in stark subjektiver Färbung gehalten. In ihnen ist selbst die häßliche Anrede „Sie" eingedrungen. Eine gemeine Bänkelsängerei bemächtigte sich ferner mit Vorliebe der Mordgeschichten, die sie nach Hinrichtungen und an Messen, um ein paar Pfennige zu erbetteln, am Leierkasten ableiert: und auch diese verkümmerten Spielleute verschwinden. Gleichsam zum Ersatze gab indeß die Kunstpoesie von ihrem Reichthume Manches an das untere Volk ab. Die zauberischen Lieder des Reformationszeitalters wurden von ihm aus der Kirche und etwas später leicht nachsingbare Opernarien aus dem Theater geholt, die ersteren in der Stimmung des Ernstes angeschlagen, die andern in der Lustigkeit zu Gassenhauern verdorben. Was sonst noch von der feinen Dichtung in das allgemeine Leben eindrang, wurde zum Volksliede gestempelt: Gedichte von Pfeffel, Gleim, Schubart, Goethe, Schiller, Arndt, Körner, Wilhelm Müller, Uhland, Hoffmann von Fallersleben und anderen. Der letztgenannte erzählte mir, daß er bereits selbst in Süddeutschland von Ackerleuten seine eignen Schöpfungen aus seiner früheren Periode stark umgewandelt habe absingen hören.

Der Weg, auf welchem sie zum Volke gelangen, mag oft durch die Dorfschule gehen. Am allgemeinsten werden sie aber wohl durch die fliegenden Blätter von einem halben oder einem viertel Bogen Oktav verbreitet, welche von Winkeldruckereien ausgehen und auf den Jahrmärkten unter dem Titel: „Neue Lieder", ausgelegt werden und für einen Groschen oder einen halben Groschen feil sind. Die Namen der Dichter fehlten in allen, die ich sah. Da haben wir die Wendung der neueren Zeiten. Der gemeine Mann ergreift so, was in einem Musenalmanache oder dem mit Stahlstichen und Goldschnitt verzierten Taschenbuch für Damen zu lesen stand, jedoch das eigentliche Volkslied ist im Untergehen. Die Volksdichtung theilt ein Schicksal mit der alten Kunstpoesie, für die bald auch niemand mehr Sinn haben wird, als der Ge-

lehrte von Beruf und der Poet vom Handwerk. Das ist kein Schade, wie sehr auch die armen Buchdrucker, die Gedichte verlegen, klagen. Einzig dasjenige, was dem Bedürfnisse des Augenblickes dient oder was zum Volksliede erhoben werden kann, findet noch Anklang. Das erstere besteht nur mit der vorübergehenden Stimmung und fällt bald in Vergessenheit. Was die Zukunft fordert, was sie gewähren wird, ist klar. Beide Arten der Dichtung werden inniger sich durchdringen und ihre Verschmelzung in der gerundeten volksthümlichen Weise allein noch gelten. Die Unterschiede verschwinden.

Diese dürftigen Andeutungen müssen für's erste genügen, um einer Charakteristik Platz zu lassen.

Eine Art Versbau bedurfte das Volkslied schon darum, weil es gesungen ward, aber vom Regelzwang bleibt es himmelweit entfernt. Nach einfachen rhythmischen Gesetzen wurde das Gedicht gebaut, der Reim gehorchte keiner Bestimmung, gar manchesmal vertritt ihn der bloße Anklang. Die Melodie schaffte den Vers: über das Metrische war das Volk sich nicht klar und dem Gesange blieb es überlassen, die ungleichen Strophen auszugleichen. Während in der Wahl der Beiwörter eine außerordentliche Richtigkeit dem Volksliede eigenthümlich ist — denn endlich fand doch ein Sänger an die Stelle des matteren das recht treffende — wird der bloße Verskünstler viel zu tadeln haben. Das kindliche Wohlgefallen am Klange bewirkt die Wiederholung gewisser Schlußwörter oder willkürlicher Einschaltungslaute, der Refrän.

Die Sprache des Volkes ist natürlicherweise schlicht und ungekünstelt, und so hält seine Dichtung sich auch von feinbestimmten Verknüpfungen, verschlungenen Satzverbindungen und rednerischen Figuren frei. Anfänge, wie: „Es wollt", oder mit „Und", sind ganz gewöhnlich. Die Uebergänge sind die allereinfachsten, und nicht selten hilft sich der Dichter, in-

dem er naiv fragt: was einer nun that? und oft genug wird das Fortschreiten zu Anderem gar nicht vermittelt. Grade der Mangel an Geschmeidigkeit, die damit zusammenhängende Kürze des Aussprechens macht jedoch den Styl der Volkslieder oft wunderbar gedrungen und kräftig. In den meisten Fällen treffen sie die rechten, schlagenden Wörter. Der dichterische Ausdruck hat weder Fülle noch Bilderpracht: wozu auch unnöthiger Schmuck? Wohl aber hat sich allmählig im Volksliede eine eigne Dichtersprache ausgebildet, ebenso wie in den Dichterschulen. Wir gewahren nämlich gewisse Lieblingsreden und bestimmte häufig wiederkehrende Vorstellungen. Eine Zahl feststehender Phrasen wurde ausgeprägt, deren jeder Dichter sich sofort zur Verzierung seiner Gedanken bemächtigte, die er dem schon Gangbaren abborgte. Solcher Art sind die Beiwörter in: „das rothe“ Gold, der „kalte“ Wein, der „himmelblaue“ Schein, der „grüne“ Wald, das „tiefe“ Thal, der „junge“ Knabe, der „stolze“ Schreiber [1], sind An-

---

[1] Dr. Mises (d. i. Professor Fechner) sagt: „Es scheint, daß man Schuhe, Kleider und Bücher im Bereiche der Poesie gar nicht braucht, denn ein Schuster, Schneider und Gelehrter würden, wo sie sich nur darin blicken lassen, gehöhnt und gemißhandelt, dagegen Schäfer, Fischer, Schiffer, Bergleute, Müller, Jäger fast mit Königen gleichen Rang haben. Man erkennt leicht, daß alle Handwerker, die in der Natur und an der Natur arbeiten, gern gesehen sind, alle Stubenhocker dagegen, welche, sei es nun Leder, Lappen oder Ideen zuschneiden, von der Poesie verachtet und gehänselt werden. Die Dichtkunst will Gestalten von anschaulicher Lebendigkeit und Eigenthümlichkeit, des Dichters Leben ist aber nicht an ihm, sondern in ihm spürbar. Er erscheint äußerlich nur als ein fauler Müßiggänger mit Frack und Weste wie andere Stadtleute. Ein Bänkelsänger ist daher viel poetischer als ein Dichter, weil in ihm die Lebendigkeit mehr äußerlich zu Tage liegt.“ (Deutsche Lyrik und Wilhelm Müller, Freihafen 1838 I, 177 ff.) und Karl Rosenkranz (Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter 1830, S. 541) giebt an, daß der Schreiber in den Volksliedern meist als der arme, dürftige Schlucker vorgestellt werde, über den es Spott regnet. So viel Treffendes in den Bemerkungen des ersten Kritikers liegt, so unwahr ist das Vorgeben des zweiten. Schon das Beiwort: der stolze Schreiber, allenfalls auch (wiewohl seltener) der hübsche Schreiber, bezeugt das

reden wie: „Du Hübsche, Du Feine", Zeitbestimmungen wie: am dritten Tag, nach sieben Jahren, und manche andere, die der geneigte Leser im Folgenden leicht herauserkennen wird. Auffällig bleibt uns die Vorliebe für die Verkleinerungswörter. Unser Lied sagt gern: das Jungfräulein, das Hündel, sogar Flintelein. Vom Aeußerlichen haben wir wohl Hinreichendes angemerkt, um nun gleich das Wichtigere, den Inhalt, in Betracht zu nehmen.

Auch hier wollen wir uns zuerst seinen Unterschied von der Kunstdichtung klar machen. Unsere großen Dichter schaf-

---

Gegentheil. Zwar beruft Rosenkranz sich auf ein Gedicht: „das Mädchen will den Schreiber Konrad zu sich ins Bett lassen, wenn er sich dazu bequemt, in einem Korbe von ihr aufgezogen zu werden: als sie ihn aber bis an das Dach geschleift hat, läßt sie ihn ganz unbarmherzig wieder fallen" — Dieser Schwank von „Hainrice Konrade dem Schreiber im Korb" bezieht sich jedoch ganz sichtlich auf einen wirklichen Vorgang, es heißt: der Schreiber gab einen Gulden drum, daß man das Liedlein nimmer sung, und dann liebt es das Volkslied, wenn der gefoppt wird, der eines Andern Frau nachstellt. Dem Konrad gelüstet es nach Ehebruch, denn die Frau antwortet: „kummt schier hernieder, wenn sich mein Herr legt nieder." Der Spott trifft also nicht den Stand, sondern eine bestimmte Person, die sich lächerlich gemacht hatte. Sonst aber treten im Volksliede, Uhland I, 90, ein Reiter, ein Edelmann, „der dritte ein stolzer Schreiber" auf und der Schreiber bekommt das Mädel, und auch in andern (Uhland I, 228; Erlach III, 118) ist der Schreiber der Glückliche: Ganz im Gegentheile sagen die stolzen Schreiber (Uhland II, 687): „ob man ihn Schreiber heißt, so thut's den Fräulein gfallen und liebt ihn allermeist" und singen: „ein Schreiber will ich bleiben, ein Schreiber will ich sein."

„Vor'm Schreiber muß sich biegen,
Oft mancher stolze Held,
Und in ein Winkel schmiegen,
Wiewohl es ihm mißfällt."

Sie haben Recht, denn wie es im alten Liede heißt (s. mein Universitätsjahrbuch I, 400):

„Schreiber und Studenten
Sind der Welt Regenten.
Sie sein edel oder nicht,
So sind sie von Gott darzu gericht.

fen in der bewußten Auffassung der die Menschenwelt bewegenden Ideen. Gereift durch Lernen, Nachsinnen und Streben, Herren ihrer innern Erlebnisse, erfaßten sie den Widerstreit zwischen Stoff und Geist, zwischen Gut und Böse, wagten sie sich an die Räthsel des Lebens und trachteten sie nach der Vergeistigung des Natürlichen. In ihren Gebilden erkennen wir also das rastlose Streben nach Läuterung und eine unendliche Mannigfaltigkeit freier Standpunkte, verschiedenartiger Weltanschauungen. Das Volkslied hingegen bewegt sich in dem geschlossenen Kreise der natürlichen Lebensbetrachtung, seine namenlosen Dichter theilten den beschränkten Vorstellungskreis des Naturlebens, den sie nur höchst selten überschreiten. Die Schöpfungen eines Voltaire oder Byron, eines Matthison oder Manso oder Herder, eines Schiller, eines Heine stehen also mit ihm im schroffsten Gegensatze. Die Kunstdichtung wurzelt in sinniger Beschaulichkeit, das Volkslied aber in der sinnlichen Wahrnehmung.

Das Volk dichtet sein Leben in seinen Gesängen um. Seine einfachen Verhältnisse sind es also, die sein Lied ausfüllen. Auf den ersten Blick gewahrt man, daß Menschen, die viel in der freien Natur leben, es sangen. Die Sommerlust, der Wettstreit des Winters mit dem Sommer wird zu seinem Gegenstand. Es erzählt uns, daß „wieder kommt der Maien, darauf sollen wir uns freuen," daß der kühle Thau die Hasel so schön grün macht. Das Wohlgefallen an den Vögeln, und auch an den Bäumen und Blumen giebt sich lebhaft kund. Der Guckuck „mit seinem Schreien macht fröhlich jederman." Frau Nachtigall, „die so wonniglich sang" und die kleinen Waldvögelein spielen in ihm eine große Rolle und die Hochzeit der Vögel ist ein beliebter Stoff. „Gar lieblich anzuschauen die schönen Blümlein stehen," und wie es die eine „Vergiß mein nicht" und die andere „Je länger je lieber" nennt, so spricht es von dem edlen Kraut Wegwarten und Wohlgemuth und setzt ihnen so Manches gleich. „Ein Blümlein, das heißt Meiden" und „So komm Geduld, du

edles Kraut und hilf mir überwinden". Die Natur steht mit den Menschen in inniger Beziehung: vor der schönen Hannele neigt sich das Laub und das grüne Gras, sie richtet wohl an ihn ihre warnende Stimme: es ist, als ob sie das Sittliche vertrete. Die Heide und der Tanz auf ihr beschäftigen die Sänger des Liedes sehr, „was soll mir denn mein feines Lieb — heißt es in einem — wenn es nicht tanzen kann? und die erste Begegnung mit der Geliebten wird etwa folgendermaßen geschildert: „es wollt ein Mädchen tanzen geh'n, sucht Rosen auf der Heide", oder das Jungfräulein steht im Rosengarten und „sang von heller Stimme, daß es im Garten erschall, die Vöglein in den Lüften gaben den Widerhall".

Aber zu gleicher Zeit trachtet das Volk, sich in seiner Einbildung über die Beschränktheit seines Lebens und Treibens zu erheben und seinem ärmlichen Dasein zu entrücken, indem es sich Zauberbilder eines Glückes vorgaukelt, welches zwar oft in innerer Befriedigung, doch meist hauptsächlich in des irdischen Besitzthums Fülle besteht. In vielen seiner Lieder erscheint Alles prachtvoll und stattlich, Fürsten und Prinzen, Ritter und Edelfräulein treten auf, lieben und werben. Sie kleiden sich in Sammt und Seite und laben sich an Wein und Wildpret und tragen Kränze von Perlen und Gold. Die Königstochter hat auf ihrem Haupte die goldene Krone, ein hingemordetes Mädchen bekommt von Gold den Sarg, und sogar ein Geiglein ist einmal von Silber und Gold. Nicht auf seine Kupferpfennige sind seine Wünsche gerichtet: rothes Gold führt es beständig im Munde. Ebenso wie unsere guten Deutschen, sahen die Romäer in ihren Liedern die Klephten von Gold strahlen, alle Pferde haben silberne Hufe, alle Zäume sind mit Perlen besetzt. Die Mädchen und die Knaben haben vor andern Beiwörtern des Lobes die Bezeichnung: fein. Das Volk will nicht seine eigenen niedrigen Zustände wieder vorgeführt bekommen, will in seinem träumerischen Hange Fremdes, Neues, will sich aus seiner Gedrücktheit in die vornehmen Kreise erheben, möchte über Glanz

und Festesschmuck seine bäurische Jacke und Manier vergessen. Es spricht aus, worum es die Reichen beneidet. Das ist die erste, roheste Weise der Lebensauffassung und in ihr steht noch heute die Menge der Menschen. Erst volle Reife des Geistes führt zu der Rückkehr in die Einfachheit und Einfalt, und nur der Auserwählte, dem die Binde von den Augen gelöst ist, erkennt's, daß es da besser steht, wo statt Weines Wasser getrunken wird.

Grade wie in der Ausschmückung das Volk die Alltäglichkeit zurückschiebt und sich Höherem gleich stellen möchte, will es nicht in seiner Mundart dichten, sondern zieht ihr das reine Schriftdeutsch vor. „Das Volk singt in Schlesien, sagt Hoffmann von Fallersleben, wie überall in Deutschland mit wenigen Ausnahmen hochdeutsch. Das Volk ist viel poetischer als diejenigen Poeten, die in einer bestimmten Mundart Verse machen und wenn sie alle platten Volksausdrücke, alle verdorbenen und ungeschlachten Eigenthümlichkeiten der Mundart angebracht haben, glauben können: das seien die eigentlichen, wahren Volkslieder." Unter dreihundert Volksliedern, die er in Schlesien aus dem Munde von Grasemädchen und Bauerburschen sammelte, sind nur fünf in der schlesischen Mundart gehalten und diese fünf haben sämmtlich einen burlesken Inhalt.

Wie diese blumenduftenden Lieder des Maies den Frühling des Lebens schmücken, betrachten wir zuerst, bevor wir auf die Gesänge hören, welche an das kahle, trockne Wirken der männlichen Jahre sich knüpfen.

Die mächtigste Empfindung des Menschen, die Liebe, ist der Inhalt der meisten Lieder und unstreitig sind unter den verschiedenen Gedichten des Volkes die Liebeslieder die gelungensten, die besten. Und wie diese kleinen Gedichtchen nicht am Schreibtisch gemacht wurden, sondern aus dem bewegten Herzen wirklich herausströmten, sind sie auch nicht kalt,

gedrechselt und frostig. Wie seelenvoll tönen diese einfachen, innigen Versicherungen. Wo das Gefühl spricht, findet sich kein Pomp und Wortprunk, keine Ueberspannung, kein Aufhäufen von überschwenglichen Betheuerungen wie sie unsere girrenden Ritter, unsere Romanhelden und modernen Stylisten lieben, die ihr schwächliches Gefühl aufpuhsten. Die Sprache der Natur ist einfach, die Wahrheit ist schmucklos, durchsichtig und hell wie der Deamant. Wir wiederholen es, der herzliche Ausdruck gefällt uns an diesen Gedichten. Der Liebende sagt etwa: „Ich mein' meines Buhlen Güte, darnach steht mein Gemüthe, zu ihr steht all' mein Sinn", „ich könnt ihr nicht holder werden" — kann er mehr sagen? „Thu mir Dein Herz aufschließen, schließ mich Herzlieb darein."

Da ist also das braune Mädel, jung und schön, wie sich von selbst versteht, hat gelbes Haar und eine schneeweiße Hand. Er nennt sie kurzweg: „Du rother Mund", „sie gleicht wohl einem Rosenstock, sie trägt auch einen rothen Rock", „oft sie sehen, thut den Augen wohl." Den jungen Knaben oder edlen Ritter braucht man nicht erst zu beschreiben, ist's ja doch beim Manne nicht die Gestalt, welche wiegt. Er begegnet ihr, wie er in den Wald geht oder auf der Wiese, wo sie Blumen brechen will, oder als er einhergeritten kommt. Ohne Umschweife frägt er dreist, ob sie mit ihm gehen will: „Liebst Du mich, so lieb' ich Dich, Röslein auf der Haiden", und die meisten Mädchen des Volksliedes sind gar nicht spröde. Unbefangen, ohne Ziererei folgen sie gern. Der Liebende ist freilich zuweilen recht schüchtern: „Ich hat sie lieb von ganzem Herzen, ich durfte ihr kein freundliches Wort zusprechen, ich fürcht, sie möcht mir's für übel han." „Ich kam zu ihr getreten, wie manch' gut Gesell mehr thut, ich wollt sie han gebeten, ich bot ihr meinen Gruß; ich ward zu einem Stummen, vor Schaam, da stund ich roth, bei allen meinen Tagen leid' ich nie größer Noth." Ihm geht's wie er's verdient. Sie sagt ihm: „kehr Dich wieder um und geh' Du wieder heim!" aber am Ende giebt sie ihm doch mit ihrem

rothen Munde den Seegen. Freilich, „wer einen lieben Buhlen hat, der thu' gar manchen Affengang." Dann heißt es: „wer gefallen will, der muß herzen viel."

Nun sind sie bald einig und er giebt seinem herzigen Herzen ein Goldfingerlein. „Was schickt sie mir denn wieder? Von Perlen ein Kränzelein: Sieh da, du feiner Ritter, dabei gedenk du mein." Mitunter schenkt der Bewerber auch Ring und Kranz und bekommt dafür einen Ring und diesen Ring an seiner Hand gäb' er nicht um das deutsche Land. Einer freilich muß klagen: „Ich hab der Lieben also lang gedient, was gab sie mir zu Lohn? Ein' Kranz von Haberstroh."

Jetzt möchten sie immer beisammen sein.

Einer sagt:

„Und wenn ich lieg und schlafe,
So kommt feins Lieb fürhin,
Und wenn ich dann erwache,
So kehrt sie wieder dahin.
O weh meines Herzens ein' große Noth!
Viel lieber wollt ich sterben,
Viel lieber wär ich todt."

Ein Anderer:

„Des Abends, wenn ich zu Bette will gehn,
Mein feines Lieb nicht bei mir hab,
So trauert mein Herz, so trauert all' mein Gemüthe.
Des Morgens, wenn ich früh aufsteh,
Zu meinem lieben Buhlen ich geh,
So kommt mein Lieb und wünscht mir guten Morgen.
Guten Morgen, guten Morgen, mein feines Lieb.
Ich hab Dich von Grund meines Herzens lieb,
Ich hab' Dich von Grund meines Herzens auserkoren."

Hernach gehen sie mit einander zu Tanze:

„Wo zwei Herzenliebe
An einem Tanze gan,
Sie lassen ihr' Aeuglein schießen,
Sie sehen einander an,
Sie gedenken in ihren Sinnen:
Und läg ich Dir nahe bei."

Vielleicht müssen sie sich aber noch einmal trennen und das bringt das junge Herz aus Freuden in Leid. Sie will ihn nicht fortlassen und hebt zu weinen an: „Gedenk daran, du junger Knab, laß mich nicht lang alleine, kehr wieder bald!“ und er klagt schmerzvollen Herzens: „Ach, Scheiden, das thut weh.“ Aber er ruft ihr vielleicht auch warnend zu:

„Weichst Du von mir, rächt's Gott an Dir,
Wiewohl man findt noch schönre Kind,
Lieb ich Dich über sie alle.
Nach treuer Sitt ist jetzund mein Bitt,
Du wollst nicht von mir weichen.“

Ueberall erfrischt uns das ächt Natürliche. Nur mit der rosigen Jugend tändelt das Lied. Treten mehrere Bewerber heran, so wird's gewiß der jüngste sein, den sie bevorzugt, und wenn ein alter Mann ein junges Weib hat, so grollt der unmuthige Sänger, und während das frische Weibchen seufzt, daß die liebe lange Nacht nimmermehr kein End' nicht haben will, poltert sein Zorn: „Man soll einen solchen alten Mann mit einem eisern Flegel zu der hintern Thür 'nauß schlan.“ Das Sittliche fühlt das Volk richtiger als seine Gesetzgeber. Nimmermehr sollte ein Mädchen den Mann freien, der ihr Vater sein könnte. „Das ist ein physiologischer Skandal, sagt Lévy, traité d'hygiène, aber das bürgerliche Gesetz nimmt ihn in Schutz und die Gesellschaft vermag nur, ihn mit Spott und Verachtung zu strafen.“ Wir fühlen das Alle im entgegengesetzten Falle, wenn ein junger Mann ein altes Weib heirathet, doch ist es im Grunde das nämliche. Ein schlesisches Liedchen aus der gläzer Grafschaft endet mit der guten Lehre:

Ihr jungen Mädel, hütet euch sehr,
Daß euch ein alter Mann nicht beschwer.
Liebet nicht das Geld!
Nehm lieber eine jede den, der ihr gefällt.

Für junge Männer braucht's nicht erst eines solchen Rathschlags.

Es kennt beinahe nur die glückliche Liebe. Scheint es

doch fast, als wisse das Volkslied nichts von Verirrungen des Herzens und von unbeglücktem Sehnen. Nur wo mehrere Nebenbuhler kommen, müssen die andern natürlich ledig ausgehen, aber das sind dann auch die, welche am wenigsten stark liebten. Die Mädchen erscheinen in ihm, wie schon gesagt, nicht als kalt und spröde — dürfen wir vielleicht daraus schließen, daß sie es eigentlich auch nicht sind und nur an Verbildung leiden, wo sie sich so zeigen? Einer singt wohl, daß ihn sein Lieb verabschiedet hat, „wie mag ich fröhlich sein?" aber seine fröhliche Weise kündigt uns schon an, daß ihn zuletzt sein Lieb umfangen hält. Wo das Mädchen sich eine Weile weigert, ihrem Bewerber hold zu sein, stammt dies Sträuben meist aus einer Launigkeit, welche das Liedchen beweglicher und munterer gestaltet. Untreue macht eher noch Leid und Pein, aber auch sie ist selten und der Verletzte nimmt sie auffällig leicht. Wir haben in der Uhlandschen und in der Görresschen Sammlung zwei Klagen über Untreue, eine von einem Mädchen, die andere vom Manne. Das Mädchen klagt Gott ihre Noth, sie sei verwundet bis in den Tod, aber bald ergießt sie sich in Schmähungen: „Art, die läßt von Arte nicht, Unkraut will aus dem Garten nicht", und zuletzt ermuntert sie sich wieder selbst: „Ich hat einen Apfel, war hübsch und roth, doch war ein Wurm darinne, fahr hin, fahr hin, mein Apfel roth, du mußt mir aus dem Sinne." Der Reitersmann ist gleich von vorn an beruhigter im Gefühl seiner männlichen Kraft: „Hast Du einen andern lieber als mich, das acht' ich wahrlich kleine' — laß fahren, laß fahren, was nit bleiben will, man find't der schönen Jungfräulin mehre." Ein Betrogener warnt die jungen Knaben, in guter Hut zu sein, daß sie die Liebe nicht zwinge: „Glaubt nicht den schönen Jungfrauen zu viel, was heut ist lieb, ist morgen leid", und tröstet sich selbst recht verständig: „Dein Untreu macht, daß ich Dein nicht acht." Anders die Ballade. Kaum, daß auf Hunderte von Liedern, die Liebes Lust malen, einige wenige Liebes Leid aussprechen; ist die Liebe unglücklich, so

geschieht's wegen der Ungunst des äußern Schicksals, welches das liebende Paar zerschmettert, alsdann aber geht der Gesang in den Balladenton über.

Was man gewiß nicht vermuthen sollte, wenn man so sieht, wie die „gebildeten" Menschen es treiben und bedenkt, in welchen Schichten das Volkslied sich erhielt, das findet sich in ihm, sittlicher Adel. Ohne vieles Bedenken sprechen wir die Behauptung aus, daß das deutsche Volkslied von einem höheren Geiste durchdrungen ist und einen tieferen moralischen Gehalt besitzt, als sich bei den allermeisten zeigt, die als Dichter vor das Volk hinzutreten wagten. Von rein christlichen und kirchlichen Vorstellungen ist zwar in den weltlichen Liedern verhältnißmäßig äußerst wenig (etwa in Todesnöthen wird Maria angerufen), das ist aber auch wahrlich kein Schade. Die natürliche Gutmüthigkeit und Sittlichkeit führen das Wort. Daher werden in den erzählenden Gedichten, wo es nur angehen will, gute fromme Wünsche dazwischen geschoben. Wird ein Herr genannt, heißt es z. B.: „Gott frist' dem edlen Fürsten sein Leben." Die Verirrung des schwachen Menschen wird mit dem Auge der Nachsicht liebevoll beurtheilt. Das Lied von Ritter Danhäuser, der aus Verzweiflung zur Frau Venus, der Teufelin, zurückkehrt, schließt:

Der Sünder mag sein so groß er will,
Kann Gottes Gnad erlangen.

Lüge und Betrug hat das Lied offenbar nicht gern. Wenn der falsche Wirth vom armen Reitersknaben „betrogen" wird, so ist dieser Betrug sehr unschuldig; denn da er ihn nicht ziehen lassen will vor abgezahlter Zeche, steckt die Frau Wirthin dem guten Schlucker mit ihrer schneeweißen Hand die rothen Gulden zu, so daß der Wirth mit seinem eignen Gelde bezahlt wird. Und wenn der buhlende Schreiber dem niederländischen Mädchen empfiehlt, ihrem zornigen Mütterlein etwas vorzureden, antwortet sie ihm:

„Ei soll ich denn nun lügen?
Es steht mir übel an.

Viel lieber wollt' ich sprechen,
Der Schreiber wär' mein Mann."

So sind auch die Empfindungen rein. Die Liebe ist keusch und natürlich, gleich sehr von empfindelnder Schwärmerei wie lüsterner Lüderlichkeit entfernt. Es sind gesunde Menschen von Fleisch und Blut, die in Züchten und Ehren lieben. Der Sänger, der sieben Wünsche hat, wünscht sich zwar zu dritt „schöne Jungfrauen und rheinischen Wein", aber als letzten Wunsch blos, „daß jeder bei seiner Liebsten wär' und ich bei der meinen." Der Verschmähte hegt in seinem Herzen keinen Groll. Der Bauernknecht, der statt der Rosen den Kranz von Nesselkraut trägt, ruft ihr, von der er ihn hat, nach:

„Verlor'n hab ich mein schönes Lieb,
Das reut mich sehr und thut mir
In meinem Herzen weh.
Geseg'n Dich Gott, mein holder Buhl!
Ich sehe Dich nimmer me."

Aus der Aechtheit folgt die Beständigkeit. Im „Feinslieb von Flandern"[1] sagt der Sänger:

„Mein Feinslieb ist von Flandern
Und hat ein' wankeln Muth,
Sie giebt ein' um den andern,
Das thut die Läng nit gut.
Doch bin ich stets
Ihr aller wohlgemuth,
Ich wünsch ihr alles gut."

Die Wandelbarkeit rächt sich auch, das Aufgeben der Liebe zieht nach sich das Aufgeben des Lebens. So im Gedicht: „Der Ritter und die Maid"; da heißt es:

Es spielt ein Ritter mit einer Maid,
Sie spielten alle beide,
Und als der helle Morgen anbrach,
Da hub sie an zu weinen.

„Weine nicht, weine nicht, brauns Mägdelein,
Dein' Ehr will ich Dir zahlen,

---

[1] Flandern ist deutscher Boden. Merkt auf, ihr Publicisten! Seit uns die Nordseeküste fehlt, ist Deutschland schwach.

Ich will Dir geben ein' Reitersknecht,
Dazu dreihundert Thaler."

„„Den Reitersknecht, den mag ich nicht,
Will lieber den Herren selber,
Krieg' ich den Herren selber nicht,
So klag ich's meiner Mutter."‟

Sie stirbt, dem Ritter träumt's schwer und bang; er sattelt sein Roß, reitet Tag und Nacht und kommt nach Augsburg[1], als sie zu Grabe getragen wird; da zieht er heraus sein blankes Schwert und sticht sich's in sein Herz: „Hab' ich Dir geben Angst und Pein, so will ich leiden Schmerzen." Man legt ihn zu ihr in den Sarg und nach drei Vierteljahren sprossen aus ihrem Grabe drei Lilien hervor. Auf dem Grabe Liebender wachsen weiße Blumen; es blühte nach dem uralten Glauben der Heidenzeit die entweichende Seele als Blume. Selbst der Ungetreue, der mit eigner Hand sein Erbarmen flehendes Mädchen tödtet, legt sich dann leise auf sie hin und stirbt an ihrem Herzen. Gleichsam Warnungsbeispiele sind die Fehltritte der armen betrogenen Mädchen, die sich mit einem glänzenden Herren einließen: es ist der ungleiche Stand, der die Verirrung mit verschuldet. Denn sonst berichtigt wohl der junge Geselle, der das Mädchen in Versuchung brachte, ihre Rede: „die Engel an dem Throne werden dem Käpplein lohnen, daß ich Mägdlein von Euch kam", dahin:

„Daß ich euch Mägdlein ließe,
Das thät mein' große Zucht.
Das Herz in meinem Leibe
Fürchtet euerer Ehre
Und euer fromm Gemüth."

Das Lied urtheilt:

Verliert ein Mägdlein ihren Kranz,
Den find't sie nie mehr wieder.

Und sein gewöhnlicher stehender Schlußwunsch ist: „Gott behüt' allen Jungfrauen ihre Ehr'." In dieser Menge von Gedichten kaum ein paar an's Lüsterne streifende Stellen!

[1] In Schlesien gesungen: nach Hirschberg.

Wir möchten die Probe mit einer gleichen Zahl von Versen unserer namhaften Dichter nicht machen. Woher erklärt sich diese Erscheinung, da doch gewiß der einzelne Bauer und Kriegsgesell an Feinheit des Gefühls hinter dem gebildeten Dichter der Städte zurücksteht? Daher meinen wir, weil eben nicht ein Bauer der Dichter des Liedes war, sondern der ganze „ungebildete" Stand. Da ward denn vom gesunden Gefühle des einen oder des andern Empfängers das Unwahre, Unlautere, Unächte abgestoßen, einmal herausgelassen, kam es nicht so leicht wieder herein; hinzugefügter Schmutz aber konnte sich nicht erhalten. Jeder reine Mund, aus dem das Lied schallte, veredelte auch das Lied. In den Volksbüchern, die in der Schrift erstarrt waren, finden wir darum des Zotenhaften und Ecklen nicht wenig, wovon das Volkslied durch die Art seiner allmähligen Ausbildung gereinigt wurde. Zwar sind sicher und gewiß viele Gesänge Hervorbringungen des freien natürlichen Dichtertalentes, entstanden während des mühseligen Tagewerkes, im freudigen Ergusse der überwallenden Empfindungen des Herzens oder aus dem Bedürfnisse einer schöpferischen Einbildungskraft, so daß nichts sich hinzuthun oder abnehmen läßt ohne Beschädigung des Gedichtes, aber die allermeisten sind ohne Zweifel erst durch die Menge derer, die's mit Lust nachsangen, durch die Wogen der Rede in langer Zeit geformt. Darum sind die alten Gedichte die idealeren, die besseren, und was noch jung ist tritt oft eckig, grob und roh auf. Ganz dieselbe Bemerkung macht Fauriel in seinem berühmten Werke über die Gesänge der Neugriechen. Er sagt: „Von welcher Gattung von Liedern man immer reden mag, so ist gewiß, daß die ältesten in der Regel die schönsten, originellsten und gewichtigsten sind. Wie soll man sich dieses erklären? ich gestehe es, ich vermag es nicht." Unsere Leser werden, hoffen wir, die Frage beantworten.

So spiegelt denn das Liebeslied die derbe Treuherzigkeit, die tiefe Gemüthlichkeit, die ideale Auffassung der Deutschen,

dieses Volkes von Denkern, ab. Vergleiche man nur mit den deutschen Volksliedern die Sammlungen der slawischen (etwa in der wendischen Sammlung von Leopold Haupt und Schmaler oder der russischen Balaleika) und man wird neben vielen Uebereinstimmungen doch auch große Unterschiede wahrnehmen, die auf die Verschiedenheit des Volksgeistes hinweisen, dessen Ausflüsse ja nur diese Liederchen sind. Bei den deutschen ist immer, selbst in der Lustigkeit ein gewisser Ernst, eine durchgehende Schwere, in den slawischen herrscht eine unverwüstliche Heiterkeit, in manchen wieder tiefe Melancholie. Der Slawe erscheint in ihnen leicht und auch leichtsinnig, zum raschen Lebensgenusse aufgelegt und des Erlebten nicht weiter gedenkend. Die Liebe der Deutschen hat ihre Wurzel mehr in einem geistigen Bedürfen und äußert sich in Achtung, Zartheit und beständiger Anhänglichkeit, seine Liebeslieder schöpfen, wie Görres sagt, ein ganzes Herz bis zum Grunde aus, die Liebe der Slawen zeigt ihren Boden vorwiegend in der Sinnlichkeit. Was grämt sich der Slawe groß über die Untreue, was soll sie schaden, ihm oder ihr, giebt's doch der schönen Kinder genug, er denkt selbst nicht an Beständigkeit, flattert von einer zur andern, ja, er hat nach gebüßter Lust wohl gar Spott gegen sein Opfer.

Die Balladen, die eines Liebespaares Geschick erzählen, verdienen dasselbe hohe Lob und reichen in eine weite Vergangenheit zurück. Das Schlechte findet im Untergange sein Gericht, treue Liebe wird belohnt. Da wird z. B. in Ober- wie in Niederdeutschland, flämisch und schwedisch von der Jungfrau gesungen, die ein Ritter lockte, der schon elf Fräulein getödtet hat, die, wie er sie auch umbringen will, ihn mit seinem eignen Schwerte erschlägt. Auf ihres Vaters Tisch setzt sie dann beim Mahle das Haupt des Entführers. Die unsichtbare Welt spielt in den ächt deutschen Sagen in das Menschen Schicksal hinein: das giebt etwas Schauriges. In

dieser Ballade vom Jungfrauenmörder warnt eine Waldtaube das mit schön Ulrich davon eilende Rautendelein und zuletzt hört ihren Hülfeschrei aus dem Walde ihr Bruder in seinem Schloß. Mit rührender Stärke hebt das Volkslied die Anhänglichkeit unter Bruder und Schwester hervor und mächtiger, tiefer als die Aelternliebe erscheint in nicht wenigen Liedern, es ist dies ein auffallender Zug, die Liebe der Geschwister: wo der falsche Vater seinen Knaben zur Hinrichtung führt, erlöst ihn seine treue Schwester:

„„Und deinen Bruder, den kriegst du nicht,
Er muß jetzt hangen am Galgengericht.
Und wenn du dich ziehst nackend aus
Und dreimal um den Galgen laufst —““
Und wie das letzte Wort geschah,
Die Kleider schon alle unten war'n.

Die fremde Historie von Hero und Leander finden wir unter den deutschen Balladen wieder; eine böse Nonne ist es, welche den Leitstern des Schwimmers, die Kerze an ihrem Fenster, und damit des Liebenden Leben auslöscht. Wo nicht eine wunderbare Rettung oder eine glückliche Vereinigung den Schluß krönt, tödtet sich gewöhnlich das überlebende Mädchen vor Liebesschmerz, einigemale wird sie Nonne. Sonst mögen die schönen Kinder den Schleier durchaus nicht nehmen. In einem Liede, welches nach der Angabe der limburger Chronik 1357 „man sang und pfiff“, heißt es:

„Gott geb ihm ein verdorben Jahr,
Der mich macht zu einer Nunnen
Und mir den schwarzen Mantel gab,
Den weißen Rock darunter“ —

und ein anderes wiederholt am Schlusse:

„Gott geb' dem Kläffer Unglück viel,
Der mich armes Mägdlein
In's Kloster haben will.“

Aber wenn sie nicht mehr „einem Knaben jung seinen Kummer stillen“ können, begraben sie sich aus Betrübniß freiwillig in den heiligen Mauern. Das Volksbuch von Werther's Leiden,

ein Machwerk unserer Zeit, endet ebenfalls damit, daß Lotte in's Kloster geht.

Ihr Gang ist rasch. Nirgends hält störende Breite auf. Denn da die Ballade nur im Gedächtnisse festgehalten wurde, sank das Unwesentliche unter, die Ausfüllung verschwand und blos die Hauptrisse blieben stehen. Daher ihr kurzer, springender Ton, der sie so kraftvoll macht, so ergreifend. Einzig das Hervorstechende wird vom Sänger aufgefaßt, ohne Mittelglieder, ohne Vorbereitung schreitet die Erzählung von einem zum andern, oft wird nur in einem leisen Zuge der Grund des Folgenden angedeutet, oft bricht sie so plötzlich und jäh ab, daß du dir den Zusammenhang aus der eignen Einbildung ergänzen mußt. Die Sprünge, die Abgerissenheit der Gedanken, die Schnelligkeit der Bewegung, das Lebendige, Kecke sind Hauptvorzüge des Volksliedes vor der Kunstpoesie. Der Balladenstyl ist überhaupt dem Volksliede beinahe durchgehends eigen bis auf die neuen Zeiten, wo das Lesen in der Schule die Naivität des Ausdrucks zerstört hat.

Wie gering indeß die Beherrschung der Welt trotz dieser scheinbaren Beherrschung des Stoffes unter der singenden Klasse war und ist, das zeigt uns die sogenannte Objektivität seines Erzählens. Lediglich die Erscheinung wird vom Dichter erfaßt: die äußere Handlung, welche sich dem Gesichte bietet, das Wort, welches das Ohr hört, der Erfolg wird bemerkt und die Aufeinanderfolge der Ereignisse dürr und ungelenkig, fast wie in der Puppenkomödia angegeben: die Empfindung der Handelnden bleibt unbeachtet, kein Erstaunen, keine Freude, kein Schmerz wird berichtet, was der Dichter erzählt, sieht er. Darum rückt alles in die Gegenwart und wir gewahren es, als geschäh's in der Nähe. Eben darum ist es ganz gewöhnlich daß die Ballade in's Dramatische übertritt. Eine Staffage wird häufig hingesetzt, einzig die Handlung wird dann vorgeführt, die Personen treten heraus und wechseln Reden. Unverkennbar zeigt sich darin ein Hinüber- und Herüberschwanken zwischen Epos und Drama.

Der Dichter setzt voraus, daß wir mit ihm sehen und also auch fühlen. Das Gefühl ist in die Worte und Reden der handelnden Personen, in den Ton, mit dem sie sprechen, gewissermaßen hineingesteckt, aber nicht losgelöst. Der Dichtende selbst aber giebt seine Empfindung und sein Urtheil höchstens durch ein kleines Beiwort kund, wie etwa in der Ballade von der treuen Schwester:

Es ritt ein Herr zum kühlen Wein
Verspielt' sein einziges Söhnelein.

Und wie er nun nach Hause kam,
Sein einz'ger Sohn ihm entgegen kam.

„Ach Vater, lieber Vater mein,
Was bringt ihr mir vom kühlen Wein"?
— — — — — — —
— — — — — — —
Es mocht ihn keiner greifen an,
Sein falscher Vater griff ihn selber an.

Es mocht ihn keiner führen hinaus,
Sein falscher Vater führt ihn selber hinaus."

Nach Wegnehmung der nachdrucksvoll hervorgehobenen Beiwörter finden wir blos das Geschehende hingestellt. Das in Wortefassen der Gefühle, wenn diese nicht die der Liebe sind, das nähere Einlassen auf sie, fällt noch allzuschwer; sie kund zu geben bleibt bequemer der Sangweise überlassen und so mag es scheinen, als ziele das Volkslied nicht im mindesten auf die Erweckung der Theilnahme und gelesen klingt es mitunter hart. Dem ist aber nicht so. Man wolle aber auch nicht Kunst suchen, wo Schwäche ist. Die Wirkung der Gefühle ist handgreiflich und schnell faßbar, das Gefühl selbst ist schwer zu ergreifen, schwer in seinen Färbungen und Schattirungen auszudrücken: nur der zergliedernde Verstand und die Selbstbeobachtung baut dazu die Brücke. Condorcet bemerkt von dem ersten Prosaisten, den Frankreich hatte, vom Dichter der Zaire und des Tankred, daß seine ersten Liebesbriefe kalt und frostig waren. Um zu fühlen braucht's nur ein Herz,

um das Gefühl wahr zu schildern, muß man sich zugleich über dasselbe hinausgeschwungen haben. Darum sagt das Liebeslied auch ganz kurz: ich liebe, ich begehre dich und denke nur an dich, läßt sich aber auf Schilderungen wenig ein. Auch in diesem Stücke unterscheidet sich das Volkslied so wesentlich von der betrachtenden Kunstpoesie, die in Schillers Hymnus an die Freude einen Höhepunkt erreicht. Die Meisterdichter schildern uns das traurige Antlitz, die aus den Augen rollenden Thränen, das wirre Haar und den Gram in den Zügen, schauen durch die verschlossene Brust hinein auf das stürmische Fluthen der Gedanken des Wehs, in den Kampf der Leidenschaften: dergleichen trifft man in den Volksliedern gar nicht. Aus demselben Grunde, von dem Mangel an zergliederndem Betrachten und innerlicher Verarbeitung erklärt sich auch die Schwäche der Beschreibungen im Volksliede, ihre Kürze sowie die häufige Anwendung der eingebürgerten Beiwörter. Das Nächste und Gröbste, Gefühl oder That schlechtweg, faßt der gemeine Mann frisch und mit scharfem Auge auf: auszumalen, zu schildern unterläßt er klüglich; darum ist sein Lied etwas skizzenhaft, nicht farbenreich und sogar arm an Bildern. Die ausführende Schilderung des Einzelnen und das zierliche Füllwerk ist die Sache des einzelnen Kunstdichters, die Stärke eines Virgilius und Goethe[1].

---

[1] Im Augenblicke, wo diese Blätter in die Hände der Setzer gegeben werden müssen, macht ein feiner Kunstkenner, der im übrigen anerkennt, daß in dem Gesagten Wahres liege, mir den Einwurf: daß auch im Meisterdichter der Instinkt treibe und daß, was hier über das Volkslied ausgesprochen werde, vom Epos überhaupt gelte und z. B. auf Homeros anwendbar sei. Da ich die Abhandlung nicht mehr umschmelzen noch einen Aufsatz über das deutsche Volkslied in eine Betrachtung der dichtenden Kunst im allgemeinen umwandeln kann, so sei nur in der Kürze und Eile angemerkt, daß alles oben Gesagte cum grano salis zu verstehen ist und daß die Ilias allerdings, gleichwie jedes ächte Epos Volksgesang war. Man muß Völker unterscheiden, deren Bildung auf der Grundlage eines reichen Schriftthumes ruht, von solchen, bei denen dies noch nicht der Fall ist, jene will ich hier kurzweg: die gebil-

Deutlicher als unser breites Charakterisiren dürfte das Glossiren einer Probe sowohl das Dramatische, als den schnellen Gang der Bewegung erläutern. Wir wählen dazu eine Ballade, welche bereits in einem Buche vom Jahre 1575 angezogen und noch heutigen Tages gesungen wird. Sie liegt uns in vier Fassungen in den Liederspeichern von Büsching S. 193., Uhland S. 263., Zarnack I. S. 27. und in Hoffmann S. 41. vor; findet sich auch in andern Sammlungen und wird noch immer auf fliegenden Blättern verbreitet. Wir legen den uhlandschen Text zu Grunde. Sie beginnt:

1) Es steht ein Lind in jenem Thal,
Ist oben breit und unten schmal,
Darauf da sitzt Frau Nachtigall
Und andere Vöglein von dem Wald.

Hiermit ist die Staffage, die Kulisse gegeben. Die Scene ändert sich nicht. Ohne weitere Vorbemerkung beginnt sogleich das Gespräch. Wir ergänzen aus dem Folgenden, daß unter dieser Linde ein Liebespaar sitzt. Der Ritter sagt:

2) „Sing an, sing an, Frau Nachtigal,
Du kleines Vögelein vor dem Wald,
Sing an, sing Du schöns mein Lieb
Wir beide müssen uns scheiden hie."

3) Er nahm sein Rößlein bei dem Zaum
Er führt's wohl unter den Lindenbaum,
Sie half ihm in den Sattel so tief.
„„Wann kommst Du herwieder, Du schön Lieb?""

---

deten, nennen. Nur die letzteren haben wahre Epopöen, sie sind ihre Bibel, ihr Geschichtsbuch. Die Dichtung der gebildeten Völker machen diejenigen Schriftwerke aus, die sich selbst zum Zwecke haben, deren Wesen also (wenn ich das Wort mir erlauben darf) Eigenhaftigkeit ist, und sie besteht im Grunde nur aus der lyrischen und dramatischen Gattung. Die Epik hat sich bei ihnen theils in die prosaische Erzählung (Roman, Novelle) verflacht, theils, sich vervollkommnend, in die Geschichtschreibung umgesetzt. Weder die Henriade noch die Aeneide, weder die Messiade noch Miltons verlorenes Paradies sind wirkliche Epopöen. Sie sind nicht mehr als Versuche solche zu schaffen, verunglückte Ansätze, schriftstellerische Arbeiten. Oberon ist ein Roman in Versen. Die gewöhnlichen Unterscheidungen der verschiedenen Dichtungsarten sind scholastischer Kram.

Auf ihre Frage antwortet der Ritter:

4) „Wann es get gegen den Sommer
Will ich herwieder kommen,
Wenn alle Bäumlein tragen Laub
So schau auf mich, Du schöne Jungfrau."

Weder er noch sie lassen ihre Betrübniß laut werden. Das Mädchen richtet nur die nackte Frage an ihren Geliebten, die er ebenso rund, ohne Umkleidung und Umschweif beantwortet:

5) „„Wen setzt Du mir zu einem Bürgen?""
„Den heiligen Ritter Sankt Jörgen;
So trau ich meinem Bürgen so wohl
Daß ich bald wieder kommen soll."

Der Ritter reitet nun fort. Ein Jahr verstreicht. Das Mädchen geht bekümmert zu dem Lindenbaum, wo er ihr den Treueschwur gab. Dieß alles übergeht das Lied. Es fährt fort mit den klagenden Worten des Mädchens

6) „„Es geht wohl gegen den Sommer —
Mein feins Lieb will nicht kommen!""
Sie ging spazieren vor dem Holz
Begegnet ihr ein Ritterlein stolz.

Das Lied verschweigt uns noch, daß es ihr Geliebter ist, wie es uns auch nicht sagt, daß das Mädchen traurig aussieht, worauf sich aber des Ritters Anrede bezieht:

7) „Gott grüß euch, Jungfrau reine,
Was macht ihr hier alleine?
Ist euch eu'r Vater und Mutter so gram,
Oder habt ihr heimlich einen Mann?"

Sie antwortet:

8) „„Vater und Mutter ist mir nicht gram,
Heimlich hab' ich wohl einen Mann.
Dort unter der Linden also breit
Da schwur er mir einen hohen Eid."

9) „Hat er euch ein' Eid geschworen,
Wann habt ihr ihn verloren?"
„„So ist es heut' ein ganzes Jahr
Daß ich mein Lieb verloren hab.""

Wir brechen hier ab, und vervollständigen die Geschichte nur noch, indem wir erwähnen, daß der Ritter sie auf die Probe stellt, es sei heute der neunte Tag, daß ihr Geliebter eine

andere Frau nahm. Sie sagt, kann er mir nicht werden, der Liebste auf dieser Erden, so wünsch' ich ihm viel Glück und Heil, so will ich beweinen mein junges Leben. Darauf nimmt er den Helm ab und giebt sich ihr zu erkennen. In der Modernisirung hat die Ballade verloren, die poetische Ader fließt eben schwächer. In Schlesien wird von den Handwerksgesellen der Anfang jetzt folgendermaßen gesungen:

Es stand eine Lind im tiefen Thal
War oben breit und unten schmal
Darunter zwei Verliebte saßen
Vor Lieb' ihr Leid vergaßen.'
„Mein Kind, wir müssen uns scheiden
Ich muß noch sieben Jahr wandern."

„ „Mußt Du auch sieben Jahr wandern
Frei ich mir doch keinen andern." "
Und als um waren die sieben Jahr
Sie meint' ihr Herzliebster käm da.
Sie ging wohl in den Garten
Auf ihren Herzliebsten zu warten,
Sie ging wohl in das grüne Holz.
Da kam ein Reiter geritten stolz u. s. w.

Die Zahl der Balladen ist leider für unsere Wünsche zu klein, während wir an historischen Liedern, die uns meist nur geringes Interesse einflößen, einen recht großen Reichthum besitzen. Wohl mag die Mehrzahl der Balladen gleichfalls aus wirklichen Verhältnissen entsprungen sein — eine pfälzer Handschrift des sechzehnten Jahrhunderts nennt zu einer Romanze die Namen der Personen am Rande und die Ballade vom „Ritter mit dem Tuche" spielte auf der Burg Stargard mit der Tochter des mecklenburgischen Herzogs — allein ihre Beziehung auf bestimmte Personen hat die Zeit verwischt, während Lieder auf berühmte Schlachten und berüchtigte Raubritter in ihrer eigentlichen Bedeutung sich erhalten mußten. Da haben wir Lieder auf den freien fränkischen Reitersmann Albrecht von Rosenburg, der Die von Nürnberg mit 42 Pferden ansprengt, von Herzog Christophs Fehde

mit dem Abensperger und der Schlacht von Pavia, in der Herr Görg von Frundsberg und die frommen deutschen Landsknechte gut bis über die Schuh im Blute mußten gehen und in neuntehalb Stunden abgewonnen Land und Leut dem Könige von Frankreich. Solche Lieder, gedichtet von einem Theilnehmer des Ereignisses, gesungen auf neuen Zügen aus den rauhen Kehlen der Kriegsgesellen, ergehen sich in epischer Breite und sind mit Nebendingen belastet, da werden die Streiter gerühmt, ihre Drohungen verkündet, die Bündner aufgezählt, Unzuverlässige getadelt u. dgl. m. Einige athmen heiße Kampflust, die grüne Heide mit Blut zu näßen und bewegen sich leicht, aber wie die Mehrzahl nur Begebenheiten abhandelt, die sich im engen Kreise zutrugen und geringfügig waren, so erhebt sich auch der Blick ihrer Sänger nicht über das Kleine und Niedere. Die besonderen Erinnerungen, die sie festhielten, konnten den Boden nicht füglich überschreiten, dem sie angehörten. Wer hätte in der Ferne Lust und Anlaß haben sollen vom Störtebeck und gode Michel oder vom Schuttensamer, der zuletzt doch unterlag, oder gar das Klagelied Derer von Troppau[1] zu singen? hatte man auswärts doch keine Kenntniß von diesen Namen. Deshalb blieben die Gedichte auf Zeitbegebenheiten auch roher, wurden vom Gesange nicht in dem Grade abgeschliffen, gerundet und veredelt wie jene Gedichte von allgemein menschlichem Inhalte, und zuletzt nach kurzer Frist vergessen. Die Gesammtheit des deutschen Volkes hatte von keinen Heldenthaten zu sagen. Von früher Zeit her war die Haltung seiner Herrscher ritterlich aber nicht volksthümlich: was seine Kaiser vollführten, das blieb vom Volksbewußtsein losgelöst und aus diesem Grunde fehlte selbst den stärksten Kaisern trotz aller ihrer Machtfülle die ausharrende Kraft, die Werke glücklich voll-

[1] In Nikolaus Pols Jahrbüchern der Stadt Breslau zum Jahr 1607. (herausgegeben von Kunisch V. 40—44.)

führt. Dieß haben die Schreiber der deutschen Geschichten bis jetzt übersehen.

An die Gesänge auf Ereignisse reihen wir die Lieder der einzelnen Stände auf ihre Beschäftigungen und Verhältnisse. Durchläuft man sie in einem Zuge hintereinander, so geben sie ein lebendiges Bild des Durcheinanders im wirklichen Leben und des Ringens der verschiedenen Klassen der Gesellschaft gegen einander. Auf der Singschule zu Augsburg sprechen in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts die Bürger ihren Tadel der Bischöfe und Herren aus und der Adel singt damals in seinem Uebermuthe wider die Städter:

„Sie bdunkt, es sei nit ihr geleich
Und nennen sich das römisch Reich
Und sind sie doch nur Bauren —
Gelück bestand dem Adel bei
Verbiet den Bauren ihr Geschrei.
Wünsch' ich von ganzem Herzen
Daß sie sich vor dem Adel schmiegen."

Anderwärts heißt es wieder über die Edelleute: „sie werden noch erschlagen von dem gemein' Bauersmann'." Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung und die Bürger rufen Gott an, drein zu sehen in die Bübereien der Krieger, denn „kein Mensch wird loben, daß man die Gottesgaben also mißbrauchen soll". Da schimpft der Geselle auf den unhöflichen Meister und hält der Frau Meisterin das schlechte Essen vor, da hat der Bauer sein Lied gegen den Müller und der Müller hinwiederum schilt auf den Bauern. Die Mägde beneiden die Bauerfrauen, „die haben's gut, die können lange schlafen" und die Landdirne ärgert sich über die Stadtjungfer, die im aufgeborgten Flitterstaat auf der breslauer Promenade Parade macht. Der Bauer kritisirt die höheren Stände mit denen er verkehrt, zieht ihre Schattenseite hervor und hechelt sie waidlich durch.

Am vorzüglichsten scheinen uns auch hier wieder diejenigen, die am wenigsten an Besonderheiten haften. Schlagend zeigen uns den veränderten Einfluß der Zeiten die

Kriegerlieder. Die Sorgen des Reiterlebens, der frohe Muth des Kriegers, selbst die wilde Zerstörungslust des Unbändigen, der seine Stärke fühlt, sprechen sich in alter Zeit in lebhaften Tönen aus. Wie gewaltig klingt, welche Färbung hat das Lied vom Landsknechtsorden, dessen Dichter wir kennen, den ausgedienten Landsknecht Jörg Graff. Es fängt an:

Gott Gnad dem großmächtigen Kaiser frumme
Maximilian! bei dem ist auf kumme
Ein Orden, durchzeucht alle Land
Mit Pfeiffen und mit Trummen
Landsknecht sind sie genannt.
Fasten und Beten lassen sie wohl bleiben
Und meinen, Pfaffen und Mönich sollens treiben.

Wer hört nicht in den Tönen dieses Soldatenliedes das gewichtige Auftreten der Landsknechtschaar, wer fühlt nicht die Wucht dieser deutschen Phalanx heraus? Ja, das sind die Streiter des glorreichen Kaiser Maximilian, die unter ihrem Feldhauptmanne Frundsberg Rom erstürmen und den Papst gefangen nehmen, die bei Pavia das französische Heer niederstrecken und König Franz fangen. Ach! es war das letztemal, daß der deutsche Name ruhmvoll glänzte! Nachher kam er in Spott und Verachtung bei den Nachbarn, bis die preussische Jugend am 2. Mai 1813 ihm wieder Ehre machte. — Das wüthende Toben der Kriegsfurie tönt uns aus dem folgenden Zuspruch entgegen:

Nimm Dir's zu Muth, tracht nit nach Gut
Laß niemands von Dir erben
Kauf nichts ins Haus, tragt nur heraus
Thu Weib und Kind verderben!
Nimm darnach einen Orden an
Und werd ein freier Kriegesmann
Such Dir einen reichen Herrn
Wilt Du das Kriegen lernen
In Hungers Noth schlag Hennen tod
Und laß kein' Gans mehr leben
Trag's in's Wirthshaus, rauf ihr die Federn aus u. s. w.

oder im Liede:

Fuchswild bin ich, drum sehn ich mich
So gar in fremde Land

Auf dürrer Haid such ich mein Waid
Darum leit es mir also hart
Tag unde Nacht hab ich kein' Ruh
Spät und früh, allzeit es gilt: ich bin Fuchswild

und wie alle Seiten erklingen, so geht dazwischen die wehmüthige Klage über die Oede und Unstätigkeit ihres Looses:

Und wer ein' lieben Buhlen hat
Der mag wohl fröhlich tanzen
Das hab ich armer Reiter nicht
Muß reiten und rauben,
Stehlen wie ein Dieb.

oder:

Und wann die kleinen Waldvöglein singen
Und die Blümlein aus der Erden springen
So freuen sich alle die Leute
So muß ich armes Reiterlein
Wohl über die Haide reiten.

Die späteren Soldatenlieder haben die Lebensfrische, die Kriegslust und alle Freudigkeit verloren. Schon im siebzehnten Jahrhunderte klagt der Soldat über seinen strengen, zornigen Hauptmann und im achtzehnten ist er gar durch Fuchtel und Spießruthen gebrochen und sein Sinn ist auf's Desertiren gerichtet. Die Lieder zeigen, daß der preussische Soldat die Zertretung seiner menschlichen Eigenheit tiefer fühlte, als die Epolett-geschmückten Büttel glaubten, die ihn zum Sklaven und zum todten Holz entwürdigten. „Ei, das verflüchste Leben, ruft der Gemeine aus, hab' ich schon ziemlich satt!" Loskommend schildert er seine schwere Noth:

„Ade, du Stadt und deine Gegend.
Wo's nichts als lauter Unglück regent,
Oft manchem Bursch sein Untergang
Hier hat man mich drei Jahr' geschoren
Und zum Soldaten auserkoren,
Da heißt es: Du mußt' Schildwach stehn.
Des Abends wird gekommandieret
Des Morgens wird geexercieret
Bald links bald rechts wird aufmarschiert,
Dann komm ich wieder auf Parade
Da muß man stehn ganz steif und grade
Daß sich das Aug' im Kopf nicht rührt."

und so geht der Jammer fort. Er hatte wirklich über schwere Noth zu klagen. Nur die großen Thaten des siebenjährigen Krieges, der Muth und Ruhm ihres Feldherrn und Königs entflammten vorübergehend Einzelne — und man vergaß, daß es ein Bürgerkrieg war. Seidlitzische Husaren, die bei Prag mitgewesen, dichteten das Lied: „Als die Preussen marschirten vor Prag, vor Prag, die schöne Stadt" und sangen: „Wir preussisch Husaren, wann kriegen wir Geld?" Dieses zweite Husarenlied schließt:

Wer sich in preussischen Dienst will begeben
Der muß sein Lebtag kein Weibchen nicht nehmen!
Er muß sich nicht fürchten vor Hagel und Wind
Beständig verbleiben und bleiben geschwind.

Erst in den Franzosenkriegen, als die einheimischen Tyrannen gezüchtigt und die Fesseln eine Zeit lang abgenommen waren, ändert sich der Geist des Soldatenliedes und aus ihm spricht zum erstenmale die Vaterlandsliebe. „O du Deutschland, ich muß marschiren" wird von dem streitenden Volke nicht ohne Innbrunst gesungen. Mit großem Herzeleid verläßt der junge Soldat Vater und Mutter und beim Abschied sagt er zum Liebchen „weinen mußt Du nicht," heiter und muthig geht er in die Schlacht.

Denselben Vorfall zeigt das Handwerkslied. Wie malerisch beschreibt die frühere Zeit das Schmieden:

Wenn jetzo die Schmiede zusammengeloffen
Und angefangen das Eisen zu klopfen,
Kein solch' Gesang kommt auf die Bahn
Wie diese Bursche heben an.
Mit Streichen im Dutzend einander sie trutzen,
Keiner der letzte will sein.
Sie schlagens ein Schlagens und thuen den zwagen,
Der leiser schläget darein.
Mannigfaltig, gestaltig, gewaltig
Die Hämmer hoch fliegen das Eisen zu biegen;
Die Zangen erlangen und fangen die Stangen
Und werfen's in die Kohlen, daß klinget, widerspringet
In mitten der Hitzen, daß glitzet, widerspritzet
Und also das Eisen tauglich wird.

Man hört die schweren Hämmer fallen. Wie kümmerlich und matt bewegen sich dagegen Gesellenlieder, die nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges in Umlauf kamen, auf dem Boden der plattesten Wirklichkeit. Diese sind nüchtern und werkeltagsmäßig, klobig und knotig. Höchstens das belobte Wanderleben hat noch etwas Poetisches. Die Gesellen preisen ihr Gewerk an, und es mag noch gehen, wenn sie Freude an ihrer Arbeit, deren Werth sie rühmen, aussprechen. Aber leider giebt sich am häufigsten die Lust am Schmause, am grobsinnlichen Genusse kund. Und grob und ungeschlacht sind sie auch meist in der Form. Die frischen Jägerlieder nehmen wir von diesem Urtheil aus.

Unter diesen mannigfachen Ständeliedern finden wir, damit nichts fehle, auch — ein Räuberlied. Es ist muthmaßlich das einzige ächte, welches unser Schriftthum besitzt und da es zum Vergleiche mit dem idealischen Banditenliede Schillers auffordert, das ja ein volksthümlicher Gesang geworden ist, theilen wir es noch mit. Es lautet:

Es ist doch kein schöner Leben
Auf der ganzen weiten Welt,
Als das Straßenräuberleben,
Welches mir gar wohl gefällt,
In den Wäldern herumzustreichen,
Reiche Leute zu erreichen.
Was uns fehlt an Geld und Beut'
Bringen uns die Wandersleut.
Kommt ein Mann dahergegangen,
Greifen wir ihn herzhaft an;
Kommt ein Jude, der muß hangen
Und sein Geld ist unser Lohn;
Kommt ein' Kutsche oder Wagen,
Thun wir wenig danach fragen,
Hauen, stechen, schießen todt —
Ist das nicht ein schönes Brod?
Wenn wir Rad und Galgen sehen,
Bilden wir uns gänzlich ein,
Daß es einmal muß geschehen,
Einmal aufgehangen sein.
Steigen wir vom Weltgetümmel

Auf der Leiter in den Himmel,
Wo der Wind weht aus und ein,
Bis wir abgefaulet sein.
Laßt den Leib am Galgen hangen,
Denn das ist der Vögel Speis',
O, wie herrlich wird er prangen,
Wenn die Knochen werden weiß!
Wenn andre Leiber in der Erden
Vom Gewürm zerfressen werden —
Am Galgen schöpft man frischre Luft,
Als in einer Todtengruft.

Die zu einzelnen häufig wiederkehrenden Handlungen des gewöhnlichen Lebens, an Festen und gewissen Gelegenheiten wiederholten Gesänge (Weihnachts-, Tanz-, Wiegenlieder und derartiges) enthalten des Gelungenen viel, blieben jedoch hinter den Leistungen der Kunstdichter oft weit zurück. Sie machen gewöhnlich den Eindruck fröhlicher Lebenslust oder einer aus geistiger Gedrücktheit sich neu erhebenden Frische. Ihr wesentlicher Inhalt ist Ermunterung zum heitern Lebensgenusse. Obenan stehen einige Zechlieder, das Lob des Weines und Zusprüche zum Trinken enthaltend, unter ihnen das noch heute beim Gelage erklingende:

Den liebsten Buhlen, den ich hab,
Der liegt beim Wirth im Keller,
Er hat ein holzens Röcklein an
Und heißt der Muskateller,

gedruckt zuerst 1573 in München. Sogar ein ungalantes Liedchen auf das Rauchen treffen wir an:

Taback ist mein Leben,
Dem hab ich mich ergeben, ja ergeben,
Taback ist meine Lust,
Und eh' ich ihn würd' hassen,
Viel lieber wollt' ich lassen, ja lassen,
So manches Mädchens Kuß.
Geh' mein Mädchen, hole
Geschwind mir eine Kohle, ja Kohle,
Auf daß mein Pfeifchen brennt.

Den lustigen, mit denen das gesellige Volk an bestimmten Festtagen sich zu erfreuen pflegte, stehen die Pilgerlieder

und die frommen Wallfahrtsgesänge zu Ehren gewisser Heiligen an der Seite.

Die tiefe religiöse Stimmung der Deutschen machte das geistliche Lied volksmäßig. Sein Stoff ist fremdartig, von außen in das Volksbewußtsein hineingetragen. Der Glaube der mittleren Zeiten, daß im Kampfe wider die sinnliche Natur, durch Erduldung von vielem Mühsal und körperlichen Leiden, die Seele sich erhebe, und den Eingang zum himmlischen Reiche gewinne, die biblische und die Heiligenlegende, der Preis dieser wunderthätigen Mächte, die uns auch helfen werden in unsern Nöthen, füllt sie aus und in ihnen herrscht demzufolge, wenn auch nicht immer handgreiflich hervortretend, eine lähmende Düsterkeit. Am vorzüglichsten sind auch hier wieder diejenigen, welche die gangbarsten waren: die Anrufungen der Maria, der Gruß und Dank an die Himmelskönigin. Anfänglich war der christliche Stoff blos Gegenstand der Kunstdichtung, im zwölften Jahrhunderte und in den folgenden Zeiten wurden geistliche Lieder, Leisen vor den Schlachten angestimmt, weil der gute Christ im Namen Gottes streitet. Kyrieeleison erklang's vor dem Zusammenschlage der Schwerter. Als später der kirchliche Zwang mehr abgestreift und der Mensch inne wurde, daß er die Gottheit in seiner Sprache anbeten solle, kehrte sich die Volksdichtung auf das Religiöse. Schon im funfzehnten Jahrhunderte wurden lateinische Kirchenlieder in deutscher Sprache nachgebildet, doch geriethen sie hart und enthielten wenig Poetisches bis die Reformation die Gemüther begeisterte. Luthers Psalmen wurden allgemein verbreitet und heimisch und diesem Rüstzeuge Gottes dichtete der gemeine Handwerksmann nach. Der Kirchengesang war zugleich Volkslied geworden und wurde gesungen bei den Geschäften des bürgerlichen Lebens, früh und Abends. Eine Fluth geistlicher Lieder wurde ausgegossen. Das Buch, in welchem man sie auffing, hieß schlechtweg das „Gesangbuch“. Viele drücken die innigste Andacht und den heftigen Abscheu vor dem papistischen Götzendienste aus, andere hatten den be-

stimmten Zweck, auf die Meinung einzuwirken behufs der Festhaltung und Verbreitung der beseligenden evangelischen Lehre: am wärmsten und erhabensten sind diejenigen, welche in der Trübsal schweren Glaubensdruckes, die Dichter selbst zu stärken, entstanden. Diese Stimmung hielt bis tief ins vorige Jahrhundert an, verlor aber allmählig an Schwung und Feuer.

Wenn im Kirchenliede die fromme Gesinnung sich erbaulich abspiegelt, so macht sich dagegen im weltlichen die Kurzweil suchende Scherzlust oftmals gar ergötzlich Luft. Das frische Herz hat Freude am Frischen, Thatkräftigen und Kecken, selbst am Uebermuthe. Gegenseitiges Sichüberbieten, komische Gegensätze, überraschende Räthsel, Spitzfindigkeiten, die eine Spielerei des Scharfsinns sind, gefallen dem Volke und die Lieder von diesem Inhalte dürften alt sein. Mehr aber noch belustigt ein munterer Schwank, ein derber Spaß, der Mutterwitz, der aller Fürsicht ein Schnippchen schlägt: das leichte Spiel mit sich und der Welt. Reiner Humor findet sich indeß doch spärlicher, als man voraussetzen sollte. Lieder dieser Gattung sind das Spottlied auf die Schneiderhochzeit, die Stoßseufzer der geplagten Ehemänner, wie Großweibel Kleinmännel spinnen läßt und indeß zu Tanze läuft, oder von der großen bairischen Suppe, an der ein Dutzend Schneider zu schleppen hat und die der Marie noch über die Achsel zu schmal war, oder wenn der hungrige Wolf mit seiner gefangenen Gans tanzt.

Woher rührt es denn nun aber, daß dieser Liederschatz im Geruche der Pöbelhaftigkeit steht? Gutentheils wohl daher, daß insgemein nur lückenhafte, unverständliche und folglich alberne Lieder bekannt sind, welche natürlich mit unserer herrlichen Poesie nicht einmal verglichen werden können. Auslassungen geschahen aus Vergeßlichkeit. Nun waren Lücken entstanden und wo sie nicht offen blieben, wurde in sie Fremdartiges hineingesetzt; verschiedene Lieder sind dergestallt in eins zusammengeworfen und durch die Verschmelzung von

Nichtzusammengehörendem der Eindruck zerstört. Ein ganz anderes Lied, als welches man singen hört, wird oft zu Tage gefördert, wenn ein Kritiker mit zehn solchen verstümmelten und von einander abweichenden Texten eines und desselben Gedichtes ausgerüstet, die Auswüchse abschneiden und wo ein Sänger das Gehörte vergaß, Glieder wieder anfügen kann: versteht sich, daß er von eigener Weisheit nichts hinzuthut. Das Volkslied ist, wie gesagt, im Verfall, im Untergang.

In diesen Volksgesängen, in ihrem Inhalt und ihrer Form erkennen wir den gemüthvollen, biederen, arbeitsamen Deutschen wieder, dessen Person stets gut und trefflich ist, der jedoch eben in keinen großartigen Verhältnissen steht, der zwar in der Regel etwas schwerfällig bleibt, dem es aber niemals an Nachdruck gebricht, wo er ihn zeigen will. Ein ander Volk hat andre Lieder. Auf unserm Boden gedeiht nicht das Ueberwallende, gedeiht nicht die Uebertreibung, ist die ruhige Besonnenheit zu Hause, der nüchterne Sinn. An gehobenem Gefühle, an feuriger Phantasie, an Kühnheit des Ausdrucks stehen die deutschen Volkslieder freilich den neugriechischen nach, aber der Deutsche führte ja auch kein solch kampffertiges Leben und schaukelte sich nicht, gleich dem Griechen, auf der Meereswoge, und das über ihm sich wölbende Himmelsdach steht auch an strahlendem Glanze dem griechischen nach. Ein Völkchen wie das jener Türkenbekämpfer, das in der Lust des Festgelages, wann sie den Becher erhoben, den Trinkspruch hatte: „auf eine gute Kugel!" (auf einen raschen Tod), ein solches mußte auch feurigere Gesänge schaffen.

Arme Poeten.

Eine Vorlesung

von

Heinrich Laube.

Ich will Ihnen durch Beispiele darthun, daß auch in literarischen Dingen ein mit gutem Herzen ausgestreutes Korn tausendfältige Früchte tragen kann. Die Wohlthätigkeit, eine Tugend und ein Glück, ist von allen Religionsstiftern mit gleicher Wärme empfohlen worden, von Konfutius wie von Moses, von Christus wie von Muhamed. Die Religionsstifter haben es gewußt, daß man sich im Wohlthun am unmittelbarsten der Gottheit nähern kann, daß im Wohlthun auch dem schwächer begabten Menschen ein unermeßlicher Einfluß auf die Menschheit erreichbar ist. Es ist möglich, ja es liegt in der Geschichte thatsächlich vor uns, daß gering erscheinende Wohlthaten den Grund gelegt haben zu einer heilsamen Umwandelung der ganzen geistigen Welt. Indem ich Ihnen aus unsrer nächsten Vergangenheit einiges Derartige in's Gedächtniß rufen will, hoffe ich, Sie günstig zu stimmen für unsre Idee, für die Idee nämlich, Fürsorge zu treffen auch für arme Literaten. Lassen Sie uns nicht wiederholen, was man allerdings mit einiger Befugniß vielfach behauptet hat und behaupten kann: Das wahre Talent und die tüchtige Fähigkeit werde sich über allen Mangel hinaus, durch alle Schwierigkeiten hindurch geltend machen. Ja, das mag sein, aber wie oft sehen wir denn auch, daß es mit vergällter Seele, mit verbitterter Stimmung am Ziele ankommt und um deßwillen herbe und harsch einwirkt, eben weil es auf seinem Wege nur Unfreundlichkeit, nur gemeinen Kampf

mit gemeinen Hindernissen gefunden hat. Wahrlich, wie jener Mann in der Fabel einen glücklichen Menschen suchte, und ihn gefunden zu haben glaubte in einem halbnackten sorglosen Hirten des Feldes, so sollten wir nach jenen sorgenvollen aber auch halbnackten Menschen des Talentes und der Fähigkeit suchen! Wenn es uns nach manchen Fehlgriffen gelingt, nur einen Einzigen zu Gedeihen und Geltung zu bringen, so können wir damit viele tausend Menschen glücklich gemacht haben.

So lebte in dem kleinen Städtchen Eisenach unter der Wartburg vor mehr den dreihundert Jahren in stiller Zurückgezogenheit eine fromme Matrone. Sie hat nichts Außerordentliches gethan, und dennoch lebt sie heute noch in segensvollem Gedächtnisse der Weltgeschichte. Wodurch? Sie war wohlthätig gegen einen jungen Menschen, welchem sie ansah, es sei was Rechtes in ihm. Der junge Mensch zog im schwarzen Kleidchen mit den sogenannten Currendschülern alltäglich in den Straßen Eisenach's umher, und sang und betete mit ihnen vor den Häusern. Er hatte ein grob geschnittenes blasses Antlitz, aber er zeichnete sich durch stille Innigkeit des Gebetes vor seinen plärrenden Genossen aus, durch ein gesammeltes nachdenkliches Wesen, das sich weder durch Unbill der Witterung, noch durch die Vorfälle des Straßenlebens zerstreuen ließ. Es war der kleine Martin Luther, welchem die Matrone ihre Aufmerksamkeit und ihre Unterstützung zuwendete.

Die Frauen können uns hier überhaupt ein Vorbild sein: ihr Herz ist weicher, ihre Erfahrung hat selten so grobe Narben wie die unsrige, ihr Sinn, kaum bemerkbare Vorzüge zu errathen, ist feiner als der unsrige, und ihre Liebe ist größer, zum Opfer bereitwilliger. Möge dies ein Hauptbestandtheil jener sogenannten Emancipation sein, daß die Frauen nicht nur gleichberechtigt neben uns, nein, daß sie uns voraus gehen in der Hilfe für jegliche Armuth, und besonders in der Entdeckung verborgenen Verdienstes, leidender Talente und Fähig-

keiten. Auch in Erfurt, dem nächsten Aufenthaltsorte Luthers, war es eine Frau, welche sich seiner Dürftigkeit annahm, und er hat diese Witwe von Erfurt bis in sein spätes Alter gesegnet. Diesen liebreichen Frauenhänden verdanken wir es vielleicht, daß ihm während eines sturm- und drangvollen Lebens eine jeweilige liebliche Kindlichkeit nie ganz entwich, daß ihm Gesang und Flötenspiel theuer blieb, und daß er das schöne Recht der Priesterehe, die Innigkeit des Familienlebens und Hausstandes in dem neuen lutherischen Glauben zu vollen Ehren einsetzte.

Und wo fand er nach diesen Unterstützungen für hilfsbedürftige Jugend weiteren Schutz? Er fand ihn im Kloster. Wir haben keine Klöster mehr, welche für diesen einen Zweck, für den Zweck, arme Talente zu schützen, überaus segensreich waren, wir können und mögen nicht wieder um dieses einen Zweckes willen Klöster errichten, denn wir mögen nicht um eines Vortheils willen hundert Uebelstände neu auferbauen, aber wir müssen eben deshalb auf Ergänzung solcher Institute denken, bei deren Sturze auch einiges Gute verschüttet worden ist. Vielleicht sind die zahlreichen Vereine unsrer Zeit ein Weg zu solcher Ergänzung. Aber der Weg ist vielleicht noch lang, das Ziel ist vielleicht noch weit, und der Sinn zeigt sich bis jetzt noch beflissener, äußerliche Bedürfnisse zu unterstützen, als dem darbenden Geist hilfreich zu werden. Noch also muß Jeder in seinem Herzen einen Verein für arme Poeten errichten, und gerade hier in Leipzig hat uns die Geschichte ein nachahmungswerthes Vorbild aufgestellt. Hier hat ein Mann gelebt, der in seinem Charakter all das vereinigte, was ich empfehlen will, ein Vormund aller armen Poeten, ja seiner Zeit ein Messias derselben, in dessen Namen man betteln könnte für darbendes Talent. Draußen auf dem Johanniskirchhofe liegt der liebevolle Mann begraben. Als er am 13. December 1769, also vor 73 Jahren gestorben war, mußte der Magistrat das Wallfahren nach seinem Grabe verbieten, so überwältigend wirkte der Verlust

eines Mannes auf die Bewohner der Stadt, so tief hatte er sich eingebürgert in die Achtung und das edlere Bedürfniß der Menschen. Nicht bloß durch das innige Talent, welches der kleine, kränklich aussehende Mann besaß, nicht bloß durch seine anspruchslosen, lieblichen und für eine beginnende Poesie vortrefflichen Gedichte hatte er diese allgemeine Theilnahme erlangt, nein Fürchtegott Gellert — denn von Gellert spreche ich — galt für den Vater jeglichen armen Talentes. Er hatte das Wohlwollen und die Wohlthätigkeit für arme Literaten zu einem religiösen Kultus erhoben, und man sah die Stelle eines Hohenpriesters leer als er gestorben war.

Sie ist auch nie wieder in diesem Maaße besetzt worden. — Klopstock hat in seinem vorgerückten Alter einen Versuch gemacht, die ganze Schriftstellerei staatsmäßig zu organisiren. Es liegt das Bedürfniß in allen edlen Gemüthern, der schriftstellerischen Thätigkeit so viel als möglich von jener Vogelfreiheit zu benehmen, welche Schriftstellern, wie Künstlern und Schauspielern immerdar eigen gewesen ist. Ich glaube auch, diese Vogelfreiheit wird uns in einem gewissen Grade immer eigen bleiben müssen; denn wenn wir nicht mehr geneigt sind, mit leichten Schwingen und auf einige Gefahr hin die Alltagssphäre und Sitte zu verlassen, dann erfüllen wir unsre Bestimmung nicht mehr, und unsre Bestimmung ist: das Wagniß, das tapfere Wagniß, das unerhörte Wagniß. Wir können nicht assekurirt werden — nicht gegen Feuer, nicht gegen Hagelschaden. Es tritt gar oft der Fall ein, daß wir selbst ein Hagelschaden werden müssen, um die Stimmung der Atmosphäre zu ändern, um ein faules, zu Unkraut geneigtes Feld von Faulheit und Unkraut zu befreien. Eine Assekuranz für die Literatur müßte in tödtliche Verlegenheit gerathen, wenn Schiller's Räuber oder Goethe's Faust mit Anspruch auf ihre Prämie erscheinen sollten. Aus solchen inneren Gründen konnten Klopstock's Vorschläge keinen Eingang finden, als er in seiner deutschen Gelehrtenrepublik Staatsstellen für die Literaten errichten wollte, und die per-

sönlichen Bemühungen des alten Vater Gleim in Halberstadt, des edlen Jacobi in Düsseldorf hatten einen viel segensreichern Erfolg. Diese beiden für Literaten so wohlthätigen Männer können uns auch heute noch als Vorbilder dienen in der Art und Weise wie sie ihre Unterstützungen leisteten. Sie fragten nicht nach dem ästhetischen oder sonstigen Glaubensbekenntnisse des Talentes, welches der Unterstützung bedürftig war, sie fragten nur nach der Stärke oder Größe des Talentes, denn sie hatten die sehr richtige Einsicht: es entwickelte sich das Große gar oft, ja gewöhnlich auf Wegen, die kein Mensch vorausbezeichnen kann. Es gereicht Jacobi zu unvergänglichem Ruhme, daß er sogar eine Richtung, die ihm schnurstracks entgegen war, reichlich unterstüßte. Dies that er an Heinse, dessen sinnlich künstlerischer und unchristlicher Ardinghello-Geschmack ihm zuwider war, und den er dennoch, wahrscheinlich mit nicht geringen Opfern, eine Zeitlang in Italien erhielt. Dieser freie Standpunkt ist unerläßlich, wenn es sich um Hilfe für arme Literaten handelt, er ist unerläßlich für die Mächtigen der Erde, wenn sie die Ansprüche ihrer Stellung auf solche Pflicht hören, er ist unerläßlich für Vereine, welche zur Förderung armer Literaten gebildet werden, er ist unerläßlich für Privatpersonen, denen ein mildes Herz dieses interessanteste Feld der Wohlthätigkeit anempfiehlt. Fraget nicht, in welcher Form Gott sich vernehmen lasse aus einem aufstrebenden Talente, traget nicht den Geist der Parteiung in eine Welt der Zukunft, die kein Mensch berechnen kann, fraget nicht nach Juden oder Christen, Gott waltet hoch über all unsern Unterschieden.

Wie viel zum Beispiele haben wir wahrscheinlich in der Entwickelungsfähigkeit eines kleinen Dessauer Juden verloren, weil dieser dürftige Moses seinen dürftigen Körper in Armuth und Entsagung überanstrengen mußte von Jugend auf. Moses Mendelssohn, der von Lessing so innig geliebte Freund, wäre uns vielleicht ein schöpferischer Nathan geworden, hätte man sich frühzeitig seiner Armuth angenommen und hätte

man dadurch seinem schwachen Körper die zerstörenden Anstrengungen und Entsagungen erspart. Unter den kümmerlichsten Entbehrungen mußte er sich die unzulänglichen Mittel, vermöge welcher man sich Kenntnisse verschaffen kann, erkämpfen, an seinem Hunger mußte er sich's absparen, daß er beim Antiquar eine alte lateinische Grammatik und ein lateinisches Lexikon kaufen könne, mit zwei Mahlzeiten in der Woche, welche ihm mildthätige Glaubensgenossen gewährten, mußte er sich begnügen. Armuth kommt der Armuth am bereitwilligsten zu Hilfe: ein verfolgter polnischer Jude, verfolgt wegen religiöser Freimüthigkeit, lehrte ihn Mathematik und Disputirkunst, ein anderer armer Bekannter stieg im Vorübergehn eine Zeitlang täglich in die Dachkammer des kleinen Moses hinauf, und gab ihm nothdürftige Anleitung, wie die mühsam errungenen Hilfsmittel, Grammatik und Lexikon, zu benutzen seien. Was Wunder, daß solchergestalt Mendelssohn's schwacher Körper total zerrüttet, und auf der Höhe und Kraft des Lebens unfähig wurde, den vorbereiteten Samen in Frucht und Ernte auszubilden! Als er das Alter kräftiger Manneswirksamkeit erreicht hatte, da rächte sich die hilflos gelassene Armuth der Jugend bitterlich zu unser Aller Schaden: Jetzt konnte der Körper die Nahrung nicht mehr vertragen, welche ihm zur Zeit der körperlichen Entwicklung gefehlt hatte, jetzt war das Nervensystem zerstört, und der Arzt gebot ihm: keinerlei Interesse zu hegen, oder zu pflegen, keinerlei Gedankenthätigkeit sich hinzugeben, am Allerwenigsten etwas zu schreiben. Da trat Jacobi nach Lessing's Tode mit der Behauptung auf, Lessing sei ein Spinozist gewesen, das hieß nach damaliger Ansicht über Spinoza: Lessing sei ein Gottesläugner gewesen. Dies war für Moses mehr als eine Lebensgefahr, er übertrat die ärztliche Vorschrift, er schrieb, er schrieb das Büchlein „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessing's," er spannte den gebrechlichen Körper, er vollendete das Büchlein, und trug es zitternd zu seinem Verleger und Freunde Voß, und als er heim kam, brach er zusammen, und die überbotene

Lebenskraft verlosch im Tode am 4. Januar 1786. Und nun sage man noch, es gehe kein großes Talent am alltäglichen Mangel zu Grunde! Der Mangel, welchem Mendelssohn's Jugend preisgegeben war, dieser gemeinste Mangel hat Moses Mendelssohn's beste Kraft gebrochen, hat ihn frühzeitig getödtet.

Ach, bedürfte es wohl großer Kühnheit, oder großen Scharfsinnes, um dasselbe Unglück nachzuweisen bei dem Dichter, welcher unsrer Nation der theuerste geworden ist?! Schiller's Existenz ist durch die Hast der Arbeit, welche ihm der Mangel an Vermögen auflegte, nicht nur feuriger und eindringlicher geworden — welches allerdings ein stehender Vorzug armer Poeten ist — Schiller's Existenz ist leider auch durch jene nothwendige Hast gewaltsam verkürzt worden. Es würde mich hier zu weit führen, wollte ich dies in all seinen einzelnen Lebensabschnitten nachweisen. Für den Grundgedanken, der uns hier beschäftigt, genügen einige charakteristische Scenen. Es ist bekannt, wie der Verfasser der Räuber, welchem der Herzog von Würtemberg das Druckenlassen ohne vorhergehende höchsteigen herzogliche Censur-Einholung untersagt hatte, aus Stuttgart geflüchtet war nach der Kurpfalz, also nach dem Rhein hinüber. Ein treuer Freund, der Musiker Streicher begleitete ihn, und das ärmliche Fuhrwerk trug außer den jungen Künstlern Streicher's Clavier und zwei leichte Koffer. In dem einen lag das beinahe fertige Manuskript des Fiesko. Auf diesem Manuskripte beruhte Schiller's Aussicht für die nächste Existenz, und als sie nach Mannheim kamen, war es Schiller's erste Sorge, den dortigen Schauspielern Böck, Beck, Beil, Iffland, Meier das Stück vorzulesen. Sie waren lebhaft für ihn eingenommen durch die Räuber, und setzten sich mit günstigem Vorurtheile zu dem lebhaft vorlesenden Dichter. Aber nach dem ersten Akte entfernte sich still der eine, nach dem zweiten Akte der andere Zuhörer, und als Schiller nach dem Schlusse mit Streicher allein war, blieb kein Zweifel übrig, das Stück habe mißfallen, und die

einzige Hoffnung sei vernichtet. Die Schauspieler erklärten wirklich den Fiesko für ein höchst mittelmäßiges Machwerk, und Schiller's Zorn gegen den Unverstand dieser Leute half nichts gegen den nun grausam hereindrohenden Mangel. Dies falsche Urtheil änderte sich nun wohl in einigen Tagen; Meier, der Regisseur, hatte nachträglich das zurückgebliebene Manuskript selbst angesehen, und weiter und weiter darin lesend mit Erstaunen entdeckt, das Stück sei schön und sei nur in Schiller's schwäbischer Mundart und dessen eintönigem pathetischen Vortrage nicht zu erkennen gewesen. Aber die Aufführung und der Ertrag desselben ward doch weit hinausgerückt durch die ängstliche Direction, welche den Dichter obenein mit Besorgniß anfüllte vor einer möglichen Auslieferung nach Stuttgart. So war denn die Noth bald groß und peinlich. Die armen Freunde machten sich zu Fuße gen Frankfurt auf, da auch Streicher's, für dessen Uebersiedelung nach Hamburg bestimmte Baarschaft sehr gering war, und deshalb eine Fahrgelegenheit nicht erschwungen werden konnte. Schiller war ein schwacher Fußgänger, der Marsch strengte ihn über sein Vermögen an, und in einem Wäldchen zwischen Darmstadt und Frankfurt verließen ihn die Kräfte, Deutschlands Lieblingsdichter sank zu Boden, und blieb verschmachtend liegen. Mit nur geringer Gabe hätte ihm geholfen werden können! Und solche geringe Hilfe versagen wir auch heute noch gar oft, auch nachdem wir gesehen haben, daß sie selbst einem Schiller nöthig und einem Schiller Schmerzen stillend gewesen wäre! wir versagen sie, weil uns das darbende Talent noch immer nicht ehrwürdig genug ist.

Die Freunde wurden auch in Frankfurt der Noth nicht ledig. Die Noth wurde im Gegentheil größer. Schiller hatte in Stuttgart eine Schuld zurückgelassen, für welche sich ein braver Mann bereitwillig verbürgt hatte. Der wackere Bürge war jetzt mit Gefängniß bedroht, und Schiller konnte nicht helfen, und der Gram nagte ihm an der jungen Seele, und Niemand, Niemand bot ihm die Hand, und die Mannheimer

Direction versagte ihm jeden Vorschuß auf Fiesko. So saß der gepeinigte Dichter in einem Stübchen zu Sachsenhausen, der Vorstadt Frankfurts, und — ich muß hier noch einer Qual erwähnen, die nur der Dichter verstehen wird, und die jeder Andere vielleicht einen Trost nennen möchte! Schiller nämlich gebar in dieser Noth sein drittes Stück, die Luise Millerin, wie es Anfangs heißen sollte, Kabale und Liebe, dem wir heute noch in tausend Zügen die drückende, verbitternde kleine Welt ansehen, unter deren Eindruck es geboren ward. Jede dichterische Schöpfung ist wie die Geburt des Kindes von Wehen begleitet, und der Trost, die freudige Genugthuung der Fähigkeit, sie treten nur in einzelnen Augenblicken zu uns; wie mußten sie Schiller verscheucht werden, als zum unmittelbaren Mangel jetzt auch noch die zerschmetternde Nachricht aus Mannheim kam, die Direktion könne den Fiesko gar nicht brauchen!

Dies war doch ein Gipfel der Noth. Diejenige Thätigkeit, um derentwillen er all seine früheren Lebensansichten und Pflichten hinter sich geworfen, die jetzt allein in so schlimmer Lage einigen Trost geben konnte dadurch, daß sie sich als kräftiges Vermögen ankündigte in ihm, diese Thätigkeit wurde von außen behandelt wie eine nichtige, die man nicht brauchen könne. O, mögen wir dessen täglich eingedenk sein, daß das Talent die furchtbarsten Krisen zu bestehen hat, und daß auch dem höchst berechtigten Talente im zermalmenden Laufe des Alltagslebens die Aufmunterung versagt wird. Dieselben Menschen, welche Schiller damals nicht den kleinen Finger zum Anhalt reichten, dieselben Menschen verdankten ihm später die schönsten Weihestunden der Erhebung, und vergaßen es völlig, daß sie Alles gethan hatten, ihn im Keime zu vernichten, und dieselben Menschen existiren heute wie damals, wir gehören alle zu ihnen, wir sind alle in derselben Gefahr, jeden Augenblick eben so kurzsichtig, eben so erbarmungslos zu handeln. Es ist eben leichter, einen siegreichen Dichter zu feiern, als einen entstehenden zu erkennen und zu stützen.

Möchten sich doch Einige von uns die damaligen Zustände Schiller's zu dauernden Bildern einprägen in's Gedächtniß: das kleine Stübchen in Sachsenhausen, ein schlechtes Wirthshaus, genannt der Viehhof in Oggersheim, wohin Schiller und Streicher wieder zu Fuß gewandert waren, um dem Mannheimer Theater, dem immer noch einzigen Rettungshafen, wieder näher zu sein, wo Schiller als Dr. Schmidt überaus dürftig lebte und gegen seinen Geschmack an der Umarbeitung des Fiesko arbeitete. Es gab an dem kleinen Orte und in schlechter Kneipe keinerlei Erholung oder Ermunterung, der gute Streicher spielte in den langen Winterabenden auf seinem Klavier, um den verlassenen Dichter zu trösten, der im Zimmer auf und nieder ging, und während der Pausen dem Freunde immer wieder gestehen mußte, all seine Phantasie sei fortwährend dem neuen Stücke, der Luise Millerin zugewendet, und doch sei nur von einer Umarbeitung des Fiesko zunächst Hilfe zu erwarten. Dichter wissen, was es für eine Qual ist, sich dichterisch mit einem Stoffe beschäftigen zu müssen, der uns im Augenblicke nicht interessirt, der von einem andern Stoffe verdrängt ist. Schiller unterzog sich auch dieser Qual, die ihm peinlicher war, als der Mangel an Geld und Lebensmitteln: er übergab Fiesko der Mannheimer Direktion von Neuem, und ach, — das Stück ward wiederum zurückgewiesen. Alle qualvolle Arbeit war verschwendet! Die Lage war so niederschlagend, daß ein weniger energisches Talent daran zu Grunde gehen konnte. Glücklicherweise war Schiller mit einem so tüchtigen Bewußtsein seines Werthes ausgerüstet, daß er die Demüthigung sein Inneres nicht anfechten ließ, und daß er sich entschloß, den größeren Gewinn, welchen ein Theatermanuskript für die Folge versprach, drein zu geben, um sich für die nächste Zukunft zu retten. Er verkaufte den mißhandelten Fiesko zum sofortigen Druck an den Buchhändler Schwan für elf Louisdor, und machte sich auf gen Bauerbach, wo Frau von Wolzogen ihm ein Asyl offen hielt zu ungestörtem Dichten und

Trachten. Aber ach, Bauerbach an der fränkischen Seite des Thüringer Waldes war sehr weit von Mannheim und es war strenge Winterzeit. Ohne Mantel, in tiefem Schnee, auf dem langsamen Postwagen jener Zeit mußte Schiller die Reise machen. Schmerzlich schied er von seinem guten Streicher, dessen kleine Baarschaft er mit verstreut, den er aus seinem Lebensplane herausgerissen hatte. Ach, der arme Schiller besaß nichts, um es gut zu machen, als einen Händedruck und einen herzlichen Abschiedsblick.

Ich habe mich nie von dem Gedanken trennen können, daß jene Winterreise ohne Mantel Schiller's nervös aufgeregtem Körper den giftigen Keim der Krankheit eingepflanzt habe, die ihn später so plötzlich und gewaltsam überfiel, und dem noch nicht sechs und vierzigjährigen Manne beim zweiten Anfalle Brust und Leben sprengte für diese Welt. Ich habe mich nie von dem Gedanken trennen können, daß wir Schiller länger besessen hätten, wenn ihm bei seinem Auftreten in Mannheim wohlthätige Hände zu Hilfe gekommen wären. Deshalb möchte ich jene Winterbilder des Schiller'schen Lebens in Ihrem Gedächtnisse immer wieder auffrischen — vielleicht gedenken wir ihrer einmal zu guter Stunde, wenn eben ein armer Poet verkannt und gering geachtet an uns vorüberschleicht, ein armer Poet, der zum Schelten zu edel, und zum Betteln zu stolz ist — und wir folgen ihm dann in die abgelegene Wohnung, und suchen eine Bekanntschaft, die uns und dem armen Poeten und vielleicht dem ganzen Vaterlande zum Segen werden kann.

Wie gepeinigt aber auch arme Poeten sein mögen, sie sind doch Poeten! Sie tragen doch einen wunderbaren Reichthum in sich, den Reichthum einer schöpferischen Phantasie. Wie entsetzlich ist daneben blanke, alltägliche Armuth! Seht hinein in eine Hütte des Erzgebirges, welch ein Zustand, welch ein Elend blickt Euch da entgegen, hohläugig und tief innerlich hoffnungslos! Da ist kein andrer Gedanke mehr bekannt als der Gedanke: was werden wir essen?! Schon die weitere Frage: was wer-

den wir trinken, womit werden wir uns kleiden? ist eine Luxusfrage! Ist das nicht entsetzlich! Das Thier des Waldes ist besser daran, es findet seine Nahrung. Und wenn ein übermäßiger Winter ausnahmsweise diese Nahrung unmöglich macht, so stirbt der Hirsch eben gedankenlos wie ein Thier stirbt. Der arme Mensch aber in jener Hütte hat Krankheit und Tod nicht minder zu fürchten als das traurige Leben, denn er hat als Mensch Angehörige, die er durch Krankheit noch bedrängter, die er durch seinen Tod noch elender macht, weil er ihnen zwei Arbeitshände entzieht. Er kann lieben, er kann sorgen, und das ist in solcher Lage ein schrecklicher Vorzug vor dem Thiere des Waldes: er stirbt nicht bloß vor Hunger, er stirbt in Sorge und Gram, und unser Hausthier, welches täglich seine Nahrung erhält, muß ihm ein Gegenstand des Neides sein. Dem Menschen! Ist dieser Arme noch ein Mensch?! Er bewegt maschinenmäßig seine Arme in gleichmäßiger Arbeit, so lange die Kräfte es gestatten, er hungert, er schläft — das ist der Kreislauf seiner Thätigkeit. Ist das ein Mensch? Nur die Sorge welche an seinem Herzen nagt macht ihn dazu. Wo ist die göttliche Fähigkeit des Menschen, die Phantasie? Sie ist Qual geworden. Einmal, zweimal, zehnmal hat er die bittre Täuschung erkannt, daß sich eben nur die bestimmten Groschen mit der allein möglichen Arbeit erwerben lassen im günstigsten Falle, daß nur Abfall möglich ist, nicht aber Zuwachs, wie kann da Phantasie bestehn! Träumerei höchstens, krankhafte Träumerei, und sie muß unterdrückt werden, sie befängt mitunter die Arme und Hände, Gedankenlosigkeit fördert noch am Besten bei mechanischer Arbeit. Wo ist Verstand? Wo ist Gefühl? Sein Elend versteht der Arme bald, seinen Jammer fühlt er immer, Anknüpfung an Weiteres ist nicht geboten, ist nicht möglich, Stumpfheit ist eine Hilfe, warum sollt' er sie von sich stoßen? Warum sollte er nicht Ansprüche des Verstandes und des Gefühles vergessen, die ihn nur noch mehr bedrängt haben als er noch frischer und rüstiger war?

Das Herz schnürt sich zusammen vor solchem Bilde, und fast stöhnend sagen wir nur halblaut: Ja wohl, daneben ist der arme Poet ein Halbgott. Ihm ist der innere Flug des Menschen eine Stärkung, dem armen Handarbeiter ist er Verzweiflung.

Man ist gedankenlos, wenn man nicht dem armen Poeten die Hand bietet, man ist unmenschlich, wenn man nicht dem armen Manne vom Ueberflusse zukommen läßt. Und wer mit gutem Herzen hinein sieht in seinen Lebenskreis, der entdeckt in manchem Winkel immer noch einigen Ueberfluß, auch wenn er selbst nicht reich ist.

Zur Karakteristik des Sozialismus und Kommunismus nach ihren unterscheidenden Momenten.

Von

Karl Biedermann.

Die gegenwärtige Noth, obschon wenigstens nach der einen ihrer Hauptursachen nur vorübergehender und hoffentlich bald vorübergehender Natur, rückt doch sehr begreiflicher Weise auch den Gedanken an die tiefer liegenden Ursachen solchen Nothstandes und an die Möglichkeit ihrer Beseitigung stärker in den Vordergrund. Einmal aber in das Gebiet dieser Fragen eingetreten, bleibt die Konsequenz des Denkens und Forschens auch nicht bei der Aufsuchung von Palliativmitteln stehen; sie möchte das Übel von Grund aus heilen; sie möchte, statt bloßen Flickwerkes, aus dem Ganzen und Frischen einen Zustand der Dinge schaffen, welchen die Vernunft und das Gefühl als einen wahrhaft gesunden, natürlichen, für den Einzelnen und die Gesellschaft zuträglichen anzuerkennen vermöchte. Und so sind wir, ehe wir uns Dessen versehen, mitten in den Ideen, Wünschen, Plänen der Sozialisten, wohl gar der Kommunisten.

Die meisten Menschen — wenigstens bei uns in Deutschland — erschrecken über die Maßen, wenn sie sich auf sozialistischen oder kommunistischen Gedanken ertappen oder wenn man ihnen sagt (denn sie selbst wissen es gewöhnlich nicht), daß sie solche Gedanken gefaßt, wohl gar ausgesprochen haben. Sie sind dann oft so beschämt und verwirrt, als ob man sie

in schlechter Gesellschaft angetroffen hätte. Natürlich! Sie wissen ja nicht anders, als daß die Sozialisten, vollends gar die Kommunisten, schreckliche Menschen sind, die alles Bestehende über den Haufen werfen, die ganze gesellschaftliche Ordnung auf den Kopf stellen, die Besitzenden plündern und ihre Güter unter die Besitzlosen vertheilen, eine Gemeinsamkeit alles Eigenthums, wohl auch der Frauen, einführen und das Familienleben von Grund aus zerstören wollen.

Andere wieder spielen mit diesen Ideen wie das Kind mit dem spitzen Messer. Sie prahlen mit dem Namen Kommunisten, sie geben vor, alles Ernstes solche zu sein, sie sprechen viel von Gleichheit und Gemeinsamkeit, Brüderlichkeit und Menschenliebe — aber sie würden sich sehr sperren, wenn es wirklich ans Theilen oder ans Aufgeben eines Theils ihrer Rechte und Besitzthümer zum Besten Anderer gehen sollte. Solche Maulhelden des Kommunismus giebt es selbst unter den reichen und vornehmen Klassen — warum nicht? es ist ja „pikant,“ „interessant,“ „modern,“ von solchen Dingen zu reden, den Menschenfreund und aufgeklärten Vertheidiger der ärmern Klassen zu spielen, zumal wo es Nichts kostet und der eigene behagliche Lebensgenuß und Besitz dabei nicht in Frage gestellt wird.

Für den wahren Menschenfreund und aufmerksamen Beobachter menschlicher Verhältnisse sind dagegen diese Fragen des Sozialismus und Kommunismus weder ein Popanz noch aber auch ein Schlagwort des Tages, eine Sache der Mode; für ihn sind sie eine Aufgabe ernsten Nachdenkens, leidenschaftlosen aber hingebenden Interesses und unbefangener Prüfung. Er ist nicht so anmaßend, die fantasiereichen Ideen der Sozialisten von einem künftigen vollkommneren Zustande der Gesellschaft schlechtweg für „Unsinn“ zu erklären; aber er ist auch nicht leichtgläubig genug, um ohne Weiteres ein „neues Evangelium“ darin zu erblicken.

Nichts kann wünschenswerther sein, als daß recht Viele in solch unbefangener, vorurtheilsfreier Weise die Grundsätze

und Pläne der Sozialisten und Kommunisten prüfen und zum Gegenstande ihres Nachdenkens machen. Nichts wäre thörichter und gefährlicher, als wenn man diese Prüfung und Verarbeitung sozialistischer Ideen, wenn sie in die Öffentlichkeit treten will, zu beschränken oder ganz zu verhindern suchen wollte. Im Gegentheil sollte man eine öffentliche Besprechung aller dieser Fragen — in der Presse und selbst durchs mündliche Wort in Versammlungen und Vereinen (nur nicht geheimen) — eher fördern, als hemmen, damit sich die noch so sehr verworrenen Begriffe darüber möglichst abklärten, damit die vielseitige öffentliche Debatte das Stichhaltige und Praktische in den sozialistischen Vorschlägen sonderte von dem Unpraktischen, Fantastischen, auch wohl wirklich Gefährlichen.

Hier eine solche Besprechung und Prüfung sozialistischer Ideen im Einzelnen anzustellen, kann meine Absicht nicht sein. Dazu genügt der Raum weniger Blätter nicht. Aber einen Anstoß, eine Aufmunterung und Anleitung möchte ich geben zu solcher Forschung; die allgemeinen Richt- und Zielpunkte möchte ich bezeichnen, innerhalb welcher oder nach welchen hin diese Forschung sich zu bewegen hat. Und ich glaube Dies nicht besser thun zu können, als indem ich die unterscheidenden Momente angebe zwischen dem Sozialismus einerseits, dem Kommunismus andererseits, sodann wieder zwischen zwei verschiedenen Arten dieses Letztern. Damit werden dann zugleich die Hauptgesichtspunkte festgestellt sein, unter denen überhaupt die Frage einer durchgreifenden Reform der Gesellschaft aufgefaßt wird und aufgefaßt werden kann.

Gemeinhin gebraucht man die beiden Worte: Sozialismus und Kommunismus als gleichbedeutend, oder man versteht unter Sozialismus das Allgemeinere, den Gattungsbegriff, nämlich alles Das, was auf eine Grundreform der Gesellschaft hinausläuft, unter Kommunismus eine bestimmte Art dieser Reform. Aber welche? Das weiß man in der Regel nicht zu sagen.

Manche stellen auch Sozialismus und Kommunismus einander ohngefähr so gegenüber, wie Theorie und Praxis.

Andere begreifen unter dem Namen Sozialismus alle die Systeme, welche positiv, organisirend verfahren, unter dem des Kommunismus dagegen die, welche sich blos negativ, zerstörend oder auflösend gegen die bestehenden Gesellschaftsformen verhalten, ohne eigentlich etwas Neues an deren Stelle zu setzen.

Noch Andere endlich denken sich unter Kommunismus immer nur etwas Rohes, Gewaltthätiges, Etwas, was mit der bestehenden Ordnung der Dinge schlechtweg, wie man zu sagen pflegt, reine Wirthschaft machen, nicht einen Stein auf dem andern lassen möchte, während der Sozialismus doch manierlicher verfahre, Dies und Das gelten lasse, mehr eine Reform, als eine Revoluzion sei.

Bisweilen nimmt man auch als Kriterium und Markstein zwischen Sozialismus und Kommunismus Das an: ob ein solches System den Begriff des Eigenthums aufhebe oder gelten lasse.

Alle diese Unterscheidungen treffen wohl in einzelnen Punkten zu, in andern wieder nicht; im Allgemeinen aber ermangeln sie einer prinzipiellen Auffassung des Gegenstandes, hängen sich mehr an äußere Symptome, statt auf das Wesen der Sache einzugehen.

Sie thun auf der einen Seite dem Kommunismus Unrecht, indem sie ihn als roh, gewaltthätig, zum positiven Schaffen und Organisiren unfähig hinstellen — auf der andern Seite wieder dem Sozialismus, wenn sie diesen für eine bloße Theorie, also indirekt für unpraktisch und somit nicht lebensfähig erklären.

Ich will versuchen, die unterscheidenden Momente des Sozialismus und des Kommunismus aus dem Wesen Beider, d. h. aus ihrem Zwecke oder ihrer Aufgabe zu entwickeln.

Wenn wir, von andern Punkten vor der Hand absehend, zunächst nur die Hauptaufgabe des Sozialismus und

Kommunismus ins Auge fassen, nämlich die Reform der ökonomischen Verhältnisse der Gesellschaft, so finden wir beide Richtungen nicht allein in Bezug auf diesen Hauptzweck selbst, sondern auch in Betreff seiner Erreichung in vielen Punkten einverstanden.

Einverstanden sind Sozialisten und Kommunisten darüber, daß das gegenwärtig bestehende Verhältniß zwischen Dem, was der Einzelne arbeitet (seiner Produkzion), und Dem, was er für seinen Verbrauch nud Genuß erwirbt (seiner Konsumzion), sehr häufig ein ungleiches, unbilliges, unnatürliches sei; daß oftmals der Eine viel arbeiten müsse und dafür Wenig erhalte, der Andere wenig oder gar nicht arbeite und doch Viel verbrauchen, im Genusse schwelgen könne, wenn nämlich Letzterer zufällig im Besitze von Gütern oder sonstwie so gestellt ist, daß er einen Theil des Ertrags der Arbeit Anderer an sich ziehen kann, während der Arbeiter nicht selten von dem Ertrage seiner Arbeit einen unverhältnißmäßig großen Theil an Jenen abgeben muß.

Einverstanden sind ferner Kommunisten und Sozialisten über die Ursache dieses Misverhältnisses — die Konkurrenz, wie sie sich im Privatverkehr nach jetziger Art entwickelt — also auch über die Nothwendigkeit einer Aufhebung dieser Konkurrenz und einer gänzlichen Umgestaltung der bestehenden Verkehrsverhältnisse.

Einverstanden endlich sind sie über das Mittel dieser Umgestaltung — sie finden dasselbe gleichmäßig darin, daß der Einzelne nicht mehr direkt mit dem Einzelnen verkehren dürfe, sondern nur durch die Gesellschaft, daß der Einzelne nicht für den Einzelnen, sondern für die Gesellschaft arbeite, und dagegen, was er braucht, ebenfalls nur von der Gesellschaft, nicht im Umtausch von einem Andern beziehe.

So weit gehen Sozialismus und Kommunismus vollständig den gleichen Weg.

Allein nun entsteht die Frage: wie Viel hat der Einzelne der Gesellschaft zu leisten? wie Viel hat er von ihr zu empfangen?

In der Beantwortung dieser Frage scheiden sich Sozialismus und Kommunismus.

Der Sozialismus will die Leistungen des Einzelnen an die Gesellschaft gegen die Leistungen der Gesellschaft an den Einzelnen oder, mit andern Worten, die Produkzion und die Konsumzion des Einzelnen nach bestimmten Maßstäben gegen einander abgewerthet wissen. Jeder soll so Viel erhalten, als er verdient hat, d. h. als dem Maße seiner Thätigkeit, seiner Leistungen für das Allgemeine entspricht.

Der Sozialismus behält also das Verhältniß von Arbeit und Lohn, Leistung und Gegenleistung aus der jetzt bestehenden Ordnung der Dinge bei; nur will er dieses Verhältniß richtiger, gerechter, vernünftiger gestalten. Im jetzigen Verkehr ist es oftmals der blinde Zufall oder gar die rohe Gewalt und verjährtes Unrecht, was die Vertheilung der Arbeiten und der Genüsse regiert, was dem Einen die schwere Arbeit, dem Andern den leichten Genuß zuwirft, den Einen zum Herrn der Arbeitskraft von hundert Andern, Diese dagegen zu Dienern und Sklaven Jenes macht. Im jetzigen Verkehr zieht oftmals der mühelose Besitz den besten Theil des Gewinnstes an sich, während die mühevolle Arbeit nur einen kärglichen Lohn davonträgt; wird oft die luftige Kunst, die einem eitlen Sinnenrausche fröhnt, mit Tausenden belohnt, während die schwielige Hand des Arbeiters, die das Nothwendigste für die Gesellschaft bereitet, ihm selbst kaum die nothdürftigste Existenz zu schaffen im Stande ist. Statt Dessen will der Sozialismus, vermittelst der „organisirten Gesellschaft," eine gerechte und angemessene Vertheilung der Arbeiten und der Genüsse zuwegebringen, sei es nun, daß er, wie der St. Simonismus, diese Vertheilung schlechthin der Weisheit und Gerechtigkeit einzelner, vorzugsweise einsichtsvoller und befähigter Männer, als der Leiter der Gesellschaft, überträgt und es Diesen anheimstellt, „Jedem nach seiner Fähigkeit und jeder Fähigkeit nach ihren Werken" zu geben; — sei es, daß er das Maß der Verthei-

lung von einem Gesellschaftsbeschlusse abhängig macht, wie Weitling — oder endlich, daß er spezielle Maßstäbe dafür im Voraus aufstellt, wie der Fourierismus mit seiner genau berechneten Skala der Gewinnstantheile für die drei Faktoren der Intelligenz, der Arbeit und des Kapitals, ferner für die angenehmen und die unangenehmen, die nothwendigen, nützlichen oder blos dem Luxus dienenden Beschäftigungen.

Der Sozialismus geht also überall von der Ansicht aus: daß die Arbeit des Einzelnen der Maßstab sein müsse für seinen Genuß, daß der Einzelne, was er haben und genießen wolle, sich erarbeiten müsse, und daß er, umgekehrt, zur Arbeit nicht gezwungen, sondern nur angetrieben werden könne durch die Aussicht auf Das, was er dafür erhalten soll, nebenbei allenfalls auch noch durch den Reiz der gemeinschaftlichen Arbeit selbst und den Wetteifer mit Andern.

Die Gesellschaft ist in diesem Systeme Nichts als die vermittelnde, regelnde, ausgleichende Macht, welche die Arbeit des Einzelnen mit seinem Genuß und Verbrauch in ein richtiges Verhältniß zu setzen sucht; weiter, als auf diese ausgleichende Rolle und auf gewisse Veranstaltungen für Erleichterung und Förderung der Arbeit durch Gemeinsamkeit, soll sich ihre Einwirkung auf die Thätigkeit der Einzelnen nicht erstrecken; einen Zwang zur Arbeit oder einen bestimmenden Einfluß hinsichtlich der Art und des Maßes ihrer Genüsse soll sie auf dieselben nicht üben. Oder, um in der Sprache der Kommunisten zu reden, im Sozialismus bleibt der Egoismus und Individualismus noch immer die Triebfeder aller Handlungen der Einzelnen; durch die gesellschaftliche Organisazion wird ihm nur die Spitze abgebrochen, womit er sonst nach allen Seiten hin zu verwunden und zu zerstören pflegte; aber eine eigentliche Verwandlung des Egoismus in sein Gegentheil, die soziale Brüderlichkeit, Gemeinsamkeit und Gleichheit, des isolirten Einzellebens in ein vollständiges Gesellschaftsleben, eine gänzliche Hingebung des Einzelnen an das Ganze und Aufgehen im Ganzen findet hier noch nicht

statt; die Idee der Gemeinsamkeit ist nur erst halb zu ihrer Verwirklichung gekommen, so lange der Einzelne immer wieder nur für sich und seinen Genuß arbeitet, immer wieder mit der Gesellschaft ängstlich um den Lohn seiner Arbeit feilscht, Nichts aus reiner Liebe zum Ganzen, Nichts im Eifer für das allgemeine Gesellschaftsinteresse thut, sondern jedesmal kalt berechnend fragt: was erhalte ich dafür?

Der Sozialismus ist also zwar ein System der Vergesellschaftung, der Assoziazion, zur Milderung und Ausgleichung der isolirenden und zerstörenden Wirkungen des Egoismus, des Privatverkehrs und der Privatwirthschaft; aber er ist kein System der wirklichen, vollkommenen Gemeinsamkeit zur völligen Austilgung aller egoistischen Richtungen und Neigungen des Menschen.

Dieses Letztere dagegen ist Das, was der Kommunismus anstrebt.

Zunächst allerdings unter einer ziemlich rohen Form, nämlich unter der Form der vollständigen, so zu sagen mathematischen Gleichheit aller Arbeiten und Genüsse und durch den damit nothwendig verbundenen Zwang gegen die Einzelnen zur Leistung eines bestimmten Quantums Arbeit für die Gesellschaft. Für Alle gleiche Arbeit und gleiche Genüsse! Das ist das Losungswort jenes roheren Kommunismus, wie ihn in Frankreich Baboeuf, Darthes, Buonarotti, Cabet und Andere gepredigt haben — womit sich denn natürlich auch eine möglichste Nivellirung aller Menschen rücksichtlich ihrer Bildung, ihrer Neigungen und Beschäftigungen, eine Zerstörung aller vorgeschrittenen Kulturentwickelung und Zurückführung der Menschheit auf das einfache Naturleben, und vieles Andere verbindet, was uns hier weniger interessirt.

Gründlicher kann man allerdings den Egoismus und Individualismus nicht beseitigen, als wenn man alle Einzelne, wie die Räder einer Maschine, durch die Zentralkraft des Gesellschaftsmechanismus gleichmäßig in Bewegung setzt und

ebenso sie nach gethaner Arbeit gleichmäßig abfüttert. Wenn man den Einzelnen die Freiheit raubt, so muß freilich auch jeder Misbrauch der Freiheit aufhören, und wenn man die Individualität gänzlich aufhebt, so ist eine Isolirung oder ein Konflikt der Einzelnen unmöglich. Die Frage bleibt dann nur: ob der Gewinn das Opfer werth sei, das man dafür bringt? ob eine Gleichheit und Gemeinsamkeit Aller ohne eine Freiheit der Einzelnen, ohne eine freie Entwickelung der Individualitäten Aufgabe der Menschheit und Zweck einer gesellschaftlichen Organisazion sein könne?

Andere, wie z. B. Weitling, haben diese Gleichheit der Arbeiten und Genüsse nur auf einen Theil dieser, nämlich auf die ersten Nothwendigkeiten des Lebens eingeschränkt, für das Übrige aber die Arbeit der freien Neigung und Wahl der Einzelnen anheimgegeben, den Genuß aber als Folge oder Lohn der Arbeit nach bestimmten Regeln hingestellt, also die Prinzipien des Kommunismus mit denen des Sozialismus verbunden.

Von dem allerrohesten Kommunismus, dem sogenannten Theilungskommunismus oder dem System der gleichen Vertheilung aller Güter unter die Menschen, spreche ich hier nicht, da diese Form einer weit frühern Stufe der Gesittung angehört, gegenwärtig aber von keinem einzigen kommunistischen Systeme adoptirt wird.

Aber auch jener Gleichheitskommunismus kann unmöglich das Rechte sein, denn er setzt an die Stelle der Freiheit der Einzelnen den Zwang und die Despotie der Gesellschaft, an die Stelle einer organisch gegliederten, eine Mannigfaltigkeit individueller Bildungen in sich schließenden Kulturentwickelung die Barbarei der Unkultur, das ertödtende Einerlei einer absoluten Nivellirung aller Bildung und Gesittung, den ewigen Stillstand der Zivilisazion.

Deshalb hat eine neuere Fase sozialistischer Entwickelung es versucht, das Richtige in jenem Kommunismus ohne dessen Auswüchse und Mängel zu erfassen und zum Systeme zu gestalten; die Gemeinsamkeit herzustellen, ohne die Freiheit

zu vernichten, den Egoismus aufzuheben, ohne das Prinzip der Individualität und ihren befruchtenden Einfluß auf den Kulturfortschritt zu zerstören.

Dieser neuere Kommunismus — in Frankreich namentlich von Dezamy vertreten und von den meisten sozialistischen Schriftstellern in Deutschland adoptirt — faßt die Aufgabe des Menschen und der Gesellschaft folgendermaßen auf:

Der Mensch, sagt er, soll nicht für den Erwerb und Genuß, für seinen Genuß, arbeiten; die Thätigkeit des Menschen darf nicht bloßes Mittel sein, sondern Selbstzweck: so will es die Natur, so verlangt es das Gesetz der Freiheit, denn frei ist nur Der, welcher nach innern Antrieben handelt, nicht Der, welcher um eines äußern Zweckes willen Etwas thut. Aufgabe der Gesellschaft ist es, jedem ihrer Mitglieder diese vollkommene Freiheit, d. h. die Möglichkeit zu verschaffen, nur aus innerem Triebe, aus freier Neigung zur Arbeit thätig zu sein, ohne dabei an einen äußern Zweck dieser Thätigkeit für sich, an einen dadurch zu erzielenden Erwerb, Besitz oder Genuß zu denken. Dies ist nur möglich bei völliger Gemeinsamkeit aller Interessen und völliger Abwesenheit irgend welches Zwanges, irgend welcher Beschränkung für die Einzelnen. Die Gesellschaft muß jeden Einzelnen mit vollkommenster Freiheit und Selbstbestimmung nach seinen Neigungen und Fähigkeiten arbeiten lassen, was und wie viel er will; sie muß darauf vertrauen, daß Jeder so Viel und so Tüchtiges für das Allgemeine leisten werde, als Kraft und Befähigung ihm gestatten; sie darf den Einzelnen weder mit Zwang zu einer bestimmten Art der Arbeit und einem bestimmten Quantum von Leistungen anhalten, noch auch indirekt einen solchen bestimmenden Einfluß auf ihn üben wollen durch Verheißung eines gewissen Lohnes, durch Abwerthung seiner Leistungen gegen Das, was die Gesellschaft ihm zu gewähren habe.

Wie soll es nun aber mit den Bedürfnissen oder der Konsumzion der Einzelnen gehalten werden?

Hier finden wir zweierlei verschiedene Vorschläge.

Die Einen wollen in Bezug auf die Konsumzion alle Mitglieder der Gesellschaft völlig gleichgestellt wissen: Einer soll so Viel erhalten als der Andere, unangesehen, ob er ebenso Viel gearbeitet habe, oder Mehr, oder Weniger.

Andere gehen noch weiter. Sie sind der Meinung, daß auch hinsichtlich der Bedürfnisse die gleiche Freiheit herrschen müsse, wie hinsichtlich der Arbeiten; daß Jeder von der Gesellschaft uneingeschränkt alles Das erhalten müsse, was er braucht, theils zur Erhaltung und Verschönerung seines Lebens, theils als Mittel seiner produktiven, künstlerischen, wissenschaftlichen oder auch mechanischen, technischen Thätigkeit. Auch hier vertrauen sie der Güte der menschlichen Natur, daß der Einzelne nicht Mehr nehmen oder fordern werde, als was er wirklich zu vernünftigen Lebenszwecken brauche; daß es aber daran niemals fehlen werde, sind sie ebenfalls überzeugt, weil, nach ihrer Ansicht, bei völlig freier Entwickelung und Bethätigung aller Fähigkeiten und Kräfte in der Gesellschaft eine ungleich größere Summe und Mannigfaltigkeit von Verbrauchsgegenständen geschaffen werden würde, als bei der jetzigen unvollkommenen Weise gewerblichen Betriebs und Verkehrs.

Nach diesem Systeme braucht also die Gesellschaft das Verhältniß von Arbeit und Genuß, Produkzion und Konsumzion in Bezug auf ihre einzelnen Mitglieder nicht durch ihr vermittelndes Eingreifen zu regeln, wie der Sozialismus, sie braucht ebensowenig einen Zwang und eine mechanische Gleichheit der Arbeiten und der Genüsse einzuführen, wie der rohe Kommunismus es will; jenes Verhältniß regelt sich vielmehr ganz von selbst, und zwar nicht etwa blos äußerlich und scheinbar, wie im heutigen Verkehr, wo freilich auch Arbeit und Genuß in ein Wechselverhältniß treten durch den Umtausch der Produkte, durch Angebot und Nachfrage, aber eben nur äußerlich und höchst unvollkommen — nein! es regelt sich wirklich nach inneren Gesetzen der mensch-

lichen Natur, auf vernunftgemäße Weise, dadurch, daß der Einzelne nur nach seinem Bedürfniß arbeitet und ebenso nach seinem Bedürfniß genießt und verbraucht. Wir müssen nothwendig annehmen, daß jenes und dieses Bedürfniß in einer innern Harmonie mit einander stehen, daß der Einzelne (immer vorausgesetzt, daß er sich naturgemäß und frei entwickeln und bewegen könne) nicht etwa blos Viel genießen, aber Wenig arbeiten, sondern daß er viel mehr durch seine innere Naturbestimmung zu möglichst produktiver Thätigkeit im Arbeiten und zum vernünftigen Maßhalten im Genießen sich getrieben fühlen werde.

So Viel über die unterscheidenden Prinzipien des Sozialismus und des Kommunismus! Was den relativen Werth dieser beiden verschiedenen Richtungen betrifft, so hat der Sozialismus unstreitig die größere Mäßigung, das engere Anschließen an die bestehenden Verhältnisse und somit die nähere Möglichkeit einer praktischen Ausführung seiner Reformpläne für sich, wogegen der Kommunismus (ich spreche hier nur von der durchgebildeteren Form desselben, dem Dezamy'schen Kommunismus) den Vorzug größerer Konsequenz und einer mehr prinzipiellen und idealen Durchbildung seiner Ansichten in Anspruch nimmt.

Der Sozialismus paßt sich den Grundformen der gegenwärtigen Gesellschaft und den Grundlagen des gegenwärtigen Verkehrs wenigstens insoweit an, als er das Wechselverhältniß und den Umtausch von Arbeit und Genuß, Produkzion und Konsumzion bestehen läßt; er erscheint insofern als ein bloßes Korrektiv der Mängel und Misbräuche, die sich in dieses Verhältniß eingeschlichen und es gestört haben.

Der Kommunismus dagegen will eine ganz neue Grundlage für den gesellschaftlichen Verkehr, die Produkzion und Konsumzion aufstellen; er setzt zur Durchführung seiner Ideen eine ganz veränderte Denk- und Handlungsweise der Menschen voraus, als die jetzt bestehende.

In der Idee hat das Prinzip des Kommunismus etwas

Bestechendes: die Ansicht vom Menschen, auf welche derselbe fußt, scheint so edel und erhaben, daß man sich fast scheut, die Richtigkeit dieser Ansicht zu bestreiten. Soll man dem Menschen das traurige Armuthszeugniß ausstellen, daß er nur für einen unmittelbaren äußeren Lohn oder Erwerb thätig zu sein vermöge, nicht aus innerer Lust an der Arbeit selbst? daß er bei völliger Freiheit des Arbeitens und des Genießens wenig arbeiten und nur immer genießen werde? Soll man ihm die Fähigkeit der wahren, uneingeschränkten Selbstbestimmung absprechen?

Indessen darf man auf diesen Schein von Idealität auch nicht zu Viel geben. Die Uneigennützigkeit des Handelns und das Freisein desselben von allen äußern Triebfedern ist, bei näherer Betrachtung, denn doch so groß nicht, als es beim ersten Blicke scheint. Der Kommunismus will seinen Anhängern keineswegs Entsagungen aus Rücksichten allgemeiner Bruderliebe oder gar aus aszetischem Haß gegen materielle Genüsse auferlegen, wie manche religiöse Richtungen Dies thun; nein! er verspricht ihnen vielmehr die vollständigste Befriedigung aller ihrer Bedürfnisse. Die Beziehung der Thätigkeit des Einzelnen auf den Genuß hört also nicht etwa auf, sondern nimmt nur einen Umweg, wird nur aus einer unmittelbaren eine mittelbare. Der Einzelne arbeitet nicht mehr direkt für seinen Genuß, Das ist wahr; aber er arbeitet für die Genüsse und Bedürfnisse der Gesellschaft im Allgemeinen, und unter diesen Genüssen und Bedürfnissen sind seine eigenen mit inbegriffen; er ist sicher, daß seine Neigungen und Bedürfnisse befriedigt werden, auch wenn er selbst nicht direkt dafür thätig ist, ja er wäre dessen hier weit mehr versichert, als bei der jetzigen Art ihrer Befriedigung, da, nach den Voraussetzungen der Kommunisten, Jeder für jede seiner Neigungen die vollständigste und bereiteste Befriedigung aus den Mitteln der Gesellschaft finden soll.

Also, wie gesagt, mit der geträumten Idealität des menschlichen Handelns sieht es in der kommunistischen Gesell-

schaft ziemlich unsicher aus. Der Mensch soll nach wie vor sein Streben auf die Befriedigung materieller Bedürfnisse, auf die Verfeinerung und Vervielfältigung der Mittel des Genusses richten; er soll nicht etwa blos geistigen Beschäftigungen und Neigungen nachhängen — denn was sollte sonst aus der Existenz der Gesellschaft werden? Die Frage ist daher nur noch die: Ist es der menschlichen Natur angemessener, daß die produktive Thätigkeit des Einzelnen von seiner Konsumzion getrennt und unabhängig gemacht werde? Das heißt mit andern Worten: Darf man annehmen, daß zwischen der Thätigkeit des Einzelnen und seiner Neigung zum Genusse qualitativ und quantitativ ein solches innerliches Wechselverhältniß, gleichsam eine solche präſtabilirte Harmonie bestehe oder, bei vollkommneren gesellschaftlichen Einrichtungen, als die gegenwärtigen sind, sich entwickeln werde, daß dann eine äußere Abwerthung Beider gegen einander gar nicht mehr nöthig sei? Ist es denkbar, daß jeder Einzelne von selbst das rechte Maß seiner Konsumzion aus dem gemeinsamen Güterwerthe der Gesellschaft, und ebenso die rechte, nothwendige Art der Anwendung seiner Kräfte für die Gesellschaftsinteressen treffen würde, wenn man jeden äußern Maßstab und Anhalt hinwegnähme? Würde es möglich sein, das nothwendige Gleichmaß zwischen Erzeugung und Verbrauch, im Einzelnen wie im Ganzen, der Quantität wie der Art nach, immerfort zu erhalten ohne Zwang oder Beschränkung, lediglich durch das freie Spiel der Neigungen und Fähigkeiten aller Einzelnen?

Ich will diese Fragen nicht geradezu verneinen — aber ich möchte sie auch nicht so zuversichtlich bejahen, wie der Kommunismus Dies thut. Jedenfalls setzt deren Bejahung einen Zustand der moralischen und geistigen Bildung bei den Individuen, eine Entwickelung der gesellschaftlichen Einrichtungen und der Ideen der Gemeinsamkeit voraus, von welcher die gegenwärtige Gesellschaft noch unendlich weit entfernt ist und welche sich nicht, wie die Kommunisten zu

glauben scheinen, durch ein einziges Machtwort oder durch einen plötzlichen Umschwung der Dinge, gleichsam im Handumdrehen, erreichen läßt.

Die Sache praktisch betrachtet, scheint also so Viel gewiß, daß, wenn überhaupt eine völlig veränderte Organisazion der gesellschaftlichen und Verkehrsverhältnisse früher oder später nothwendig werden sollte (eine Möglichkeit, die ich wenigstens nicht unbedingt leugnen möchte), diese uns zunächst wohl nur zu einer Gestaltung der Dinge im Sinne des Sozialismus führen dürfte, d. h. zu einer razionelleren Regelung der Arbeits- und Erwerbsverhältnisse, jedoch mit Beibehaltung des Grundverhältnisses selbst, der direkten Beziehung zwischen der Produkzion und Konsumzion des Einzelnen, und daß es dann erst wieder einer weiteren, vielleicht sehr langen Bildungszeit bedürfen möchte, bevor es der Gesellschaft möglich werden könnte, auch diese Schranke niederzureißen und die letzten Konsequenzen des Freiheitsgedankens, wie der Kommunismus sie aufstellt, zu verwirklichen.

Ueber Sitten und Gebräuche in der Oberlausitz.

Ein Fragment von

Ernst Willkomm.

Wir Deutschen sind und bleiben wunderliche Leute. Einheimisch in allen Hauptstädten Europas, vertraut mit den Sitten der Chinesen, mit den religiösen Gebräuchen der Hindu und den etwaigen Alterthümern der Bewohner Ceylons, kennen wir sehr häufig nur unvollkommen die kleine Scholle der bebauten Erde, die irgend eins der vielen schlotternden Glieder unseres gesegneten Vaterlandes bildet. Weise im Auslande, zeigen wir uns als Thoren in der Heimath, große Gelehrte in der Weltgeschichte, dürfen wir uns nicht immer gründlicher Kenntnisse in der Durchforschung vaterländischer Zustände rühmen. Wir spotten über die geographischen Schnitzer der Franzosen, wenn sie von fremden Ländern sprechen, aber wir vergessen ganz und gar, daß der Franzose in seinem Lande weit mehr zu Hause ist, als die meisten Deutschen in dem ihrigen.

Auch der gebildete, höfliche, geschmeidige und galante Sachse ist nicht frei von diesem nationalen Fehler aller Deutschen. Sein Vaterland, so klein es geworden ist durch die Ungunst der Zeitumstände, zählt in seinen engen Grenzen doch noch einige Landesstrecken, über deren Bewohner die sonderbarsten Vorstellungen unter der Menge herrschen. Besonders übel daran ist die Oberlausitz, deren ungünstige geographische Lage sie in neuerer Zeit, d. h. seit Beendigung der Kriege Napoleon's, aus dem belebenden großen Weltverkehr gerissen hat.

Von diesem kleinen, an waldumrauschten Bergen, grünenden fruchtbaren Thälern, an „hohen Burgen", alten Städten und großen Dörfern reichen Ländchen hört man gewöhnlich sprechen, als läge es ein paar hundert Meilen weit hart an der türkischen Grenze, und der nicht eben sehr schmeichelhafte und schönklingende Name „Hundetürkei" ist eine Bezeichnung, die sich im Schimpf und Scherz der Nichtlausitzer gern bedient. Welcher Zufall ihr diesen Ekelnamen gegeben haben mag, weiß ich nicht, dagegen ist mir sehr wohl bekannt, daß die Meinung auch unter solchen, welche sich den Gebildeten beizählen, weil sie in modernem Rocke nach neuestem Schnitte gehen, allgemein verbreitet ist, die ganze Lausitz sei von Wenden bewohnt. Dies ist ein arger Irrthum. Allerdings gibt es noch einen Rest alten sorbenwendischen Stammes mitten unter der seit Jahrhunderten urdeutschen Bevölkerung, dieser beträgt aber in der sächsischen Oberlausitz nur etwa den fünften Theil derselben. Auch leben die heutigen Wenden nicht über die ganze Lausitz zerstreut, sondern drängen sich auf einen bestimmten Raum zusammen, der etwa ein Drittheil des bei Sachsen verbliebenen Landes einnimmt. Größer ist ihre Anzahl in der Niederlausitz. Hier durchdringen sie fast die ganze deutsche Bevölkerung, unter deren Masse sie jedoch als ein untergeordnetes Element verschwinden. Von den ehemaligen Sechsstädten der alten Oberlausitz liegen noch heutigen Tages drei auf von Wenden besetztem Gebiet, nämlich Kamenz, Bautzen und Löbau, in den südlicheren drei Städten, Zittau, Görlitz und Lauban kennt man die wendische Sprache nicht.

Obwohl gänzlich abgeschnitten von andern verwandten slawischen Stämmen, halten sich die Wenden der Lausitzen doch in Sprache und Sitte bis auf den heutigen Tag streng geschieden von den Deutschen. Sie verkehren unter sich nur in ihrem slawischen Idiome, das zu den weichsten, biegsamsten und melodischsten slawischen Dialekten gehört. Nur dem Deutschen gegenüber sprechen sie deutsch. Die Bauart ihrer Häuser wie deren innere Einrichtung weicht in vielen Dingen

wesentlich ab von der deutschen, dagegen haben Deutsche und Wenden in manchen Gebräuchen eine so überraschende Aehnlichkeit, ja Gleichförmigkeit, daß man sich wundern muß, wie bei so völliger Ineinanderschmelzung der Nationalitäten sich doch noch immer die alte Sprache unverfälscht hat erhalten können.

Auffallend stark ist im Charakter der Oberlausitzer die Liebe zum Alten, zu dem vom Vater und Großvater Ererbten ausgesprochen, und zwar beschränkt sich diese Liebe zum längst Vorhandenen, durch die Zeit Gewordenen nicht blos auf Grund und Boden, sondern auf Alles und Jedes, auf Wichtiges und Unwichtiges, auf bedeutungsvolle sinnige und leere nichtssagende Sitten. Es gibt kein Fest, das nicht in der Lausitz mit irgend einer bezeichnenden Feierlichkeit begangen würde. Die hohen Kirchenfeste, viele Marientage, die Markscheiden der Jahreszeiten u. s. w. erfordern das Abhalten mancherlei Ceremonien, deren Entstehung man eben so wenig kennt, als man ihren Sinn zu deuten vermag. Viele verrathen ein sehr hohes Alterthum und heidnischen Ursprung. Denkt sich auch häufig das Volk bei Beobachtung solcher Gebräuche gar nichts, so mag es sie doch nicht missen, weil sie ihm bequem oder zur andern Natur geworden sind, und weil es glaubt, man taste ein uralt Heiliges an, wenn man das Aufgeben derselben verlangt. Es hängt mit sonderbarer zäher Hartnäckigkeit daran und selbst die allerneueste Zeit, die doch so Vieles zu entfernen verstand, hat über den zähen Sinn der Lausitzer nur wenig vermocht. Sie sitzen still in ihren Gebirgsthälern und halten sich am liebsten den Lärm der Welt und deren Neuerungen so weit wie möglich vom Leibe. Dies Bestreben, von ihren löblichen oder unlöblichen Eigenthümlichkeiten nichts aufzugeben, nicht ein Jota davon der geschmeidig machenden allgemeinen Weltcultur zu opfern, so wie sich schroff abzuschließen gegen alle übrigen deutschen Brüder, ist ächt deutsch und tritt bei den Lausitzern vielleicht nur deshalb auffallender hervor, weil sie von sehr derber Natur und äußerst kurz angebunden

sind. Gar häufig kann man hören, daß sie den Böhmen, dem sie im allgemeinen nicht gerade abhold sind, als einen ganz Fremden behandeln, ja es ist mir selbst mehr wie einmal begegnet, daß ich auf meinen Kreuz- und Querzügen in diesem Ländchen erst dann Eingeborene zum Sprechen bewegen konnte, nachdem ich mich als Lausitzer vollständig documentirt hatte. Immer hörte ich dann die Worte gebrauchen: „Das ist 'was Anderes. So können wir ja ein Wort mit 'nander reden." Vorher blieben sie stumm, als wäre ihnen der Mund zugefroren.

Treu ihrem Hange zu möglichster Abgeschlossenheit haben auch die großen Umgestaltungen im modernen Staats- und Gesellschaftsleben auf das lausitzische Volk verhältnißmäßig viel weniger aufregenden Einfluß gehabt, wie auf andere Provinzialen. Nur was ihm aufgedrungen wurde, nahm es murrend an, eigentliche warme Betheiligung fand auch das bessere Neue bei diesem Völkchen nicht. Die Eisenbahnen, die nun auch die Grenzen der Lausitz überschritten haben, liebt man nicht. Man schüttelt den Kopf höchst bedenklich und ist wohl hie und da nicht abgeneigt, sie für eine teuflische Erfindung zu halten. Die Sache geht ihm „zu flüchtig", was er gar nicht liebt. Größte Bedachtsamkeit, behäbige Ruhe zieht er bei jeglichem Geschäft, bei jeder Arbeit vor und allem Wagniß geht er stirnrunzelnd aus dem Wege. Ich zweifle daher auch, daß sich der Ausspruch eines unserer politischen Wortführer: „die Lausitz sei für den Liberalismus erobert worden", alsobald bewähren wird. Ich müßte meine Landsleute wenig kennen, wenn sie dieser Ausspruch nicht sollte verdrossen haben, und ich würde ihrem innersten Wesen zu nahe treten, wollte ich gutmüthig annehmen, sie hätten aufrichtige Freude an dem politischen Liberalismus der Gegenwart. Es ist dies eine Täuschung, die sich die Liberalen selbstgefällig zurecht gerückt haben. Die Lausitz war, ist und wird noch lange Zeit Sachsens Vendee sein, obwohl ich kaum glaube, daß sie sich leicht zu kriegerischen Thaten entschließen würde.

Hält nun der Lausitzer gern fest an dem politisch Be-

stehenden, so mag er auch in religiösen und kirchlichen Dingen von Aenderungen oder zeitgemäßer Fortbildung des Dogmas nichts wissen. Der Rationalismus findet bei diesem Völkchen keinen ergiebigen Boden. Der Widerwille gegen jegliche Aenderung des einmal Ueberkommenen hat sich bei den neuesten Bewegungen auf kirchlichem Gebiet sehr deutlich gezeigt in der ungemein geringen Theilnahme, welche der Deutschkatholicismus bei den Katholiken der Oberlausitz fand. Eine verhältnißmäßig nur sehr geringe Anzahl schloß sich diesem neu auftretenden Religionsverbande an; eben so wenig Anhänger fand bis jetzt die Partei der Lichtfreunde im Protestantismus. Der Lausitzer ist als Katholik dem Papst treu ergeben, als Protestant strenger Lutheraner. Luther ist ihm der größte, verehrungswürdigste Held der Kirche. Von ihm spricht der gemeine Mann stets mit hoher Ehrfurcht; auch versäumt er nie, ihm respectvoll den Doctortitel zu geben, ja er kann sogar sehr ärgerlich werden, wenn etwa ein superkluger Bürger oder sonst ein der feiner gebildeten Welt Angehöriger den Reformator schlechthin blos Luther nennt. Dieser Achtung vor dem Bestehenden, vor allem durch Alter Ehrwürdigen ist es denn auch zuzuschreiben, daß er jeder damit verknüpften Form, jedem Gebrauch sich gern und eifrig fügt und, ohne dem Prunke zu huldigen, das hergebracht Ceremonielle mit weit größerer Gewissenhaftigkeit beobachtet, als dies in andern Landstrichen geschieht. Feierliche Handlungen, die halb der Kirche, halb dem Hause angehören, zeigen dies in auffallender Weise. In solchen hat sich die kirchliche Ceremonie mit volksthümlichen Gebräuchen, die in verjährtem Aberglauben wurzeln, eigenthümlich verschmolzen und dadurch ein Ganzes gebildet, das wohl als charakteristisches Sittenbild bezeichnet werden darf. Aus einer ganzen Reihe solcher in der Lausitz noch heutigen Tages gäng und geber Gebräuche, deren ausführliche Schilderung ein nicht uninteressantes Bild provinziellen Lebens geben würde, will ich hier blos eins, die T a u f e, hervorheben und in allen Einzelheiten zu schildern versuchen.

Dem Manne des Volkes ist die Taufe noch eine überaus heilige Handlung, ein Symbol, dessen hohe Bedeutsamkeit Niemand in Zweifel ziehen, noch weniger für überflüssig erklären darf, will er sich ihm nicht zum Feinde machen. Ein neugeborenes Kind, das ungetauft stirbt, hält der gemeine Mann in den meisten Fällen für ein verlorenes, von dem Himmel des Christenthums ausgeschlossenes Geschöpf. Deshalb läßt er sich's sehr angelegen sein, die Taufhandlung rasch zu erledigen und im Nothfalle versieht die Hebamme die Stelle des Pfarrers, wenn dieser nicht schnell genug herbeigeholt werden kann, um den neuen Erdenbürger in die christliche Kirchengemeinschaft aufnehmen zu können. Ueberhaupt gilt ihm der Tauftag mehr als der Geburtstag, den er selten bestimmt anzugeben weiß. Er zählt den eigentlichen Beginn des Lebens erst von diesem Tage an und rechnet auch im späteren Leben nur nach diesem für ihn so wichtigen Zeitabschnitte, wobei grobe Verstöße gegen die Wahrheit nur zu häufig vorkommen. Beides, Geburt und Taufe nennt er „jung werden", und gibt bei einer etwaigen Frage nach seinem Alter ungefähr folgende Antwort. „Anno 1799 vierzehn Tage vor Ostern bin ich in N N. jung geworden, mithin war ich am verwichenen Ostermontage so und so alt", eine Rechnung, die natürlich immer einige Wochen von der Wahrheit abweicht.

Gewöhnlich findet die Taufe schon am dritten oder vierten Tage nach der Geburt statt. Mit sehr wenigen Ausnahmen, die indeß neuerdings in großen Fabrikdörfern doch bisweilen vorkommen, vertreten immer nur drei Personen Pathenstelle bei dem Täuflinge, bei einem Knaben zwei Männer und ein Frauenzimmer, bei einem Mädchen zwei Frauen und ein Mann. An dieser Regel hält man streng fest, so daß es kaum der Ermahnung des Pfarrers bedürfte, die selten ausbleibt, um jede Abweichung davon zu unterdrücken.

Am Tauftage versammeln sich die erwählten Pathen im Hause des „Kindelvaters", der sie, ist es im Sommer, auf der Flur in weißen Hemdärmeln begrüßt, ihnen wohl auch

schon hier einen Krug Bier oder ein Glas Branntwein kredenzt, und sie dann zur Wöchnerin geleitet. Diese empfängt sie in vollem Staate, wie ihn nun eben die Dorfmode vorschreibt, auf bequemem Großvaterstuhle sitzend, und nimmt die üblichen Glückwünsche, die stets in einer hergebrachten Formel bestehen und das Gedeihen des Kindes, so wie den glücklichen Verlauf der Wochen zum Gegenstande haben, mit steifer Würde und ernster Feierlichkeit an. Der Täufling, bereits in weiße Bettchen geschnürt, die vielfach mit buntseidenen Bändern geschmückt und umwunden und mit schön gesticktem weißen Tuche überdeckt sind, wird den Pathen reihum zur Ansicht und wo möglich Bewunderung gereicht, worauf der nie fehlende Kaffee nebst reichlichem Gebäck eigener Fabrik aufgetragen wird. Erst nachdem man diesen Gottesgaben tapfer zugesprochen hat, wobei der Kindelvater einladende Worte nicht sparen darf, bereiten sich die Pathen zum Aufbruch in die Kirche vor.

Auf dem Wege zur Kirche, desgleichen während der Taufhandlung trägt die weibliche Pathe und, sind deren zwei, die jüngste das Kind. Nach vollzogener Taufhandlung beginnt für Pathen und Täufling, nicht selten auch für die Aeltern des Kindes, ein wichtiger Act. Die Pathen beschenken nämlich das Kind, was immer in der Kirche geschieht, indem sie zu diesem Behufe besonders gedruckte, mit dem Marienbilde versehene, Briefe der Hebamme einhändigen, die sie alter Sitte gemäß in das Bettchen oder unter eins der bunten Bänder, mit denen es umwunden ist, schiebt. Diese Briefe, immer mit einem passenden Bibelspruch oder Liedervers bedruckt und mit dem Namen des Taufpathen, so wie dem Monatstage versehen, enthalten ein meistentheils ansehnliches Geldgeschenk, und man liebt es vorzugsweise alte, selten gewordene Münzsorte, wenigstens aber mehre Geldstücke dazu zu verwenden, weil man der Hoffnung lebt, es werde einem so beschenkten Kinde niemals an Gelde mangeln. Ein solcher Brief heißt, wie auch anderwärts, „Pathenbrief", das Geschenk „Einge-

binde", und gewissenhafte oder wohlhabende Aeltern heben Beides, Brief und Geld, dem Neugeborenen bis zum Tage der Confirmation auf, wo es ihm als Grundstein seines zukünftigen Vermögens unter vermahnenden Worten von Vater und Mutter eingehändigt wird. Hie und da, doch nicht allgemein verbreitet, ist die Sitte, die Pathenbriefe nicht zu versiegeln, sondern sie blos mit Zwirn und Seide zu umwickeln. Mit diesem Zwirne pflegt dann, wo der Gebrauch noch herrscht, die Mutter das erste Hemd für das Kind zu nähen, den seidenen Faden bindet man, zu was Frommen, habe ich nie erfahren können, um die Hände des Kindes. Knaben pflegt man außer dem Gelde auch häufig neunerlei Saamen in den Pathenbrief zu legen, damit es ihnen nie an Segen auf ihren Feldern, nie an Getreide für die Bestellung derselben fehlen möge. Mädchen dagegen erhalten einige Leinenkörner nebst einer Nadel, um sie zu ermahnen, sich den Flachsbau angelegen sein zu lassen und sich fleißig im Nähen zu üben.

Auf dem Rückwege aus der Kirche müssen sich die Pathen häufig eine sonderbare Contribution von übermüthigen jungen Leuten, denen sie an ihren Arbeitsstellen begegnen, gefallen lassen. Diese pflegen nämlich den Weg durch ein quer vorgezogenes Band zu versperren, was sie „verschnüren" heißen, und das leicht zerreißbare Hinderniß wird nicht eher entfernt, als bis sie eine kleine Geldsumme erhalten haben.

Bei Rückkunft aus der Kirche in das Haus sehen Kindelvater und Hebamme streng darauf, daß man den Täufling durch dieselbe Thür wieder in das Haus trage, durch welche man ihn hinausgetragen hat. Es besteht nämlich der Aberglaube bei Arm und Reich, daß jedes neu getaufte Kind vor Ablauf eines Jahres sterben müsse, wenn die angedeutete Vorsichtsmaßregel nicht beobachtet wird. Unmittelbar daran schließt sich ein anderer Gebrauch, der als ein symbolischer eher gelten mag. Sobald nämlich die Taufpathen zurückkommen, werden sie abermals zur Wöchnerin geführt, wo man sie diesmal mit Liquör und Gebäck traktirt. Hier nun gestattet die Hebamme

oder der Kindelvater weder dem Pathen noch einem zum Festessen geladenen Gaste durchaus nicht, daß er das dargereichte Glas wegsetze, bevor er es ganz, sei es nun auf einen Zug oder langsam, geleert hat. Auch sieht man es gern, wenn dies stehend geschieht. Beides soll dazu dienen, dem Täuflinge ein frisches, kräftiges, durch keine Krankheiten gestörtes Leben zu sichern.

Bei dem „Tauf-“ oder „Kindelessen“, das Wohlhabende gern reich und splendid ausrichten, dürfen Pfarrer und Schullehrer, auf dem Lande die höchsten Behörden, durch deren Erscheinen bei jedwedem häuslichen und Familienfeste sich der Landmann stets hoch geehrt fühlt, nicht fehlen. Der Pastor segnet das Mahl durch ein laut gesprochenes Gebet, dem Schulmeister dagegen liegt die Pflicht ob, die in reicher Fülle vorhandenen Speisen vorzuschneiden. Herumgereicht werden die so zerlegten Speisen nicht, da ein bescheidener Gast dadurch möglicherweise aus höflicher Rücksichtnahme verkürzt werden könnte. Aus diesem Grunde theilt der Kindelvater die Portionen entweder selbst aus oder sieht doch dabei zum Rechten, und man kann sich darauf verlassen, daß alle Portionen immer so stattlich ausfallen, daß vollständige Bewältigung derselben unter die absolut unmöglichen Dinge gehört.

Ein Freund gesetzlicher Ordnung und selbst streng in Handhabung gegebener Befehle, in Aufrechthaltung von ihm ausgegangener Vorschriften, hält der Bauer und Landmann sich gern an den Buchstaben eines Gesetzes. Gebrauch und Gesetz gelten ihm aber gleich, weshalb er es mit dem Gebrauch genau eben so macht. Es möchte daher unter die seltensten Vorkommnisse gehören, daß eine Wöchnerin buchstäblich länger als sechs Wochen Wöchnerin bliebe. Kräftige Frauen erklären die Wochenzeit schon früher für beendigt und halten nach dieser Zeit ihren „Kirchengang“. Dieser christliche Gebrauch wird in der Lausitz auf keinem Dorfe vernachlässigt, selbst gefallene Mädchen unterwerfen sich ihm und betrachten dann einen so schweren Gang wohl als Buße und Strafe für ihren Fehltritt.

Für die ehrbare Wöchnerin ist es ein Gang der Feier und des Dankes, da der Geistliche vor versammelter Gemeinde der Wiedergenesenen von der Kanzel herab oder am Altare durch Nennung ihres vollen Namens Erwähnung thut und ein Lob- und Dankgebet für sie und das Kind spricht. Vor Abhaltung dieses „Kirchenganges" darf die Wöchnerin die Grenzen ihres Hofes nicht verlassen, noch weniger das Haus eines Nachbars betreten. An einigen Orten, namentlich unter den Wenden, pflegt man an jedem Sonntage während des Gottesdienstes dem Kinde das Kleidchen, das es bei der Taufe trug, anzulegen, in den Wochentagen aber dies Kleidungsstück an eine Sense oder einen Spinnrocken aufzuhängen, je nachdem es ein Knabe oder ein Mädchen ist. Auch wird eine Wöchnerin nie die Wohnstube verlassen, ohne ein Gesang- oder Gebetbuch auf die Wiege zu legen, um es so dem besondern Schutze Gottes zu empfehlen oder vor Schaden zu hüten.

Mit dem Dankopfer, welches die Wöchnerin durch den „Kirchengang" der Gottheit darbringt, verknüpft sich wieder ein materieller Lebensgenuß im Hause. Den Pathen wird von Seiten des Kindelvaters ein glänzendes Essen ausgerichtet. Dieser zweite Schmaus heißt „der Rockengang" und verursacht den Pathen nicht unbeträchtliche Kosten. Wie sie am Tauftage das Kind beschenken mußten, so ist es herkömmlich, daß jeder Taufpathe beim „Rockengange" der Wöchnerin eine werthvolle Gabe mitbringt.

Noch muß ich zweier Gebräuche gedenken, die zwar nicht allgemein üblich sind, aber doch noch immer an vielen Orten vorkommen. Die Wöchnerin pflegt nämlich nach der Zurückkunft vom „Kirchengange" den Badewisch des Kindes ihrem Manne einzuhändigen, der ihn auf die höchste Spitze des höchsten Kirschbaumes befestigt, damit das Kind als Knabe zu hohen Ehren, als Mädchen zu einer zarten Gesichtsfarbe gelangen möge!

Der zweite Gebrauch hat eine lästige Seite. Erfährt nämlich der Nachbar vom Nachbar, daß ihm eine Gevatter-

schaft bevorstehe, so pflegt er dem künftigen Pathen alsbald einen Besuch zu machen und sich einen Kaffee oder ein Glas guten Branntwein auszubitten, um sich die heftige Kolik zu vertreiben, die er angeblich durch vieles Lachen bekommen hat, wozu ihn die Freude über des Nachbars Gevatterschaft veranlaßte. Diese halb erzwungene Tränkung heißt „der Lachkaffee" oder „Lachbranntwein" und arme Leute geben sich die größte Mühe, die Schnurre möglichst oft aufzuführen und sich dadurch umsonst eine Erquickung zu verschaffen.

Barbara Uttmann und die Spitzen.

Von

August Diezmann.

Arabesken, grazienhaft und munter,
Lächeln wie aus leichtem Nebelflor,
Und doch brechen, schau ich diese Wunder,
Nur die hellen Thränen mir hervor.

Dein gedenk' ich, blasses Kind der Hütten,
Das Du manche Mitternacht,
Wenn am Tage Hunger Du gelitten,
Diesen Schmuck hervorgebracht.

Fern in Bergen, öd' und schaurig,
Dort wo keine Rosen blüh'n,
Sind in Hütten stumm und traurig,
Diese Rosen hier erblühet.

Ferdinand Stolle.

Diamanten, Caschemirshawls und Spitzen, die kostbarsten Schmuckgegenstände, sind seit langer Zeit das Ziel der Wünsche, nach welchem alle Damen streben, das aber nur wenige vom Glück begünstigte erreichen. Die Diamanten sendet uns Asien und Südamerika, die Caschemirshawls liefert Indien und nur die Spitzen sind das Erzeugniß der fleißigen kunstfertigen Hände meistens sehr armer Frauen oder Mädchen unserer europäischen Heimath.

Schon die Griechen und Römer scheinen eine Art Spitzen gekannt zu haben, mit denen sie den Saum ihrer Gewänder schmückten und die lasciniae*), wie sie die römischen Damen nannten, bildeten bereits einen wichtigen Theil der eleganten Toilette jener Zeit. Aber erst um die Mitte des

---

*) Von diesem Wort stammt wahrscheinlich sowohl das englische lace als das nicht mehr gebräuchliche deutsche Zinnige her.

9*

sechszehnten Jahrhunderts treten die genäheten und geklöppelten Spitzen auf, wie wir sie jetzt noch kennen. Sie wurden zu der erwähnten Zeit in Italien, namentlich in Venedig, verfertigt und von da brachte sie Maria von Medici 1600 nach Frankreich und — in die Mode. Ebenfalls um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts scheint die Kunst des Spitzenklöppelns in den Niederlanden erfunden worden zu sein und in Sachsen lehrte sie 1561 Barbara Uttmann. Ob sie in den genannten Ländern gleichzeitig erfunden wurde, oder ob sie sich von einem Orte zum andern fortpflanzte, läßt sich jetzt nicht mehr ermitteln. Die verschiedenen Sagen über die Entstehung jener Kunst, die sich erhalten haben, widersprechen einander entweder geradezu oder sie sind aus einer und derselben Quelle geflossen oder offenbar einander nachgebildet.

Unbestreitbar aber ist es, daß in Deutschland und namentlich in Sachsen die Kunst des Spitzenklöppelns zuerst durch Barbara von Elterlein ausgeübt, wahrscheinlich ist es, daß sie von ihr erfunden wurde. Das Verdienst, welches sie sich dadurch um den ärmsten Theil des sächsischen Erzgebirges erwarb, ist so groß, daß sie als die Heilige desselben verehrt zu werden verdiente, denn ihre Kunst hat Millionen in das Land gezogen und vielen Hunderttausenden das tägliche wenn auch oft kärgliche Brod gegeben. Leider lassen sich über ihre Lebensverhältnisse nur einzelne Notizen auffinden.

Barbara war die Tochter des Fundgrübners Hans Heinrich von Elterlein und wurde im Jahre 1514 geboren. Schon frühzeitig zeichnete sie sich durch eine seltene Geschicklichkeit in allen weiblichen Arbeiten, namentlich in der Verfertigung von Spitzen aus, die man damals, wie es scheint, nur mit der Nadel arbeitete, was unsägliche Mühe machte.

Barbara mag oftmals darüber nachgedacht haben, ob nicht die Verschlingung der verschiedenen Spitzenfäden auf eine einfachere und deshalb raschere Weise zu bewirken sein dürfte, und jedenfalls hatte sie auch schon Versuche der Art gemacht,

als die Liebe ihr die Schwierigkeiten besiegen half, welche sich dem Gelingen entgegenstellten. Ein junger Mann aus der damals berühmten Familie Uttmann, welche durch den Bergbau große Schätze erlangt hatte, sah Barbara, verliebte sich in sie und wurde, als er ihr die Gefühle seines Herzens entdeckte, durch das Geständniß von Gegenliebe beglückt. Die Aeltern der jungen Liebenden hatten gegen die Verbindung derselben nichts einzuwenden und die Zeit der Vermählung wurde festgesetzt. Die Männer trugen zu jener Zeit breite gestickte Hemdkragen und Barbara wünschte ihren Christopf am Hochzeitsfeste mit einem selbstgefertigten Spitzenkragen zu überraschen. Sie sann und grübelte deshalb noch eifriger als sonst über die neue Art der Spitzenbereitung, mit der sie sich schon lange beschäftigt hatte; sie versuchte wohl tausenderlei, steckte Nadeln fest, schlang um dieselben die Faden und endlich brachte sie auf diese Weise glücklich ein Gewebe zu Stande, dem sie wahrscheinlich mit der Nadel die letzte Vollendung gab. So soll die erste deutsche geklöppelte Spitze entstanden sein, welche der Bräutigam der Erfinderin, Christoph Uttmann, an seinem Hochzeitstage als Halskragen trug.

So erzählt die eine Sage die Erfindung des Spitzenklöppelns und mit ihr läßt sich recht wohl die andere vereinigen, nach welcher Barbara in dieser Kunst von einer Magd unterrichtet worden sein soll, die aus Brabant entflohen war und in dem Hause des Herrn von Elterlein eine Zuflucht gefunden hatte. Wohl möglich, daß die Magd in ihrer Heimath von der jedenfalls auch dort neuen Kunst des Klöppelns gehört hatte und der jugendlichen Herrin bei der Arbeit behilflich war.

Ohne Zweifel war das Klöppeln, sowie es Barbara erdacht hatte, noch sehr unvollkommen und mangelhaft, da sie namentlich im Anfange die eigentliche Grundlage des Ganzen, den Klöppelbrief, nicht kannte und die Nadel nur nach dem Augenmaße stecken mußte. Deshalb währte es auch lange, ehe die neue Kunst weitere Verbreitung fand und auch als

sie mehr ausgebildet worden war, scheinen sich nur reiche und vornehme Damen zum Zeitvertreib damit beschäftiget zu haben. Ziemlich allgemein setzt man die Erfindung des Spitzenklöppelns durch Barbara Uttmann in das Jahr 1561, ohne einen haltbaren Grund dafür angeben zu können; wahrscheinlich war in jener Zeit die neue Kunst schon in so weit vervollkommnet und erleichtert, daß sie von da an allgemeinen Eingang fand. Dies muß der Fall gewesen sein, denn als 1568 eine bösartige Krankheit in Annaberg herrschte, sollen allein in dieser Stadt gegen achthundert Spitzenklöpplerinnen gestorben sein.

Die im Gebirge allgemein verehrte Erfinderin überlebte ihren Gatten um mehrere Jahre und als sie 1575 starb, wurde sie in der Nähe der Wunderlinde auf dem Friedhofe zu Annaberg beerdigt. Ihr Grab deckte lange ein einfacher grauer Sandstein mit einer Bronzeplatte, auf welcher zu lesen war:

> MDLXXV jar den 14. Januarii ist die erbare und erentugendsame Frau Barbara Uttmann, des erenfesten Herrn Christoph Uttmann's hinterlassene Wittfrau in Gott seligen entschlafen, deren Selen Gott der Herr gnad. Ires Alters LXI Jar, hat erlebet LXIV Kinder und Kindeskinder.

Erst am 17. October 1834 ließ ein edeler patriotischer Mann, der damalige Postmeister von Annaberg, Reiche-Eisenstuck, die Grabstätte dieser Wohlthäterin so vieler tausend Armen durch ein Denkmal bezeichnen, das die einfache Inschrift trägt:

„Hier ruhet
Barbara Uttmann,
gest. d. 14. Jan. 1575.

Sie ward dürch das im J. 1561 von ihr erfundene
Spitzenklöppeln die Wohlthäterin des Erzgebirges.

Ein thätiger Geist, eine sinnige Hand,
Sie ziehen den Segen ins Vaterland."

Nach dem Tode der Erfinderin entwickelte und verbrei-

tete sich ihre Kunst mehr und mehr, aber erst im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts und durch — Fremde kamen die Spitzen in den allgemeinen Handel, namentlich durch einen Schotten Cunningham, der um die Verbreitung des Spitzenhandels überhaupt große Verdienste sich erworben hat. Auch die Buchhändler bemächtigten sich der neuen Kunst und wußten aus ihr Gewinn zu ziehen, denn schon 1608 wurden Musterbücher von Spitzen oder Zinnigen, wie man sie damals nannte, zum Verkaufe ausgeboten.

Das Spitzenklöppeln selbst läßt sich mit wenigen Worten beschreiben. Die Klöpplerin hat ein hartes Kissen auf dem Schooße. Das Muster, in welchem die Spitze gearbeitet werden soll, ist auf einem Stück festen Papieres, dem Klöppelbriefe, abgezeichnet. Dieses Papier wird auf das Kissen gelegt und mit einer Anzahl Nadeln darauf an Punkten festgesteckt, die auf dem Klöppelbriefe angegeben sind. Ferner hat die Klöpplerin eine Anzahl kleiner Klöppelhölzer oder Spulen, auf welche das Garn gewickelt ist. Die Arbeit beginnt am obern Ende des Kissens, indem man die Faden paarweise zusammenbindet und jedes Paar an eine der Nadeln befestiget, die durch den Klöppelbrief in das Klöppelkissen gesteckt sind. Dann werden die Faden in verschiedener Weise, je nachdem das Muster ist, um einander geschlungen, wobei die Klöppelhölzer sowohl als Handhaben wie als Träger des Materials, die Nadeln aber als Knoten oder Stützpunkte dienen, um welche die Faden geschlungen werden.

Dies ist das einfache Verfahren, das sich aber tausendfältig je nach dem Muster modifizirt und um so schwieriger und mühsamer wird, je complicirter das letztere ist. Je nach der Feinheit der Faden, der Regelmäßigkeit der Arbeit und der Kunstfertigkeit, die sie erfordert, steigert sich natürlich auch der Preis der Spitzen.

Die ächten Spitzen, wie sie namentlich im Anfange ausschließlich gefertigt wurden, bestehen aus feinem leinenen Garne und diese nennen die Franzosen dentelle, während

die Maschinenspitzen, die wir weiter unten erwähnen, tulle heißen. Benutzt man Seidenfäden, so heißen die dadurch erlangten Spitzen Blonden.

Das Spitzenklöppeln wird vorzugsweise in Sachsen und zwar im Obererzgebirge, dann in Belgien und zwar in Brüssel, Antwerpen, Mecheln, Löwen, Gent; in Frankreich in Valenciennes, Lille, Alençon, Chantilly (bei Paris, durch seine Schleier berühmt), in Charleville, Sedan, Dieppe, Havre, Honfleur, Pont-l'Eveque, Fecamp, Caen, Bapaume u. s. w.; in England, namentlich früher in sehr großer Ausdehnung, in fast jedem Dorf und jeder Stadt in Buckinghamshire, Bedfordshire, Nordhamptonshire 2c., so wie an verschiedenen Orten in Italien, Spanien und Portugal betrieben.

Die berühmtesten Spitzenarten sind:

1) Die Brüsseler, welche über allen stehen. Es giebt zwei Arten: Brüsseler Grund mit sechseckigen Maschen, die in perpendiculärer Reihe durch vier Leinenfaden gebildet werden, und Brüsseler Drathgrund, von Seide, mit theils geraden, theils bogenförmigen Maschen. Die Blumen 2c. werden besonders mit der Nadel gearbeitet.

2) Die Mechelner mit sechseckigen Maschen von drei Leinenfaden. Das Muster wird in das Netz mit eingearbeitet.

3) Die Valencienner mit unregelmäßig sechseckigen Maschen von zwei Faden.

4) Alençoner (Blonde genannt).

Diese ausgezeichnetsten Spitzen, namentlich die Brüsseler, Mechelner und Valencienner, sucht man an andern Orten soviel als möglich nachzuahmen. Um auch in Sachsen die Fertigung der Brüsseler Spitzen einzuführen, unternahm 1843 der Kaufmann Schreiber in Dresden mit einem Knaben, der ihm als geschickter Klöppler bekannt war, eine Reise nach Holland, Belgien und Frankreich und kehrte nach einigen Monaten zurück. Es wurde darauf 1844 in Oberwiesenthal ein Klöppelseminar zur Ausbildung von Lehrerinnen eröffnet und es beschäftigen sich jetzt etwa 400 Personen an verschiedenen

Orten des Erzgebirges mit der Fertigung von Brüsseler Spitzen.

Die meisten Klöpplerinnen in Sachsen liefern baumwollene und einfachere leinene Spitzen. Diese Klöpplerinnen sind es auch, welche durch ihre Arbeit so außerordentlich wenig verdienen und von dem Drucke der Zeit immer am härtesten betroffen werden. Leider ist auch in der Zukunft nie wieder ein Aufschwung ihres Gewerbés zu hoffen, da sie mit der Maschinenarbeit zu concurriren haben, welche zu unglaublich niedrigen Preisen so schöne — baumwollene und seidene — Spitzen liefert, daß sie häufig nur von dem geübtesten Kenner von geklöppelten unterschieden werden können. Jede Mühe, die man aufwendet, um dem Klöppeln von gewöhnlichen Spitzen im Gebirge weiter ein armseliges Dasein zu fristen, ist vergeblich; alle, die es mit dem Vaterlande und den armen Klöpplerinen wohlmeinen, sollten vielmehr ihre ganze Kraft aufbieten, das Klöppeln Brüsseler und Mechelner Spitzen zu fördern oder neue Industriezweige zu wecken. Die nachstehende kurze Schilderung der Fabrikation der Spitzen durch Maschinen wird zeigen, daß Menschenhände mit der Riesenkraft der Maschinen und des Dampfes unmöglich wetteifern können.

Um das Jahr 1770 soll ein Strumpfwirker Hammond in Nottingham, der die geklöppelten Spitzen an der Haube seiner Frau betrachtete, zuerst auf die Idee gekommen sein, daß es möglich sein müsse, auf dem Webestuhle etwas Aehnliches hervorzubringen. Wie sein erster Versuch ausfiel, weiß man nicht genau; wahrscheinlich regte er mehr die Erfindungskraft anderer an als daß er das Gewünschte erreichte, denn viele Strumpfwirker aus Nottingham beschäftigten sich damals mit gleichen Versuchen und allmälig kamen Maschinenspitzen zum Verkaufe, die so wohlfeil waren, daß sie außerordentlich gesucht wurden. Indessen erhielt dieser neue Industriezweig einen kräftigen Aufschwung erst als Heathcoat seine „Spulmaschine" erfunden hatte, die seitdem so vervollkommnet worden ist, das ein Stück Tülle (Bobbinnet), welches in

der ersten Zeit mit 110 Thlr. verkauft wurde, jetzt für 2 Thlr. geliefert wird.

Die Beschreibung einer Bobbinnetmaschine, eines der sinnreichsten und complicirtesten Instrumente, die der Mensch jemals ersonnen hat, ist hier nicht am Orte. Es gnüge die Bemerkung, daß manche dieser Maschinen 5 Yards breiten Spitzengrund liefern können und bis gegen 4000 Spulen enthalten, die in verschiedener Weise in Bewegung gesetzt werden.

Ist ein Stück Spitzengrund (Bobbinnet) aus der Maschine hervorgegangen, so wird es zunächst durch eine besondere Vorrichtung gesengt, um dadurch die anhängenden kleinen Baumwollenfäden zu entfernen. Das Fabrikat läuft zwischen einem Walzenpaare hindurch und wird dabei einer großen Anzahl Gasflämmchen ausgesetzt, welche die Fäserchen absengen ohne den Grund selbst zu sengen oder zu verbrennen.

Soll der Spitzengrund, den die Maschine selbst mit Mustern hervorzubringen im Stande ist, auch noch Stickereien erhalten, die nur von Menschenhand zu fertigen sind, so wird mit einer Farbe mittelst Holzblöcken das Muster leicht darauf gedruckt, und das Zeugstück kommt so zu den Spitzenstickerinnen (lace runners), welche das durch den Druck nur angedeutete Muster mit der Nadel vollständig ausführen. Diese mühsame Arbeit beschäftigt eine große Anzahl Frauen und Mädchen, welche aber leider nur einen sehr geringen Lohn erhalten. Ist auch diese Arbeit vollendet, so kommt der Stoff in die Hände der „Ausbesserinnen", welche das Stück genau durchsehen und jede mangelhafte Masche, die entweder aus der Maschine so hervorgegangen oder später beschädigt worden ist, mit Nadel und Faden so geschickt ausbessern, daß ein sehr geübtes Auge dazu gehört, um die Spuren ihrer Thätigkeit zu erkennen.

Der nächste wichtige Theil der Fabrikation ist das Bleichen, denn das Zeug, das durch so viele Hände gegangen ist, hat eine dunkele Schmutzfarbe erhalten und dem Bleicher liegt

es ob, ihm das schneeige Weiß zu geben, welches die Schönheit des Materials so sehr erhöhet.

(Soll der Stoff schwarz statt weiß sein, so wird er nicht gebleicht, sondern gefärbt.)

Aber auch nachdem die Maschinenspitzen gebleicht sind, eignen sie sich noch nicht für den Verkauf; sie müssen erst zugerichtet werden, was in großartigen Anstalten geschieht. In gewaltigen Sälen sind die Rahmen aufgerichtet, die mittelst einer Schraube zu jeder beliebigen Breite gestellt werden können und an den Seiten mit Nadeln versehen sind. Zuerst wird der Spitzenstoff in ein Gummiwasser getaucht, dann ausgerungen, durch die Nadeln auf den Rahmen ausgespannt und mit Flanell abgerieben, damit die Stärkemasse, in welche er getaucht wurde, gleichmäßig vertheilt werde, und endlich in warmen Räumen getrocknet. Von den verschiedenen Stoffen, deren man sich bei dem Zurichten bedient, hängt der Grad der Steifheit der Spitzen ab.

Sind die Artikel, welche man in den Handel bringen will, einzelne Gegenstände, wie Kragen, Schleier ꝛc., so werden sie jetzt erst von dem ganzen Stücke, in dem sie immer gearbeitet, gestickt ꝛc. werden, ausgeschnitten und nachdem man das Fabrikat zuletzt aufgewickelt und gepreßt hat, ist es für den Verkauf fertig.

Bobbinnetmaschinen, d. h. Maschinen, die Spitzengrund, Spitzengrundstreifen, Kanten ꝛc. liefern, giebt es jetzt ungefähr 3000 in England und 2000 in Frankreich; die erstern fertigen jährlich über vierzig Millionen Quadrat-Ellen Spitzen und die letzteren wenigstens 12 Millionen. Während eine geschickte Klöpplerin nicht mehr als 4 bis 5 Maschen in einer Minute zu Stande zu bringen vermag, vollendet eine Maschine gegen 30,000 in derselben Zeit und dies rechtfertiget gewiß vollkommen die Behauptung, daß das Klöppeln der einfacheren und wohlfeileren Spitzen und Blonden allmälig gänzlich untergehen müsse.

Deutsche Zeitungen und Zeitschriften.

Von

Ignaz Kuranda.

..... Und an eine Revue, an eine bloße Zeitschrift verschwenden Sie so viel Geduld und Zeit und Mühe?

— Und warum nicht? Was ist eine Zeitschrift weniger als eine Zeitung?

— Sie müßten fragen: Was ist eine deutsche Zeitung mehr als eine Zeitschrift? Mit dieser Frage hätten Sie allerdings recht; die eine lohnt kaum mehr der Mühe, als die andere. Es ist kein glänzender Beruf, ein deutscher Zeitungsschreiber zu sein. Ich will der Censur gar nicht gedenken. Ich will nicht von dem Asthma sprechen, das ihn erstickt. Aber dasjenige, was man ihm zu sagen erlaubt, zu wie Vielen kann er es sagen? Vergleichen Sie doch nur die Zahl der Köpfe, an welche eine deutsche Zeitung sich wendet, mit der Zahl, zu der ein französisches oder vollends ein englisches Journal spricht. Kein einziges periodisches Blatt in Deutschland zählt 15,000 Abnehmer; nur drei nähern sich dieser Ziffer. Aber nehmen wir die Zahl für voll an und vergleichen Sie die 10,000 Abnehmer der Augsburger Allgemeinen mit den 36,000 des Siecle oder gar mit dem 50,000 der Times! Zehntausend Abnehmer in Mitte einer Nation von 36 Millionen Seelen, in Mitte des lesesüchtigsten Volkes der Welt! Welch ein Verhältniß! Dabei darf man die bedeutende

Summe der ins Ausland gehenden Exemplare gar nicht in Anschlag bringen. Was soll man aber erst von den Zeitschriften sagen, die nur nach Hunderten zählen. Wie viele deutsche Zeitschriften haben tausend Abnehmer? Zweitausend ist gewiß eine unerhörte Zahl! Ich will Ihnen das Compliment machen, die Wiener Theaterzeitung, die Didascalia und einige andere, mehr locale als deutsche Blätter nicht unter die Zahl der eigentlichen Zeitschriften zu rechnen.

— Und was folgern Sie daraus?

— Nichts Anderes, als daß es eines strebsamen Geistes unwürdig ist, seine Zeit, seine Kräfte an ein Institut zu vergeuden, das keine Gegenwart und noch viel weniger eine Zukunft hat. Ich will zugestehen, daß die politischen Journale allerdings mit jedem Tage in Deutschland an Terrain gewinnen und daß in dem Grade, als das politische Bewußtsein und die Theilnahme am öffentlichen Leben wächst, auch der Kreis der Zeitungspresse sich erweitert. Aber von dieser Eroberung sind die Zeitschriften völlig ausgeschlossen, ja von den wenigen Anhängern, welche sie noch zählen, wird der größte Theil den Zeitungen sich zuwenden, Zeitschriften aber werden binnen Kurzem noch haltloser und verlassener dastehen, als bisher. Oder wollen Sie dies läugnen?

— Vorerst müssen wir uns über den Begriff verständigen. Was nennen Sie Zeitschrift?

— Ich verstehe unter Zeitschriften alle jene Blätter, die mehr der Zeit nachlaufen, als sie heranbilden; jene armen Aehrenleser, welche die einzelnen Körner aufklauben, die der große Fruchtwagen der Zeit fallen ließ, um daraus ein Pfennigbrod zu backen; jene Blätter, die in wöchentlichen oder gar in noch längern Zwischenräumen erscheinen, weil sie weder Material, noch Geist, noch Anziehungskraft haben, den Leser täglich zu fesseln; Blätter, bei denen die Journalform nur Nebensache ist, die eben so gut als Buch, als Broschüre erscheinen könnten, wenn nur ihr Inhalt compact, organisch und

wichtig genug wäre, um als Buch Absatz zu finden; jene Blätter endlich, die wie eine Gewürzbude ihre zusammengemischte Waare aus allen Theilen der Welt lothweise in kleinen Düten verkaufen und denen noch oft obendrein gerade das Gewürz fehlt.

— Sie schildern mit grellen Farben und übertreiben wie unsere Schauspieler, wenn sie einen Bösewicht zu spielen haben. Mit Ihrer Theorie von den Wochenblättern und der zufälligen Journalform brechen Sie auch den Stab über unsere kritischen Blätter. Und wahrlich, Niemand wird läugnen, daß die kritischen Journale in Deutschland viel Gutes gestiftet, manches Talent geweckt und manches von Irrwegen zurückgeführt haben.

— Allen Respect vor der Kritik, allen Respect vor solchen Zeitblättern, die ein bestimmtes Fach vertreten; sei es nun Handels- oder Kunstinteressen, Mechanik oder Philosophie. Sind doch die politischen Blätter auch nur Fachblätter. Aber diese Kraut- und Rübenzeitschriften, die Gedichte und Geographie, Literatur und Kochkunst, Novellen und französische Calembourgs, Politik und Theaterrecensionen ohne Ordnung, ohne Zweck durcheinander auftischen, weil sie den einen Beitrag von einem schreibsüchtigen Dilettanten gratis erhalten, den andern, weil der Verfasser einen klingenden Namen hat, den dritten, weil er ihnen gerade zur Zeit ihrer Manuscriptnoth eingesendet wurde, den vierten, weil sie eben keinen fünften bei der Hand haben. Sehen Sie, das nenne ich Zeitschriften oder Zeitschriftelei.

— Sie carrikiren, mein Freund. Was Sie da aufzählen, ist die schwache Seite des Journalwesens überhaupt und paßt eben so gut auf die Times, das Journal des Débats und die Allgemeine Zeitung, wie auf das kleinste Localblättchen. Bei Ihrer Kenntniß des Journalwesens ist es Ihnen sicherlich bekannt, daß die größten englischen und französischen Journale zu jeder Zeit gewisse kleine Füllsel vorräthig haben, die „Canards", „Entrefilets" ꝛc. heißen und die bereits im Voraus

gesetzt sind. Diese Canards lassen sich regelmäßig sehen, wenn die erwarteten Correspondenzen oder die Kammerverhandlungen kürzer ausfielen, als der Redacteur glaubte. Das Publikum ist nun einmal der Ansicht, weil es in der Natur keinen leeren Raum gebe, so dürfe auch in dem Journale, auf welches es abonnirt, kein Plätzchen leer bleiben. Wagen Sie es nur einmal, vor den Leser hinzutreten und ihm zu sagen: „Lieber Leser! Auf der dritten und vierten Spalte unserer heutigen Nummer wirst Du einen großen weißen Fleck finden, den wir nicht bedrucken ließen. Unser Mitarbeiter, sonst ein geistreicher Mensch, hat heute seinen Wein bei Tische verschüttet, ist deshalb verdrüßlich geworden und sein Artikel ist ihm mißlungen. Die Pariser Post ist heute ausgeblieben, die Kammer hat wegen allgemeiner Heiserkeit keine Sitzung gehalten. Statt nun durch allerlei Häckerling und dummes Zeug, das Deiner Lectüre unwürdig wäre, o hochweises und hochgeehrtes Publikum, den Raum zu füllen, haben wir es vorgezogen, ihn als Beweis, wie sehr wir Dich achten, leer zu lassen." Wagen Sie dies zu thun, wenn nicht Ihr Zeitungsbureau gestürmt, oder vielmehr, wenn es nicht verödet oder verlassen werden soll. Was — schreit das Publikum — was kümmert uns der Wein Eures Mitarbeiters, was das zerbrochene Rad der Pariser Post, was die Heiserkeit der Kammer? Wir haben unser Abonnement für vollgedruckte Blätter bezahlt und nicht für leere. Sehen Sie, in solchen kritischen Momenten umarmt ein Redacteur jeden Retter, der ihm in den Weg kommt, sei es die große Seeschlange oder die Ernennung eines Hofraths, oder die Niederkunft der Fürstin von Reiß-Fleiß-Beiß, oder eine Correspondenz aus der Tartarei, aus Krähwinkel, oder aus der Unterwelt. Wenn es nur die 99 Zeilen noch füllt, die er braucht, um sein Blatt au grand complet herzustellen. Sehen Sie, das ist das Geheimniß vieler Artikel, bei denen man sich fragt, wie sie in das oder jenes Blatt kommen, in welches sie gar nicht gehören. Zu diesen Toilettenkünsten müssen selbst die ersten Blätter Europas ihre

Zuflucht nehmen, und Sie machen unsern armen Mitschriften daraus ein Capitalverbrechen!

— Ihre armen Zeitschriften! Armuth ist Tod. Bei Journalen aber zieht die materielle Armuth eben so sicher die geistige herbei, als die geistige Armuth die materielle.

— Würde ich Sie nicht kennen, so würde ich Sie für einen Schauspieler halten, der in mehrern kleinen Zeitschriften verspottet wurde und gegen alle übrigen vom tiefsten Haß erfüllt ist. Sprechen wir ohne Leidenschaft und Vorurtheil. Sie erwähnten vorhin die französische und englische Presse als Muster. Haben die Engländer und Franzosen etwa nicht auch ihre Wochen- und Zeitschriften?

— Allerdings; aber vergleichen Sie nur den Inhalt und Sie werden...

— Einsehen, daß der Unterschied gar nicht so groß ist, als Sie vielleicht glauben, namentlich im Vergleich zu den Franzosen.

— Deutschland, mein Freund, hat nur das Unglück, daß man da Alles schön findet, was im Auslande geschieht, und blind gegen das Gute ist, was die Heimath bietet. Sehen wir erst davon ab, daß der französische Schriftsteller pikanter, während der Deutsche reflectiver, kritischer ist, was gewiß nicht den Zeitschriften, sondern der Verschiedenheit des Nationalgeistes zuzuschreiben ist, sehen wir davon ab, so stehen die deutschen Zeitschriften durchaus nicht im Nachtheil. Das Morgenblatt z. B. nur, das älteste und bekannteste der deutschen Zeitschriften zu citiren — das Morgenblatt hat jedenfalls in der deutschen Literaturgeschichte eine viel wichtigere Rolle, als die von den Franzosenanbetern so viel gepriesene Revue de Paris.

— Und die ellenlangen Correspondenzen auf der letzten Seite, die meist nur das wiederholen, was man in andern Tagesblättern schon einige Wochen zuvor gelesen? Eine Krankheit, an der fast alle deutschen Zeitschriften darniederliegen.

— Behauptete ich denn, daß unsere Zeitschriften vollkommen sind? Die Correspondenzen des Morgenblattes und anderer Blätter könnten allerdings um Vieles kürzer sein, in ihrem, wie im Interesse des Publikums. Aber ganz verbannen wollen wir sie keinesweges. Was sind denn diese Vierzehntag-Uebersichten, die Chroniques de la Quinzaine der Pariser Revuen Anderes, als eine Correspondenz über Dinge, über welche die Tagesblätter seit zwei bis drei Wochen fast täglich gesprochen haben? Solche Uebersichten und Zusammenstellungen nach Ablauf eines gewissen Termins können mit mehr Ruhe und Vollständigkeit geschehen, als in den Journalen, die täglich auf die Wache ziehen und immer unter Gewehr stehen müssen. Bei den deutschen Verhältnissen, bei der Zersplitterung der Stämme und der Interessen, bei dem Mangel an Centralisation sind solche Uebersichten der interessantesten socialen, politischen und literarischen Ereignisse fast eine Nothwendigkeit. Oft erfährt man erst auf diesem Wege, was in den verschiedenen Städten zweiten und dritten Ranges sich bewegt und vorbereitet, und da die deutschen Städte sich nicht von einem dictatorischen Centralpunkt beherrschen lassen, so sind jene Mittheilungen oft genug von Wichtigkeit.

— Wenn sie nur mit mehr Geist und weniger Kleinigkeitskrämerei gemacht würden! Wenn sie nur nicht über jeden Comödianten dritten und vierten Ranges mit mehr Gründlichkeit sprächen, als über die Staatsmänner erster Ordnung.

— Halten Sie sich dafür an die Censur, die nur Comödianten, Schriftsteller, Künstler und derlei fahrende Leute der Besprechung frei giebt. Zudem erlaube ich Ihnen Detailtadel, so viel Sie wollen. Behaupte ich denn, daß diese Zeitschriftswelt die beste sei? Ich vertheidigte blos, daß sie nicht die schlechteste ist. Vor Allem aber muß ich sie in Schutz nehmen gegen das, was Sie über die gemischten Elemente derselben sagten, über die Mischung von Politik, Poesie, Wissenschaft und Unterhaltungslectüre, aus welchen sie zusammengesetzt sind. Gerade hierin ist ein

Fortschritt bemerkbar, ein erfreuliches Abweichen von der früheren Form. Dieses leidige Zunftwesen, welches sich in der deutschen Literatur, wie in den deutschen Städten so tief eingefressen, hat lange genug gedauert. Lange genug haben die Schuster und die Schneider, die Geschichtschreiber und die Statistiker, die Naturforscher und die Novellisten, die Politiker und die Philosophen, jede ihr eigenes Fähnlein, ihr eigenes Blättlein, ihr eigenes abgesondertes Quartier gehabt, in dem sie wohnten. Und welche traurige Folge hat diese Isolirung nicht für den öffentlichen Geist in Deutschland gehabt! Die Deutschen haben dadurch an Gelehrsamkeit vielleicht andere Völker überflügelt, während sie an Bildung hinter ihnen zurückgeblieben sind. Ein deutscher Gelehrter alten Schnitts kümmerte sich um poetische Literatur eben so viel, wie der Bär um einen Blumenstrauß. Und wie viele dieser Herren giebt es noch jetzt, die, wenn man sie früge, wie ihnen diese oder jene Aufsehen machende Dichtung gefiele, Euch mit großen Augen ansehen würden, ganz erstaunt über die Zumuthung, daß sie von derlei Allotriis Notiz nehmen sollten. Und warum gerade von einem poetischen Erzeugniß? Fragt sie über irgend eine wichtige politische Schrift und sie werden nicht besser Bescheid wissen. Das Schlimmste dabei ist, daß die Umstehenden diese Unwissenheit ganz in Ordnung, durchaus nicht tadelnswerth finden; es ist ja nicht sein Fach! In jenem viel verschrieenen Frankreich aber, wo es allerdings weniger Gelehrsamkeit, aber desto mehr Bildung giebt, dürfte sich kein Mann von Erziehung in irgend einer Gesellschaft sehen lassen, der, wenn man ihm von dem neuen Stück von Scribe oder Hugo, von der neuen Broschüre Cormenin's oder Lamennais' spräche, antworten wollte: „Darum kümmere ich mich nicht." Diesen Krebsschaden unserer deutschen Gesellschaft zu heben, ist eine Aufgabe der Zeitschriften. Nationen und Länder werden durch Eisenbahnen und Dampfschiffe verbunden; sollen die verschiedenen Bereiche der Gedankenwelt allein von einander getrennt bleiben? Sehen Sie, hier finden

die Zeitschriften ihre volle Thätigkeit. Sie sollen sich zu den Zeitungen verhalten, wie das Dampfboot zu der Eisenbahn. Diese durchschneidet den Weg so rasch als möglich, sie führt den Geschäftsreisenden und die großen Waarenballen in eiligem Schritt an Ort und Stelle. Das Dampfboot aber folgt dem Strom im Zick-Zack. Es läßt dem Reisenden Zeit, neben dem Nutzen auch des Vergnügens zu pflegen: die herrliche Aussicht, den Wechsel der Gegenden, den Glanz der Ufer zu genießen und die Geschichte der alten Burgen nach zu lesen. Die Zeitschrift braucht nicht Alles zu berichten, was das Tageblatt melden muß, sie schlägt ihren Tisch nicht in solcher Eile auf, sie nöthigt den Gast nicht, in Hast, die halb rohen Bissen hinunter zu schlucken. Sie hat Zeit, die Speisen zu wählen, ihren Styl sorgfältig blank zu scheuern. Sie geht auf den Markt und sucht mannichfaltigen Vorrath unter dem Besten, Kräftigsten und Schmackhaftesten aus. Sie verlockt durch geschickte Zubereitung ihre Gäste, Manches zu genießen, von dem sie sich sonst weggewendet hätten. Hier steht neben der Schüssel mit Reiseskizzen und Novellen auch ein Artikel über das Gemeindewesen. Guter Jüngling, bester Herr Genußmensch! Sie kümmern sich zwar in der Regel nicht um solche abstracte Dinge, aber weil es gerade bei der Hand ist, weil Sie es gerade mit in den Kauf bekommen, so lesen Sie es doch, vielleicht wird das allmälig Ihr Interesse fesseln. Hier steht neben einem Artikel über die Handelsverhältnisse zwischen England und dem Zollverein auch ein Bericht über die Kunstausstellung; lieber Herr Müller und Comp., lieber Herr Woll- und Garnhändler, lieber Herr Runkelrübenzuckerfabrikant, sehen Sie sich doch unsere Kunstausstellung an, es kostet Sie ja nichts, Sie haben ja diese Paar Blätter mitbezahlt, vielleicht zerstreut es Sie während der halben Stunde, die noch bis zur Börse Zeit ist. Hier steht neben einer Recension über die neuesten Himmelsbeobachtungen auch eine Beurtheilung des neuen Drama's, das gestern von einem jungen genialen Dichter zur Aufführung kam, lesen Sie sie

doch, hochverehrter Herr Professor. Heute Abend wird ohnehin ein großer Nebel sein, Sie werden Ihr Observatorium nicht besteigen, vielleicht erfreuen Sie Ihr himmlisches Herz durch eine Theatervorstellung, durch etwas unmathematische Poesie. Gnädigster Herr Graf, hochwohlgeborner Herr Baron! Der Artikel über die arabischen Pferde des Fürsten Pückler hat Ihnen gewiß recht gut gefallen? bitte, lesen Sie doch auch den andern: Ueber die Nothwendigkeit einer gleichförmigen Gerichtsbarkeit und Aufhebung der Patrimonialgerichte. Lesen Sie, vielleicht bleibt etwas an Ihrer edlen Seele kleben. Hier ein allerliebstes Gedicht, schöne Dame, Ihre Nerven sind ganz angenehm davon aufgeregt, aber lesen Sie doch aus Dankbarkeit auch den darauf folgenden Aufsatz über das Turnwesen und die Nothwendigkeit einer bessern physischen Erziehung. Wie hat Ihnen die Diatribe gegen Frankreich gefallen, Herr Minister; mögen Ew. Excellenz doch auch die darauf folgende Abhandlung über das Schwurgericht in Augenschein nehmen und beherzigen, daß ein so nationales Organ gewiß nur das Nationale wünscht. — — — Sehen Sie, mein Freund, das ist das Geschäft dieser Kraut- und Rübenblätter, dieser Gewürzkrämerbuden, wie Sie die Zeitschriften zu nennen beliebten. Alles, was von Haus aus an unserer Erziehung vernachlässigt wurde, findet hier seine Ergänzung, ohne Pedanterie, ohne Schulzwang. Man sagt, die Gesellschaft und die Frauen müssen die Bildung eines jungen Mannes vollenden; die Zeitschriften sind so ehrgeizig, noch um einen Schritt weiter zu gehen, sie wollen selbst die Bildung des reifern Mannes completiren helfen. Sagen Sie noch, daß die Leitung eines solchen Blattes eines strebsamen Mannes unwürdig sei?

Und noch eins. Zu den vielen großen Nachtheilen, in welchen die deutsche Zeitungspresse gegenüber der französischen und englischen steht, gehört auch der, daß ein deutsches Journal weit eher der Gefahr, mißverstanden zu werden, ausgesetzt ist, als jedes andere. In England und Frankreich, wo

die politischen Systeme und Parteien schärfer und entschiedener sich abscheiden, als bei uns, da wird es dem Leser eben so leicht, die Fahne zu erkennen, welche ein Journal aufgepflanzt hat, als dem Redakteur, sie unerschütterlich festzuhalten. Betrachten wir nur die pariser Journale; umgeben von den besten literarischen und politischen Kräften der Nation, die alle in einer und derselben Stadt ihren Sitz haben, da braucht ein Blatt von einer bestimmten Farbe blos ein Programm bekannt zu machen, und Alle, die zu seiner Meinung sich bekennen, reihen sich ihm an. Man bespricht und verständigt sich mündlich und giebt dann allen Beiträgen Eine Richtung, Einen Willen, Einen Stempel. Anders in Deutschland. Abgesehen davon, daß hier die Parteien weder der Zahl, noch der Meinung nach so feste abgerundete Gruppen bilden, leben die Männer, die wirklich ein und derselben Meinung angehören, in hundert Ecken zerstreut. Das Journal, welches dieselbe Farbe trägt, ist sechzig Meilen weit von demjenigen entfernt, der das meiste Talent und den eifrigsten Willen hätte, es zu unterstützen. Nicht bei Jedermann ist die Anregung und der Drang, sich auszusprechen, so stark, um erst eine lange Einleitungscorrespondenz mit einer entfernten Redaction zu beginnen —, und so gehen oft die besten und unterrichtetsten Männer nicht nur für ihre Partei, sondern für die Presse überhaupt verloren. Mancher — bei dem die Anregung stärker ist, obschon er nicht minder die fernen Anknüpfungen lästig findet, obschon er nicht minder die vielen Umstände und das lange Warten auf den Abdruck, der oft als Moutarde après diner erscheint, scheut — wendet sich an das ihm zunächst liegende Journal. Dieses hat zufällig eine ganz andre Richtung als die, zu welcher er gehört; er muß daher seinen Artikel modificiren, accommodiren, castriren und censuriren. Daraus entsteht gleich ein doppelter Zwiespalt, ein doppelter Mißbestand. Das Journal, welches einen solchen Artikel erhält, nimmt, wie er auch modificirt sein mag, immer doch ein seinem Organismus fremdartiges Element auf, das sein

Publikum stutzig und unsicher macht. Der Schriftsteller seinerseits hat nur eine halbe That vollbracht; die bessere, kräftigere Hälfte ist ihm in der Feder geblieben.

Gesetzt aber, es gelingt einem Blatte, all sein Holz aus einem und demselben Stücke zu schneiden, all seine Mitarbeiter aus einer und derselben Farbe zu gewinnen, so wird es doch noch immer gewaltig von einem französischen Blatte sich unterscheiden. Denn diese in West und Ost und Süd und Nord zerstreuten Mitarbeiter haben, wiewohl politisch gleichstrebend, immer noch durch ihre Localbeziehungen, Religionsverschiedenheit, durch provinciale, dynastische und wissenschaftliche Sympathien, mannigfache Nuancirungen; alle diese Köpfe unter einen Hut zu bringen, ist eine unmögliche Aufgabe. Der große Vortheil einer mündlichen Besprechung des Redacteurs mit seinen Mitarbeitern, oder, was noch wichtiger ist, die Verständigung der Mitarbeiter unter einander fällt hier weg; bevor man einen Artikel erhält, ändert, zurücksendet und wieder erhält, ist der rechte Zeitpunkt vorüber. Kein deutscher Schriftsteller von Bedeutung wird sich wesentliche Aenderungen in seinem Manuscripte ohne seine Einwilligung gefallen lassen. — Wie soll es da möglich sein, Einen Ton, Eine Richtung in allen Theilen festzuhalten? Das ist es, was unsere Journale zu räthselhaften Erscheinungen im Auge des Auslandes macht. Der Nichtdeutsche kann es nicht begreifen, wie in unseren großen Journalen in einer und derselben Nummer, aus einer und derselben Stadt zwei ganz verschiedene Meinungen oft über einen und denselben Gegenstand ausgesprochen werden. Der Nichtdeutsche? Nein, in Deutschland selbst giebt es Tausende, welche dieser von den äußern Umständen gebotenen Nothwendigkeit nicht auf den Grund schauen können. Das ist die Ursache, weshalb ein deutsches Journal weit eher als jedes andere der Gefahr ausgesetzt ist, in seinen Tendenzen verkannt und mißverstanden zu werden.

Hier ist aber wieder ein Punkt, wo die Revuen, Zeitschriften und Wochenschriften in einem großen Vortheil gegen-

über ihren täglich erscheinenden Rivalen sich befinden, obschon diese alle Vortheile des Augenblicks, der schnellern Mittheilung, der größern Verbreitung voraus haben. Die Zeitschriften, eben weil sie nicht täglich erscheinen und den Ereignissen des Tages viel langsamer nachfolgen müssen, sind sie auch nicht genöthigt, einen von ihrer Grundmeinung abweichenden Corespondenten zuzulassen, weil etwa in dieser oder jener Stadt kein anderer zu finden ist; eben weil sie nicht vom Augenblicke zehren müssen, haben sie Zeit, die Reife der Begebenheiten abzuwarten und ihre Folgen sicherer zu beurtheilen; sie können mit ihren Mitarbeitern und Freunden sich besser verständigen und nöthigenfalls einen Artikel den Weg hin und zurück machen lassen, mit einem Worte, sie haben das große, in unserer Zeit so wichtige Privilegium, Eine Meinung, Eine Richtung verfolgen zu können, die Redaction eines solchen Blattes hat die volle Möglichkeit, ihre Ueberzeugung, ihre Tendenz unverrückt fest halten zu können. Sagen Sie noch, daß die Leitung eines solchen Blattes unwürdig eines ernsten Mannes sei?

Gedichte.

Von

Johannes Nordmann.

1.

Vom Leben.

Legt zurecht des Wortes Garben
Aus den reichsten schwersten Halmen
Für die Armen, welche darben
Und die letzten Ähren sammeln
Auf dem Feld, dem abgemähten;
Die nicht ernten, wo sie säten,
Offen singen fromme Psalmen,
Aber heimlich Flüche stammeln.

Sättigt mit dem freien Geiste
Ihre weltvergeſſne Seele
Und ihr Herz, das armverwaiste,
Daß sie kräftig sich erheben
Und sich gürten stark die Lenden,
Um den Frevel abzuwenden,
Daß der starke Muth nicht fehle,
Um ihr Leben frei zu leben.

Frei zu leben ohne Sorgen,
Welche lastend sie bedrücken,
Heute glücklich, selig morgen!
Tröstet nicht mit schönen Worten
Und mit feigen Zukunftträumen;
Früchte reifen auf den Bäumen,
Um sie von dem Ast zu pflücken:
Öffnet weit des Lebens Pforten.

Wer den Fuß gesetzt in's Leben,
Hat ein Anrecht auf die Saaten,
Die sich überall erheben
Auf der reichen grünen Erde;
Legst du wärmend deine Hände
Über deines Heerdes Brände,
Warum soll dein Nachbar eben
Warm nicht stehn an seinem Heerde?

Soll auf faulem Strohbund kauern,
Wenn du träumst auf weichen Kissen,
Jener, und allimmer trauern?
Kleidest dich in Gold und Seide,
Schwelgst im Bunde wüster Zecher,
Füllst zum Rande deinen Becher,
Und die Armuth steht zerrissen
Vor der Thür, mit schwerem Leide!

Jeder möge schön gestalten
Das ihm anvertraute Leben,
Und die strengste Wache halten,
Daß sein Kunstwerk Keiner schände,
Daß daran ihm Keiner greife,
Seine Blüthen ab ihm streife:
Zornig muß er sich erheben
Gegen frevelnd wilde Hände!

Jeder soll sein Leben lieben
Und gestalten schön und prächtig!
Wer es also nicht getrieben
Und es feig sich ließ verderben,
Hat am Felsblock sich vergangen,
Den er weiß und rein empfangen,
Daß er meißle d'ran bedächtig,
Um die Schönheit zu erwerben.

In dem eignen Leben wüthet
Frevelnd ihr, im fremden Leben,
Das ihr grausam frech entblüthet,
Wenn den Frühling es verkündigt:
Magd der Lüge ist die Wahrheit,
Vor dem Truglicht flieht die Klarheit,
Wo es grün hervor will streben,
Hat sich eure Hand versündigt!

2.

Frei und freudig!

Frei und freudig! heißt das Wort,
Das auf meinem Schild ich trage,
Und es ist mein Schutz und Hort,
Wenn ich Liederthaten schlage.

Frei und freudig! heißt mein Spruch,
Offen liegt euch meine Seele,
Wie ein aufgeschlagen Buch,
Wie ich's treibe, was ich fehle.

Frei und freudig! heißt der Spruch;
Offen hab' ich angekündigt
Frei der Willkür meinen Fluch,
Wenn sie frevelnd sich versündigt.

Was in tiefster Seele ruht,
Führe frei ich vor die Schranken:
Die geheimste Liebesgluth
Und die zornigsten Gedanken.

Spinnt die Liebe Träume dort,
Klingt im Liede nur die Regung,
Und es singt mein stürmisch Wort,
Möven gleich, des Meers Bewegung.

Alles wird euch offenbar
Von der Liebe und dem Hasse,
Da ich freudig sie und wahr
Das Geheimste sagen lasse.

Von der Liebe Angesicht
Fliegt der feingewebte Schleier,
Und mein Haß verbirgt sich nicht,
Er ist ein geboren Freier!

Schaut der Lieb' in's Aug' ihr tief,
Wird sie muthlos nicht verzagen,
Wer den Haß bei'm Namen rief,
Dem wird er auch Antwort sagen.

Hab' vor Keinem noch versteckt
Je mein Spielwerk, meine Waffe,
Freudig hab' ich aufgedeckt,
Was ich träume, denke, schaffe.

Frei und freudig! heißt das Wort,
Das auf meinem Schild ich trage,
Und es ist mein Schutz und Hort,
Wenn ich Liederthaten schlage.

Frei und freudig! heißt der Spruch,
Der mich tragen läßt das Leben,
Und ihr mögt in's Leichentuch,
Liebt ihr mich, den Spruch noch weben!

3.

In der Frühlingsnacht.

Singt mein Lied, das Lied der Träume,
Wie ein freies leichtbeschwingtes
Vöglein durch die grünen Bäume,
Schwingt sich hin und freudig klingt es.

Freudig singt es seine Lust hin,
Auf vom grünen Aste schnellend,
Wirft sich liebend an die Brust hin,
Die in Lust bebt üppig schwellend.

Hinter allen Fenstern lauscht es,
Klingt es durch das nächtige Schweigen,
Und in allen Wipfeln rauscht es,
Streut die Blüthen von den Zweigen.

Rede des Deutschen außerordentlichen Gesandten und gemeinschaftlichen Geheimenrathes von Stammbaum an die Wilden der Insel San Felix im stillen Ocean.

Gehalten vom Bord des zukünftigen Deutschen Linienschiffes Nr. 1.

Nach der Original-Quelle mitgetheilt

von

H. H. Klemm.

Wertheste Insulaner!

Ich bin ein deutscher Gelehrter, und als solcher sollte ich eigentlich lateinisch reden; — ich bin aber auch ein deutscher Diplomat, und als solcher sollte ich eigentlich französisch reden; und ich bin endlich auch ein deutscher gemeinschaftlicher Geheimerrath, und als solcher sollte ich eigentlich gar nicht reden. Wenn ich demohngeachtet in diesem Augenblicke als Redner vor Ihnen erscheine, und wenn ich mich dabei soweit vergesse, mich meiner eignen Muttersprache zu bedienen, so mag dies aus dem Gesichtspunkte Erklärung finden, daß ich im Allerhöchsten Auftrage spreche und ja ansprechend zu sein mich zu bemühen habe, und daß ein Allerhöchster Auftrag stets auch eine allerhöchste Nothwendigkeit ist.

Übrigens bin ich kein gewöhnlicher Geheimerrath:
wie sie der Wandrer findet in den Bädern,
ich bin vielmehr ein Geheimrath aller Geheimenräthe, ein deutscher General-Geheimrath, mit einem Worte, ein deutscher gemeinschaftlicher Geheimrath. Sämmtliche deutsche Bundesstaaten, alle regierende, mediatisirte, allodificirte und säcularisirte Familien, unzählige Fürsten, Prälaten, Grafen, Ritter und Herren, nebst ihrer werthen Familie, haben mich alle im Verein zu ihrem Geheimrath, zu ihrem einzigen und untheilbaren Geheimrath gemacht, und somit in mir die schöne Idee von der Einheit Deutschlands wieder um einen Schritt näher zu ihrer Verwirklichung geführt.

Mein Diplom wird alsbald an das Land geschafft und vor Ihnen aufgestellt zu werden die Ehre haben. Da dasselbe mit den vollständigen Namen, Titeln und Successions-Ansprüchen aller meiner hohen Ernenner unterzeichnet ist, so umfaßt es mehrere Foliobände, und ist als ein Werk über 20 Bogen auch jetzt schon in Deutschland zensurfrei. Ich bin also gewissermaßen zensurfrei erschaffen worden, was gar nicht nöthig gewesen wäre, da ich schon an sich nichts zensurwidriges schreibe, rede oder denke, und mithin schon von selbst im Besitze der wirklichen und einzig wahren Preßfreiheit, der dialektisch erzielten und philosophisch hergestellten, mit einem Worte: der echtdeutschen Preßfreiheit bin. — Verzeihen Sie, werthgeschätzte Insulaner, diesen etwas ausschweifenden Gedankengang, aber wir Deutsche werden stets von den ausschweifendsten Ideen ergriffen, wenn wir in Gedanken — bis zur Preßfreiheit kommen.

Mein Diplom also wird vor Ihnen aufgestellt werden; es soll mich bei Ihnen legitimiren; denn was wäre ein Deutscher — selbst ein gemeinschaftlicher Geheimrath — ohne Legitimation! Nur noch eine Bitte in dieser Beziehung; die Urkunde ist natürlich mit den sämmtlichen Wappen meiner Hohen Ernenner untersiegelt: es ist dadurch eine so bedeutende Anhäufung von Siegelwachs entstanden, daß ich Sie

auf die Feuergefährlichkeit des Documentes polizeilich hinweisen und Sie bitten muß, die nöthige Spritzenmannschaft in der Nähe zu consigniren.

Wäre nun dieses Alles in Ordnung gebracht, so ist nur noch übrig, daß ich auf mein eigentliches Thema komme.

Dasselbe ist äußerst zusammengesetzt, durchaus theoretisch und wissenschaftlich, und zerfällt von Anfang bis zu Ende in Theile, es ist mit einem Worte mein Vaterland: Deutschland. Ein interessanter Vorwurf für die Weltgeschichte, meine verehrten Insulaner, ein Land des äußersten Wollens, des äußersten Fleißes, des äußersten Rechtes, aber keineswegs der äußersten Linken! Ich sollte Ihnen wohl zunächst angeben, unter welchem Grade der Länge und Breite wir uns zu entwickeln pflegen — allein Sie werden das im Laufe meiner Rede schon von selbst wahrnehmen.

Deutschland hat eine Bitte an Sie, werthgeschätzte Insulaner; eine Bitte, die es an seine Nachbarn nicht richten wollte, weil diese schon ungebeten genug sich in seine Angelegenheiten mischen — und die es an diese Nachbarn nicht richten konnte, weil selbige an eben dem Uebel kranken, dessen Heilung Deutschland von Ihnen erwartet. Ja, wertheste Insulaner, von der naturkräftigen Constitution Ihrer Insel erwartet Deutschland Besserung seiner fieberhaft erregten Zustände. Sie sollen uns den Schlaf wieder geben, den uns die politischen

„Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen“

verscheucht haben; Sie sollen uns wieder den Frieden in unsre Träume bringen, mit dem wir in der alten Reichspost zu schlummern pflegten. Wundern Sie sich nicht, daß Ihnen Deutschland so bedeutende medizinische Eigenschaften zutraut; Deutschland hat fremden Völkern immer viel mehr zugetraut als sich selber — und nachdem es gegenwärtig bei Aufsuchung seiner Hülfsquellen bereits bis an die Grenzen der Civilisation gelangt war, blieb der Schritt bis zu Ihnen nur noch ein kleiner.

Wissen Sie was ein Schriftsteller ist? — Sie wis-

sen es nicht, können es nicht wissen, denn ich weiß es eigentlich selber nicht. Soviel steht fest: ein Schriftsteller ist ein gefährlicher Mensch, ja, noch mehr, er ist ein mißliebiger Mensch; er ist ein aufregendes Element im stagnirenden Staats-Blute, ein gesetzgebender Körper, der Alles noch besser wissen will als Diejenigen, welche selbst schon Alles besser wissen; ein nie rastender Wurm, der an der Zufriedenheit seines Volkes frißt und doch selbst nie zufrieden wird, ein schadenfroher Volkskalender, der nur mühevolle Arbeitstage und schlechtes Wetter verkündigt. — Und wissen Sie, meine werthgeschätzten Insulaner, was die Presse ist? das kann ich Ihnen schon besser sagen; — verstehen Sie mich wohl, nicht die Presse, an welche Sie vielleicht denken, die gewöhnliche, Ihrer Auffassung zunächst liegende Presse; o! wir haben die auch in Deutschland, allein wir halten die nicht für gefährlich. Nein, ich meine die gefährliche Presse, die schlechte Presse. Sie ist eine Anstalt zur Vervielfältigung und Verbreitung der Gedanken ohne Auswahl; sie ist also schon von Haus aus ein zügelloses Institut; sie ist eine Säemaschine, welche selbst unausgesetzt den Boden lockert, in welchen sie unzählige unsortirte Körner wirft; eine geistige Wurfmaschine, welche mit unglaublicher Schnelligkeit gleichmäßig die schwersten Oppositions-Klötze und die feinsten satirischen Sägespäne über hunderte von Meilen verstreut; eine wahre Donnerbüchse, welche den Vogeldunst des Witzes und die groben Schrote der Wahrheit ins Gefieder unsrer hochfliegendsten Vögel jagt. Nun erwägen Sie, Wertheste, wie ein solches Mittel in den Händen der Schriftsteller wirkt, jener Unruhstifter, die durch unglückseliges Gehenlassen im Laufe der Jahrhunderte sich so vermehrt haben, daß sie als wucherliches Unkraut alles Land zu zerstören drohen. Dem Himmel sei Dank, wir haben es zwar spät aber doch noch zur rechten Zeit endlich gemerkt, daß alle Unzulänglichkeiten und Unhaltbarkeiten, in die Deutschland immer mehr zu gerathen und in denen es folgeweise

immer weniger zu gerathen droht lediglich von den Bestrebungen jener wühlerischen Schriftsteller-Horde ausgehen, die sich mit der schlechten Presse zu bewaffnen gewußt hat.

Kurzsichtige Politiker würden rathen, jenes schädliche Hauptverbreitungs-Mittel zu vertilgen, um mit Vernichtung des Weges, den sie nimmt, die weit verzweigte Ideen-Entwicklung selbst zu beseitigen; — kurzsichtige Politiker sage ich; denn was wäre gewonnen, wenn man nur die Methode weg schaffte, ohne die ganze Lehre vernichtet zu haben? wird es möglich sein, den unbequemen, die Köpfe einnehmenden Dampf zu vertilgen, ohne das Feuer zu löschen, aus dem er aufwirbelt? — Man ist gründlich in Deutschland, nicht die Verbreitung, sondern die Verbreiter der Ideen galt es zu beseitigen; mit diesem scharfsinnigen Unterschiede war die Quelle bezeichnet, welche es zu verstopfen galt! Nicht das Geschriebene sondern die Schreiber — nicht das Geschrieene sondern die Schreier waren hinweg zu bringen, um die allein wahren Verwaltungs-Tarife nebst angehängten Beruhigungs-Tabellen vor aller kritischen Verdächtigung zu bewahren. Man hatte sich also gegen die Schriftsteller zu richten. — Anfänglich geschah dieß mit besonderer Milde; die deutschen Censoren versuchten mit Rothstiften das Ruhestiften; es half nichts, die Fluthen des Raisonirens wuchsen und die Wellen der Mißstimmung zischten höher. Da suchte man durch die Klänge der Heimath auf die Ungebändigten zu wirken; „Wo seid ihr heimisch?“ rief man,

„Kennt ihr das Land?

dort dürft ihr ruhig weilen!“ — und die sich nicht selbst sofort über diesen Punkt ausweisen konnten, die wurden ausgewiesen; wie Federbälle warf sie ein deutsches Vaterland dem andern zu, so daß sie, zwischen Sein und Nichtsein schwebend, nur von der Luft leben konnten — und selbst das half nichts! wo einer nur das kleinste grüne Zweiglein erreichen konnte, blieb er bestimmt hängen und raisonirte weiter — ja er raisonirte wohl auch gar über sein eignes Schicksal —

und immer mehr Mißstimmung und Verdächtigung wurde auf solche äußerst künstliche Weise hergestellt; — da ermannte sich Deutschland; eine ganz allgemeine, durchgreifende, eine große Maßregel wurde beschlossen und ich — ich wurde mit der ehrenvollen Ausführung betraut. Hierher, meine werthen Insulaner, hierher blicken Sie: mein ganzes Linienschiff steckt voll deutscher Schriftsteller; selbst im untersten Schiffsraume, complett im Finstern, sitzen deutsche Schriftsteller! Wir haben sie sämmtlich eingeladen von Polizei wegen und wir deportiren und exportiren sie, auf daß sie unschädlich stille werden — von Vaterlands wegen. Darum wählten wir absichtlich den stillen Ozean und Ihre glückliche Insel. Hier können ihre Bestrebungen nichts schaden d. h. sie können ihnen zu nichts helfen; es giebt hier keine Taube, die ihre Blätter über das Weltmeer trüge und im Rauschen Ihrer Wälder werden alle Worte vergehen, selbst wenn sie mit den Stacheln und dem bittern Safte der Aloe geschrieben wären!

Ich höre Sie hier in Ihrer kindlichen Naivität fragen, wertheste Insulaner, „Wozu die vielen Umstände? warum läßt Deutschland nicht auch diese Schriftsteller verhungern, wie es dieß schon öfter mit frühern Collegen gethan hat?" — Der Fall, wertheste Insulaner, würde allerdings auch mit der Zeit in Betreff dieser meiner Ladung eingetreten sein — indeß es wäre das ein zu allmähliges Experiment gewesen; denn man läßt die Schriftsteller nur langsam verhungern. Da im vorliegenden Falle Eile nöthig war, rasches und besonnenes Handeln, so blieb nur die Versendung möglich, die wir gewählt haben. Geradezu tod schlagen konnten wir sie auch nicht, da einem solchen Acte allerdings ein strafrechtlicher Prozeß vorher gehen muß, der, weil die Entscheidung dießmal schnell erfolgen mußte, natürlich nicht beliebt werden konnte.

So nehmen Sie, verehrte Insulaner, meine Ladung auf und gestatten Sie, daß ich Sie in ihre Wälder setzen darf; ganz Deutschland wird Ihnen zujauchzen und Sie bei den

Denkmälern, die wir durch die sogenannten Befreiungskriege errungen haben, betheiligen. Fürchten Sie nicht, daß sie Ihnen schaden könnten; Ihre tatowirte Richtung und Ihr kindlich reiner Zeitgeist können von den Ideen-Zerwürfnissen überspannter Tadler nimmer erfaßt werden; — sollten Sie aber dennoch fürchten — nun so biete ich Ihnen einen unfehlbaren Ausweg; kommen Sie, statt der Ausrangirten, mit mir nach Deutschland! meine theuern Freunde: wir brauchen immer noch mehr glückliche Deutsche; Ihre genügsame Einfachheit ist mir Bürgin, daß in Ihnen geeignete Exemplare gefunden sein würden; Ihre liebenswürdige Einfachheit würde gern und freudig Alles Große und Gute anerkennen, das Ihnen auf- und zugelegt würde. Ihre vorsündfluthliche Unerfahrenheit würde Alles von oben und von außen her erwarten und verhoffen, was sie überhaupt zu erwarten und zu verhoffen sich getraute; in Ihnen wären die veritabeln Innhaber des beschränkten Unterthanen-Verstandes dargestellt, — ein unausgesetzt regiert zu werden glückliches, zufriedenes, bescheidenes Volk! — O! kommen Sie — es soll Sie nicht gereuen, Sie sollen sich wundern, was Sie Alles noch erleben. — In Kurzem werden mir noch 6 Transportschiffe nachfolgen, mit denjenigen Schriften, welche im letzten Vierteljahre in Deutschland confiscirt worden sind; sie alle stehen zu Ihren Diensten, von oben bis unten, Steuerbord und Backbord o! kommen Sie, ich öffne Ihnen meine gemeinschaftlichen Geheimraths-Arme und drücke Sie im Namen des einigen Deutschlands an mein Herz und triumphirend will ich mit Ihnen einziehen in der Heimath und ihr bringen was ihr gut ist: immer noch mehr glückliche Deutsche! Dixi!

Ballade.

Von

Theodor Apel.

„Führt mir den Sänger vor den Thron,
Ihn preist das Volk in frohem Rausche,
Vielleicht, daß seiner Lieder Ton
Auch unser Herz mit Freuden lausche!"
Der König winkt — der Jüngling naht,
Frei blickt sein Aug' umher im Kreise,
Dann tritt er vor, verneigt sich tief:
„Hier bin ich, den Dein Wort berief,
Mein Fürst, befiehl zu wessen Preise?"

Der König drauf: „Das Volk verehrt
Dein Lied, es schwärmt in Deinem Lobe,
Laß sehn, ob seines Sängers Werth
Auch vor dem König sich erprobe.
Sieh' meiner Ritter Heldenkreis,
Den blüh'nden Kranz der schönen Frauen,
Des Thrones Majestät und Pracht —
Wer armer Hütten Lob erdacht,
Wird hier doch Stoff zum Preise schauen!"

Der Jüngling blickt zum König auf:
„O Herr, noch graute nicht der Morgen,
Als ich begann den frühen Lauf,
Es schlief die Welt in Nacht verborgen;
Die Sterne glühten kalt, es weckt'
Ihr Licht uns keinen Lebensfunken,
Der Mond, den Sonnenlicht erhellt,
Der Wächter für die Nacht bestellt,
War längst zur Ruh hinabgesunken.

Unheimlich schwirrte durch die Luft,
Durch kalte, feuchte Nebelmassen
Das Käuzlein, das die Totengruft
Beim Untergang des Mond's verlassen.
All' das Gezücht, das nie bei Licht
Sein scheußlich Antlitz wagt zu zeigen,
Trieb lustig sich umher und keck;
Gab doch kein Wächter ihnen Schreck,
Die Nacht, das wußt' es, liebt zu schweigen.

Da zuckt im Ost der erste Strahl,
Scheu schreckt das Reich der Nacht zusammen,
Verbirgt sich in dem tiefsten Thal
Vor'm Tag und seinen Feuerflammen.
Doch siegend flog der gold'ne Glanz,
O Herr, durch Deines Reiches Gauen,
Kein Wächter war, kein Helfer noth,
Kein düst'rer Sohn der Nacht bedroht
Den Jubel der erwachten Auen!

Das Vöglein, das im Laub versteckt,
Entging der Eule gier'gen Fängen —
Lautjubenld schwirrt es auf und weckt
Die frommen Blüthen mit Gesängen.
Die heben still das Haupt empor,
Dem jungen Tag sich zu erschließen,
Und seh'n der gift'gen Nebel Grau,
Vom Glanz berührt als milden Thau
Erquickend auf den Boden fließen.

So träumt ich, still in mich gekehrt,
Da weckt mich nahes Roßgestampfe,
Und Reiter seh' ich, wohlbewehrt,
Als zögen sie zu heißem Kampf.
Gefesselt geht ein bleicher Mann
Langsam, erschöpft in ihrer Mitte,
Er schwankt — ein schönes Weib umfaßt
Den Sinkenden; um kurze Rast
Ertönt zum Führer ihre Bitte.

Horch Hörner tönen laut und hell
Vom Wald in fröhlichen Fanfaren —
Ein Hirsch bricht scheu hervor und schnell,
Ihm nach der Jäger wilde Scharen.

Ein hoher Herr auf stolzem Roß
Lenkt plötzlich ab; in vollem Jagen
Sprengt zum Gefangnen er heran:
Ihr Häscher, sagt, was that der Mann,
Daß er in Ketten ward geschlagen?

Ein Pfäfflein tritt hervor und spricht:
Herr, 's ist ein Glied der Ketzerrotte,
Ihn traf der Bann, daß länger nicht
Sein Mund des heil'gen Glaubens spotte.
Dem Staat, der Kirche droht Gefahr,
Wird man nicht aus dem Land ihn weisen;
Wir führen aus des Bannes Spruch —
Dir Segen, Herr, dem Ketzer Fluch! —
Laß uns in Frieden weiter reisen.

Da blitzt's wie Schmerz und schwerer Groll
Vor aus des Reiters Augenbrauen:
O Gott! in unserm Reiche soll
Dies Spiel des Wahn's mein Auge schauen!
Nennt Euren Glauben Ihr so schwach?
Darf eines Zweiflers Wort Euch kümmern?
Du sagst, er trieb mit Heil'gem Spott —
Was ihm mißfällt, der starke Gott
Wird es wie Spinnweb' leicht zertrümmern!

Der Mann ist frei, und sich'rer Hort
Sei ihm dies Land zu jeder Stunde;
Mein König fürchtet Keines Wort,
Sein Reich, es ruht auf festerm Grunde! —
Das Pfäfflein schlich sich schweigend fort,
Doch Jubelruf schallt tausendtönig:
Heil Dir! der unser Recht bewacht,
Heil ihm! der Dir verlieh die Macht,
Heil unserm Vater! unserm König!" —

Da tritt der Kanzler rasch zum Thron,
Verhalt'nen Zorn in grimmen Zügen:
„Schweig Frevler! willst Du mir zum Hohn
Des Königs Majestät betrügen?
Herr, ich traf heut' der Häscher Zug,
Doch bracht' ich nicht dem Ketzer Gnade,
Ich ehre fromm der Kirche Fluch —
Dem zeige meines Königs Spruch,
Daß sein Verläumden nicht mir schade."

Und stolz erglüht des Jünglings Blick:
„O Herr, ich that wie Du geboten;
Ich weiß, daß Deines Thron's Geschick
Die freien Worte nie bedrohten.
Ich pries die Macht, die kraftbewußt
Dem Gegner läßt die Schranken offen,
Dies schien mir höchsten Ruhmes Licht —
Was fühlt der Kanzler — that er's nicht —
Sich schwer von meinem Lied getroffen?"

Drauf spricht der König ernst und mild:
„Wohl anders wird die Welt verwaltet
Als sie — ein schönes Traumgebild —
Im Dichterherzen sich gestaltet.
Doch sei als Freund uns werth und lieb
Und, wenn verstört vom Weltgedränge
In uns der Geist ermüdet ruht —
Dann weck' ihn Du zu neuer Gluth
Durch Deiner Lieder freie Klänge!"

An ein verwaistes Aelternpaar.

Nach dem Verluste ihres letzten, im zartesten Alter verstorbenen Kindes.

Von

Ferdinand Stolle.

Nach einem kurzen Sonnenblick
Hat sich der Himmel wieder Euch umhüllet,
Und Euer Hoffen auf ein süßes Glück,
Es blieb auch diesmal wieder unerfüllet.

Das Knöspchen brach, auf das Ihr Euch so freutet,
Es brach, noch eh es aufgeblüht,
Und nur von Euern Thränen still begleitet,
Ein Engel nach der Heimath zieht.

Dem Bruder rief vielleicht zu schönerm Loose
Das heimgegangne Schwesterlein,
Die Kindlein ruhen beid' in Gottes Schooße,
Nur Ihr, Ihr Aermsten, steht allein.

Allein, verwaist mit Eurer Liebe,
Umarmt Ihr nur den stummen Schmerz,
Und fragend wenden sich und trübe
Wohl Eure Blicke himmelwärts:

Warum, o Vater, solche Hoffnung schwellen,
Warum uns ahnen lassen solche Lust,
Warum eröffnen aller Liebe Quellen
In einer seelig, trunknen Mutterbrust?

Warum uns leihen nur für Augenblicke,
Was wir umfassen möchten eine Ewigkeit,
Warum nach süßem, himmelvollem Glücke
So unnennbares Herzeleid?

So fragen oft die Sterblichen hienieden,
Die da beweinen ähnlichen Verlust;
Doch eine Stimme gibts, die töne Frieden,
Versöhnung auch in Eure wunde Brust.

Er, der Euch gab die Kindlein, ists ja eben,
Der auch die Lieb' Euch gab für sie;
Er zeigte Euch, wie reich hier unser Leben
An Liebe sei — o das vergesset nie.

Und hat er auch die Theuern Euch genommen,
So weinet still, doch zürnt dem Schöpfer nicht,
Der ja in Allem, was da eingekommen,
Nur immer als ein weiser Vater spricht.

Ihr steht jetzt näher jenem heil'gen Lande,
Weil Ihr zwei Engel habt vorausgesandt,
Die mit der Liebe stillem Geisterbande
Euch enger knüpfen an das Heimathland.

Die beiden Kalojer*).

Serbisches Räubermährchen von

W. Gerhard.

An dem heiligen Demetertage
Tranken rothen Wein drei Bundesbrüder
In dem grünen Wald' am Sawaflusse.
Einer war der Primoraz Alexa
Und der Zweite war der greise Nowak
Und der Räuber Radiwoj der Dritte,
Vierter, Knabe Gruiza, dient' als Schenke.
Als sie gnug des Weins getrunken hatten,
Spricht Starina Nowak zu den Andern:
„Ihr Haiduken, meine lieben Brüder!
Herbst verstrich und Winter ist gekommen,
Pfützen und Moräste sind im Walde,
Weißer Schnee bedeckt der Berge Gipfel
Und verräth die Spuren der Haiduken,
Keine Zeit ist mehr herumzustreifen:
Wo wird Der und Jener überwintern?“ —
Da versetzt der Räuber Radiwoje:
„In der Felsenhöle werd' ich bleiben!“
Und Starina Nowak meint, er gehe
Auch wie Radiwoj' sein Bundesbruder,
In der Felsenkluft zu überwintern.
Gleiches will nicht Primoraz Alexa:
„Räuber“ — spricht er — „meine lieben Brüder,
Nach Primorje werd' ich mich begeben;
Einen Thurm besitz' ich in Primorje,
Mutter hab' ich in dem Thurm und Gattin;
Aber hört mich, meine lieben Brüder!

*) Kalojer = Mönche.

An dem heiligen Georgentage,
Wenn der Wald sich wieder frisch belaubet,
Gras und Klee den nakten Boden decken
Und das Lamm zum Schlachten aufgewachsen,
Wollen wir uns wieder hier versammeln,
Und dem Bruder schleunig Hülfe bringen,
Der nicht binnen einer Woch' erschiene." —

Dieß beschließend springen sie vom Boden,
Küssen armumschlungen sich in's Antlitz,
Und von dannen scheidend eilet Jeder
Seine Winterwohnung zu beziehen.

Was vergangen wird auch wiederkommen:
Winter schied und Frühling kehrte wieder,
Georgentag war endlich auch erschienen,
Und im Waldgebirg zu rechter Stunde,
Am bestimmten Orte, die Haiduken.
Nowak kam und mit ihm Radiwoje,
Doch nicht kam der Primoraz Alexa;
Und sie harrten seiner eine Woche.
Aber wie vergebens sie geharret,
Stiegen sie auf ihre guten Pferde,
Und begaben sich nach ihren Höfen,
Dort sich schöne Kleider anzulegen:
Auf den Leib erst dünnes seidnes Hemde,
Uebers Hemde drauf den Doppelharnisch,
Uebern Doppelharnisch dunklen Dolman,
Wie Kalojer ihn zu tragen pflegen.
So verkleidet zogen sie die Straße
Durch's Gebirge mit dem Knaben Gruiza,
Der als Schenke ihnen dienen sollte,
Zogen in die Gegend von Primorje,
Nach des Primoraz Alexa's Höfen;
Fanden dort Alexa's alte Mutter,
Blutig fanden sie die Alt' und weinend.
„Gotthelf!" riefen grüßend die Kalojer
Und den Gruß erwiederte die Alte:
„Euch ein Gotthelf auch, ihr frommen Väter!"
Und da frugen sie Alexa's Mutter:
„Sag uns doch einmal, betrübte Alte!
Welche Noth hat Gott dir auferleget,
Daß dir Thränen über's Antlitz fließen?"
Da entgegnete Alexa's Mutter:
„Ach! ich habe Noth, ihr frommen Väter!

Gott hat mir ein schweres Leid gesendet;
Einen einz'gen Sohn besaß ich, Aermste,
Einz'gen Sohn, den Primoraz Alexa,
Und die Türken haben ihn gefangen;
Schon sind's einer langen Woche Tage,
Daß die Türken den Alexa fingen;
Dreißig Janitscharen, seine Häscher,
Sind in meinen Höfen jetzt und zechen,
Der Alexa steht dabei gebunden,
Und den Wein kredenzt Alexa's Gattin."

Als die zwei Kalojer dieses hörten,
Stiegen sie am Hofe von den Pferden,
Und begaben sich zum weißen Thurme;
An der Thüre standen sie ein wenig,
Hörten wie die Türken drinnen lärmten,
Wie sie jubelten vom Wein berauschet,
Den Alexa's Gattin ihnen darbot.
Jeder dem sie einen Becher reichte,
Faßte sie begierig an dem Patschchen,
An der weißen Hand und sprach die Worte:
„O, um Gott! Alexa's junge Gattin,
Laß uns diese Nacht zusammen bleiben!"
Doch empfindlich rief Alexa's Gattin:
„Hol' der Teufel euch ihr Janitscharen!
Wenn ich Dienerin auch bin euch Allen,
Kann ich doch nicht Gattin sein für Alle!"
Bei den Worten traten ein die Räuber,
Traten Nowak ein und Radiwoje,
Mit „Gotthelf" begrüßten sie die Türken,
Und den Gruß erwiederten die Türken,
Luden sie zum Sitzen, räumten ihnen
An dem Tisch die obersten der Plätze,
Und nachdem ein Weilchen sie getrunken,
Redeten die zwei Kalojer also:
„Hört einmal, ihr dreißig Janitscharen!
Ist's erlaubt ein wenig hier zu tanzen,
Hier in des Alexa's weißem Thurme,
Still und langsam auf Kalojer Weise?"

Und da unterbricht sie der Gefangne,
Spricht: „Zum Teufel euch ihr Janitscharen!
Hätt' ich euch, so wie ihr mich gefangen,
Und euch dreißig eben so gebunden,
Allen dreißig sollte Wein nicht fehlen,

Und ihr laßt mich Einzelnen verschmachten!"
Einen Becher nahmen da die Türken —
Kleinen Becher von zwölf Oka Weines —
Reichten ihn dem Primoraz Alexa,
Der ihn, kaum den Schnurrbart netzend, leerte.

Wieder sagten drauf die zwei Kalojer:
„Hört einmal, ihr dreißig Janitscharen!
Gönnt uns doch ein wenig hier zu tanzen,
Still und langsam auf Kalojer Weise,
Hier im wüsten Thurme des Alexa!"

Drauf erwiederten die Janitscharen:
„Ja doch, ihr Kalojer, mögt ihr tanzen!"

Als die zwei Kalojer dieses hörten,
Faßten sie sich an mit weißen Händen,
Fingen an zu tanzen und zu springen;
Und so leis' und zierlich war ihr Tanzen,
Daß der Thurm in seinem Grunde wankte,
Und die dreißig Janitscharen riefen:
„Setzt euch, ihr verteufelten Kalojer,
Möchte sonst der Thurm zusammenbrechen!"

Als der greise Nowak dieses höret,
Winkt der Alte mit dem rechten Auge,
Winket seinem Sohn, dem Knaben Gruiza,
Aber Der verschließt des Thurmes Thüre;
Und nun ziehen sie drei scharfe Säbel,
Dringen von drei Seiten auf die Türken.
Wer des alten Nowak's Arm entwischte,
Den zerfetzt der Räuberknabe Gruiza,
Aber wer des Grujo Stahl entrinnet,
Hauet nieder Deli Radiwoje;
Von den Türken floh kein lebend Auge,
Zu verkünden wie sie umgekommen.

Fröhlich lösten sie Alexa's Bande,
Plünderten die todten Janitscharen,
Nahmen ihre Kleider, ihre Waffen,
Theilten unter sich die reiche Beute,
Und nun zogen sie auf Raub, die Räuber,
Nun erst rächt' an Türken sich Alexa.
Was geschehn ist, mag man immer singen!

Kaukasische Bäder.

Nach dem Tagebuche eines Russen mitgetheilt

von

Aurelio Buddeus.

Nur wenige Tage der Ruhe hatte uns General Saß in Procznoi-Okop vergönnt, nachdem der beschwerliche und nicht gefahrlose Jagdzug an der Laba und den Achmetbergen im Gebiete der Beslenischen Tscherkessen ohne erhebliche Beute geendet war. Da hieß es plötzlich wieder, ein neuer Ausflug solle unsern Gästen die kaukasischen Bäder zeigen und gleichzeitig Gelegenheit zu einer Inspektion der militärischen Abtheilungen jener Heilanstalten geben. Diese offizielle Firma ließ auch die ziemlich starke Bedeckung von tschernomorskischen Kosaken weniger auffallend erscheinen, welche unsern Reisezug umschwärmte. Ich war noch zu jung im Kaukasus, um die herrschenden Widersprüche zwischen Wort und Thatsächlichkeit zu kennen, welche hier so gut, wie in den Petersburger Salons gäng und gäbe, hatte aber doch immer davon gelesen und gehört, daß man an dem rechten Ufer des Kuban vor unsern tscherkessischen Gegnern so sicher reise, wie auf der Petersburg-Moskauer Kaiserstraße und fragte darum den Pflegesohn des Generals, einen jungen Artaltschikoff, unbefangen nach der Ursache dieser kriegerischen Ausrüstung.

„Still, Gregor Iwanowitsch, der Vater wird bös, wenn er's hört und man sagt es euch nicht; aber sobald man die Berge über die Steppe hinweg genau abscheiden kann, ist's immer gut eine Abtheilung von unsern Leuten mitzuführen. Die Adighen brechen hervor wie der Blitz und der Besuch Omar des Abre-

ken in Procznoi-Okop war sicherlich nicht ohne Nebenabsichten. Da hat er gehorcht und gespürt, horchen und spüren lassen und weiß es nun, daß wir nach Pätigorsk reiten .....

Und was nun weiter?

Tschto ni but — „(was nicht ist, irgend Etwas)." Damit jagte der junge schöne Mann von meiner Seite und vom Weg ab, um an den lustigen Kriegspielen der Kosaken Theil zu nehmen, welche jetzt noch nicht für nöthig fanden, die Karavane geordnet zu umreiten.

Den reißenden Kuban zur Rechten läuft der Weg von Procznoi-Okop fortwährend in südlicher Richtung. Jenseits breitet sich die Steppe, jetzt in herrlichster Frühlingspracht erglänzend, der reiche Rasenteppich im frischesten Grün, überdeckt von weiten Strecken blühender Tulpen, Iris, Päonien und Perlblumen, dazwischen blühende Mandelbäume, weiter hinüber dunkle Baumgruppen, hier und da aufleuchtende Dörfer, dort und hier weidende Heerden von bewaffneten Hirten begleitet und in weitester Ferne, doch bei Luftklarheit ganz nah erscheinend, die Vorberge des Kaukasus, aus deren noch schneebedeckten Gipfeln die sattelförmige Spitze des Elbrutz hoch emporragt. Zu unserer Linken aber treten die grünen Uferberge des Kuban, in dessen Thal wir reiten, ganz nahe heran. Die reizenden Schöpfungen einer üppigen Natur wechseln an den Höhen mit den geordneten Erschaffungen der Ansiedler und Ureinwohner. Man wähnt sich so fern von allem Kampf, daß uns nur immer die starke Bedeckung, die Menge der stets gerüsteten Stanizzen, die kleinen Forts, die von Werst zu Werst aufgestellten Hütten der Krepostén die Wirklichkeit in das Gedächtniß zurückrufen müssen.

Unterdessen haben wir uns in fortwährendem raschen Trabe bereits an acht Meilen von Procznoi-Okop entfernt. Die Rast und das vortreffliche Frühstück im Fort Newinnoi-Mys haben die Kräfte einigermaßen wieder hergestellt, so daß wir selbst am Abende, als wir in der Stanizze Suwarowski für die Nacht einreiten, mit einiger Selbstverläugnung an eine Luft-

reise glauben können. Nicht lang zuvor ist aber die Bedeckung von Neuem verstärkt worden und zwar durch befreundete Tscherkessen. Auch sind unsere Kosaken seit der Stanizze Welo-Metschenskoi, wo wir den vom Feinde trennenden Kuban verlassen, weit aufmerksamer als vorher um unsern Reisezug versammelt geblieben und das Nachtlager in der Stanizze selbst erschien uns Neulingen einem Feldlager viel ähnlicher, als einer civilisirten Ruhestätte. Die Tarakan, Prussaki und andere Insekten der echtrussischen Heimath hatten sich übrigens auch hier bereits vortrefflich akklimatisirt und schienen ihrer dauernden Herrschaft weit sicherer als des Kaisers Heerführer.

In Suwarowski, dessen Stanizze bereits Suwarof anlegte, nimmt man Abschied von dem herrlichen Anblicke des Elbrutz und der Schneegebirge des Kaukasus. Der Weg zu den Bädern folgt dem Laufe der Kuma nordostwärts durch die Berge, aus welchen immer neue Nebenflüsse und Nebenbäche sich dem Flusse zustürzen. Da kam nun freilich unser wohlgeordneter Zug mitunter in arge Verwirrung, gewährte aber einen desto romantischern Anblick. Die prächtigen Rosse und Uniformen der Offiziere bald in den Büschen und hinter den Anhöhen verschwindend, dann die Reisewagen der Damen daraus hervortauchend, dann das Blitzen der langen Lanzen und kurzen Seitenwaffen der Linienkosaken und friedlichen Tscherkessen, welche gleich wohldressirten Spürhunden in dem seitab gelegenen Gestrüpp und Waldwirrniß nach etwaigen feindlichen Verstecken umherstöberten, dann wieder von ihnen ein wohlgeschlossener Trupp weit vorauf an einer Bergspitze auf dem Wege zusammengestellt und ringsum der rauschende Wald, die friedliche Ruhe, aus welcher urplötzlich ein wildaufschäumendes Gebirgswasser hervorlärmt — so wechselten die Umsichten und Ausblicke in ewig neuer Veränderung, bis sich der Weg unvermerkt wiederum südlich gewendet hat, die Stanizze Sentuki aus dem Laubgrün auftaucht und wir hinabblicken in das Thal der fünf Berge, welche ihren Edelstein, die Stadt Pätigorsk, mit prächtiger Fassung umgeben. Ab-

geschlossen wie ein Eden liegt das Thal: vom ganzen Kaukasuszuge blickt nur der Elbrutz darüber herein.

Pätigorsk, die Stadt der „fünf Flecken" ist in der Gesellschaftswelt gleichsam der Kollektivname für all die kaukasischen Badeorte geworden, welche sich hier auf einen Umkreis von funfzig bis sechzig Wersten (9 Meilen) zusammendrängen, um mit ihren bald kochendheißen, bald eiskalten Eisen-, Schwefel- und Sauerwassern die von dem Gesellschaftsleben davongetragenen Leiden eben so gut, als die ehrenvollern Wunden der Gebirgsschlacht vergessen zu machen. Wir russischen Unterthanen haben aber doch sonst etwas gegen die Kaukasusbäder. Denn seit ihrer Entdeckung und Beachtung durch die Krone datirt auch die immer wachsende Erschwerung der Reise in's Ausland; und was sonst niemals geschah: man antwortet dem Reisegesuch nicht selten, da dieses oder jenes Kaukasusbad von derselben Stärke und Wirkung, als das in der Bittschrift bezeichnete ausländische Bad sei, so könne die Reise dahin nicht verstattet werden, außer gegen Erlegung des Poschlin von 100 Silberrubeln, dagegen stünde der Fahrt nach dem Kaukasusbade kein Hinderungsgrund entgegen. Auch sind die Herrn Aerzte seit der Erstehung der Kaukasusbäder in allen Provinzen von einer verzweifelten Rührigkeit in Auf- und Erfindung von Mineralquellen, die Gouvernements von einer höchst ärgerlichen Bereitwilligkeit zur Einrichtung und Schmückung der neuentdeckten einheimischen Quellen geworden. Wenn erst das Kaukasusgebirge ein unbestrittenes Kronseigenthum sein wird, so wird gewiß irgend ein medizinischer Staatsrath entdecken, daß Luft, Lage und Leben an den Küsten, die chemischen Bestandtheile und der Wellenschlag in den Wogen des kaspischen und schwarzen Meeres von viel heilkräftigerer Wirkung, als im adriatischen Meere seien. Und dann, Italien, lebe wohl! Die Adighen sind doch prächtige Leute, daß sie es noch nicht so bald dahin kommen lassen wollen.

Beinah hätte ich über diesen Gedanken zu erwähnen vergessen, daß man auch in Sentuki bereits ein aschgraues

Wasser von abscheulich fauligem Geschmacke für heilkräftig erklärt, seine Quelle mit einer steinernen Einfassung umgeben und daneben ein Badehaus gebaut hat. Doch schien es, außer einigen garstig zusammengeschossenen und zusammengehauenen Kosaken der Stanizze, noch keine Besucher gefunden zu haben.

Unser Weg führte nicht direkt nach Pätigorsk, sondern zunächst nach Kisslowodzk. Chausseeglatt läuft der Pfad über den Felsgrund dahin im Thal des reißenden Pudkumok, dessen romantische Schönheit lebhaft an die Thäler des Schwarzwaldes bei Baden-Baden erinnert, wie die ausländischen Begleiter versicherten; und Kisslowodzk liegt dann im Gegensatze zu diesen lieblichen, wilden Landschaftsformen inmitten eines Landschaftskessels, dessen tiefster Grund jedoch von einer so üppigen Pflanzenwelt eingenommen ist, daß man das Dorf und die Badeanstalten beinah erst dann erblickt, wenn man sich bereits mitten darin befindet. Von der Einfahrt in das Dorf bis zu der Quelle des Narsan führt ein Boulevard und gleich einem Fürstenschlosse prangt das höchst elegante Krongebäude, welches für höhere militärische Badegäste und zum Konversationshaus bestimmt ist, auf einem an die Berge angelehnten Felsen, welcher fast nur aus Versteinerungen besteht. Breite Stufen führen vom Boulevard dort hinauf und wir überblicken hier die Anlage des ganzen Ortes. Das Dorf, welches wir durchritten haben, ist elend genug: kleine Hütten, weiß übertüncht, mit Schilf gedeckt. Den Gegensatz dazu bildet aber die durch die Allee damit verbundene und davon getrennte Badeanstalt mit ihren prachtvollen Hallen, Logirhäusern und Geselligkeitsanstalten, welche das Bassin des Narsanquells umgeben. Auch die Tscherkessen wußten es recht wohl, was sie bei der Eroberung durch die Russen mit diesem Wunderquell verloren. Deshalb verstopften sie ihn auch im Jahre 1796 und erst nach mehrern Jahren brach sich die Kraft des Wassers seine neue Bahn, wurde von uns erfreut bewillkommnet und flugs in ein weites Becken gefaßt. Darin quillt denn nunmehr das ganz klare Wasser, gleich Cham-

pagner moussirend, stoßweise empor. Dabei ist die Ausströmung des kohlensauren Gases so stark, daß es uns augenblicklich den Athem benimmt, sowie wir uns über seine Oberfläche beugen, betäubend, ja schlagartig auf Geruch und Gehör wirkt, so wie man das Gesicht nähert. Niemand vermag auch mehr als einen halben Becher mit einem Zuge zu leeren oder muß doch den Versuch mit Stickhusten büßen, welcher mitunter augenblicklich Lungenblutungen, immer aber ein mehrstündiges Prickeln und Kitzeln in der Nase zur Folge hat.

An das Ende der Badeanstalten und des Boulevards schließt sich ein Birkengehölz, welches von dem reißenden Gebirgswasser der schmalen, zum Pudkumok eilenden Alschofska durchrauscht wird. Eine Brücke führt zu ihrem jenseitigen Ufer und dem Fort Kisslowodzk. In seiner Anlage und seinen Aeußerlichkeiten nicht von den andern Linienfestungen abweichend, liegt es am Abhang eines Berges, dessen Thal nach der Kabarda und dem Bezirke der Altikesseken ausläuft, bildet aber den Mittelpunkt der Befestigungen, welche von Suwarowski herüber die Kuban'sche Linie mit der des Terek in Zusammenhang bringen. Das Maragebirg, ein Vorposten des kaukasischen Gebirgsknotens am Elbrutz, ist das südliche Gegenüber des Forts, die Höhe Bermamet der bezeichnende Punkt für die Schlucht, aus welcher die Streifzüge der Karatschaï- und Kabarda-Tscherkessen hervorbrechen. Aber außer dieser nicht hervorstechend wichtigen strategischen, hat das Maragebirg auch eine wichtigere geographische Bedeutung im Gebiete des Kaukasus. Denn während bisher alle größeren, der Nordseite des Kaukasus entspringenden Flüsse eine nordwestliche Wendung nehmen, um sich endlich sammt und sonders im Kuban zu vereinen, strömen sie von da an nordöstlich, um im Terek zusammenzukommen. Der Sulak, Girger, Samur und wie sonst die Flüsse der kaspischen Seeküste von Tarki bis Baku heißen, scheinen zwar davon eine Ausnahme zu machen, weil sie ihr Ziel einzeln erreichen; aber in der That gehören sie auch nicht den eigentlichen kaukasischen

Flüssen zu, sondern entspringen den minder hohen Vorbergen. — —

Durch das Pudkumokthal und über Sentuki zurück führt der Weg nach Pätigorsk, dessen Lage aus dem hinter Sentuki sich weitenden Thale wo möglich noch paradiesischer erscheint, als aus der Stanizze selbst. Unserer Route entgegen ist der Zug der eigentlichen Badegäste umgekehrt von Pätigorsk nach Kisslowotzk; denn wen die unbeschreiblich stark wirkenden Schwefelbäder von Pätigorsk bis zum Sterben entkräftet haben, dem giebt ein vierzehntägiger bis dreiwöchentlicher Gebrauch des Narsan die alte Kraft und Elastizität des Leibes wieder. Pädigorsk ist überhaupt der Gegensatz zu Kisslowotzk. Hier ländliche Stille und anspruchslose Lieblichkeit, dazu ein Quell, dessen Genuß alle angenehmen Eigenschaften des Champagners hat, ohne von dessen minder angenehmen Nachwirkungen gefolgt zu sein, endlich auch das Gefühl erstarkender Gesundheit; dort städtische Formen, weite Ausdehnungen, überreiche, fast befangende Pracht und dazu eine Badekur, deren Gebrauch so schmerzhaft ist, daß man in den Badelokalen Soldaten aufstellt, welche dem Kranken in seiner Noth beistehen müssen. Man muß sogar eine gewisse Reihenstufe der Schwefelbäder durchschreiten, um sich für die letzte und stärkste Kur zu stählen. Die Alexander- und Thermoloffbäder dienen zu dieser Vorbereitung; die Nikolausbäder bilden den Schluß der Kur und die getrunkenen Wasser der lauwarmen Elisabethquelle begleiten den ganzen beschwerlichen Heilweg. Die Badebecken sind natürlich in prächtigen Badehäusern untergebracht, erfreuen aber keineswegs durch eine angenehme Ausdünstung. Besonders strömt uns der entsetzlichste Gestank beim Eintritt in die Stube eines Nikolausbades entgegen. In Verbindung mit dem Qualm und Dampf, welcher ihn begleitet, umfängt er unsere Sinne, daß wir ohnmächtig zu werden glauben. Und dies geschieht allerdings nicht selten, weshalb auch vorzüglich die Invalidenwache am Bassin aufgestellt ist. Dann tauchen wir einen Fuß in die

heiße Wassermasse, ziehen ihn aber blitzschnell zurück, weil es scheint, wir hätten ihn in siedendes Blei gesteckt. Ehe noch die Besinnung wiederkehrt, fühlen wir uns aber gefaßt und mit ganzem Leib in die Fluth gestoßen; ein Schmerz, dem sich kein anderer vergleichen läßt, durchstößt uns mit tausend Dolchen; wir schlagen und fahren im Wasser wie im Anfalle einer Tobsucht umher, fühlen dann aber eine angenehme Wärme schmerzlos durch den eiligst unbeschreiblich ermattenden Körper ziehen und möchten sogleich im Wasser schlafen, wenn nicht eben wieder der Invalid diese höchste Todesgefahr von uns fernhielte. Mehr geschleppt, als uns selber schleppend gelangen wir endlich zum Auskleidezimmer zurück, werden hier in leinene Laken gewickelt und von den Aufwärtern gerieben, um endlich angekleidet zu einem sogenannten Spaziergang hinausgestoßen zu werden, der in der That der Müdigkeit wegen ein Martergang ist. Was ist nun endlich die Belohnung dieser Leiden? Eine entsetzlich dünne Fleischbrühsuppe zum Mittag, nebst einer dünnen Fleischscheibe; zum Abend ein unbegreiflich schwacher Thee und etwas trocknes Weißbrot.

Ich hatte während des Winters einmal acht Tage lang diese Qualen erdulden müssen und darüber in der That nicht einmal eine Ahnung von den Schönheiten bekommen, welche Pätigorsk im Sommer darbietet. Der alte Kosakengeneral Versilin, welcher hier in halber Verbannung lebt, fragte mich jetzt wieder, ob ich ihm noch immer in seiner Bewunderung der herrlichen natürlichen Umgebungen und der Häuserpracht Unrecht gebe, welche vom Architekten Bernadozzi in dies Thal hereingezaubert sei. Der alte Krieger hat aber vollkommen Recht: Pätigorsk ist das kaukasische Paradies.

Eine schattige prächtige Linden-Reihe leitet die Hauptstraße mitten durch den Ort Borgan zur Elisabethquelle, deren Trinkhalle den Boulevard auf einem Felsenvorsprung abschließt. Gerad darüber und fast auf dem Gipfel des Berges ragt der Aeolstempel aus den mannigfaltigsten Baumgruppen hervor und von hier aus beherrscht der Blick den ganzen Ort,

dringt in die Waldberge seiner Umgebung hinein und findet das Ende seines Bereiches erst an der malerischen Schneekette der kaukasischen Gebirge, welche einen wahrhaft entzückenden Hintergrund der Landschaft bilden.

Während wir im Hinabsteigen noch die verschiedenen starken und trotz großer Nähe ihres Ursprungs auch chemisch verschiedenen Schwefelquellen, nebst den dazu gehörigen Badehäusern und dem Militärlazareth besichtigt hatten, war die Sonne gesunken. Der Ort Pätigorsk lag schon in Schatten und Nebel gehüllt, während die kaukasischen Gletscher sich zu röthen begannen und das letzte Schimmern des Abendrothes durch die Stämme des Gipfelgehölzes der nahen Berge lugte. Dazu wurde es ringsum stiller und stiller; unten begannen die Lichter des Conversationshauses aufzuleuchten; der General selbst sprach nur leise einzelne Worte zu seinen Gästen — da auf einmal brach der bacchantische Jubel einer vollen Militärmusik aus der Tiefe hervor und riß uns aus unserm sinnenden Hinstarren. Unter den Tönen dieser Musik stiegen wir noch den Rest des Berges hinab und unten empfing den General ein vollglänzender Ball im Conversationshaus. Die Romantik war vorüber, das Gesellschaftsleben begann und währte trotz Brunnendiät und Baderegime bis in die tiefe Nacht hinein. Ein Ball im Kaukasus! — daran dachte man erst, als man sich im angewiesenen Zimmer befand und die Waffen für die Weiterreise am andern Tage vorsichtshalber prüfte.

Der andere Vormittag führte uns nach dem eisenhaltigen Bade Gelesnawodzk, nur fünfzehn Werste weit, an einer schottischen, einer armenischen und einer deutschen Kolonie vorüber. Trotz schöner Lage und augenscheinlich fruchtbarer Umgebungen ist letztere mit den taurischen Kolonien nicht zu vergleichen. Die Regierung thut unbegreiflicher Weise, ungeachtet der Wichtigkeit des Punktes, nicht das Geringste dafür; die armen Leute schweben wegen der nahen Nachbarschaft feindlicher Stämme in beständiger Unsicherheit, das hiesige militärische Regiment mag dem Anwachsen ihres Wohlstandes auch

nicht eben günstig sein — kurz sie können nicht in die Höhe kommen und vegetiren nur gerad in ihren ursprünglichen Zuständen weiter.

Unmittelbar hinter dem Dorfe beginnt wieder ein wunderschöner Thalgrund, an dessen Ende, umkränzt von höhern Gebirgen und urdichten Wäldern, das noch sehr wenig kultivirte Gelesnawodsk gelegen ist. Eine eiskalte und eine heiße eisenhaltige Quelle sprudeln dicht nebeneinander aus ihren Einfassungen hervor; und eben so wechseln kühle und warme Quellen in einem nahen Promenadewäldchen miteinander ab. Wahrscheinlich würde auch die Krone bereits mehr für den Ort gethan haben, wenn nicht das Gebiet der Kabarda-Tscherkessen zunächst hinter den das Thal umschließenden Bergen begönne. Daß aber unter solchen Verhältnissen auch die Zahl der Kurgäste nicht anwächst, ist wohl natürlich. — —

Omar der Abrek war diesmal doch wirklich ohne Absicht zum Besuch auf Procznoi-Okop gewesen. Ungewiß und wohlbehalten kamen wir nach zwei Tagen auf kleinen Umwegen wieder in der Festung an. Aber läugnen dürfen wir es nicht, wenigstens wir Nichtsoldaten: wir athmeten erst recht behaglich und frei, als wir uns wieder in ganz sichern Landeskreisen wußten. Omar der Abrek antwortete einmal dem General auf seine Frage, ob man ihn im Gebirg erwarte: „On n'y Vous attend pas, mais on Vous craigne toujours!“ Wir hätten ihm jetzt diese Antwort auf Befragen zurückgeben können; und leider hatte er uns nicht, wie dem General, die höfliche Versicherung gegeben! „Mes armes ne seront jamais chargés pour Vous!“

Procznoi - Okop ist nach der Rückkehr von solch einer bänglichen Lustreise ein reizender Ort.

Auf einer Burg-Trümmer.

Von

Ludwig Bechstein.

Zur Burg empor den stillen Gang
Der Sonnenrose Kuß zu pflücken!
Zu schaun vom steilen Felsenhang
Wie freundlich sich die Fluren schmücken.
O nimm mich auf, du mein Asyl,
Nehmt auf den Freund, ihr öden Hallen!
Oft wählt' ich euch zum ernsten Ziel
Von stillgedankenvollem Wallen.

Wie lieblich senkt das Morgenlicht
Sich rings auf reizende Gefilde
Und scheint die ganze Schöpfung nicht
Ein Wiederstrahl der ew'gen Milde? —
Der Milde, die vom Sonnenkuß
Läßt hoher Burgen Trümmer glühen,
Und die — ein Lebensgenius —
Die Blumen alle ruft zum Blühen!

Ja, Gottesmilde — sie verklärt
Was längst der Hauch der Zeit zertrümmert;
Mit Blumen kränzet sie das Schwert,
Daß es nicht allzu furchtbar schimmert! —
Ach, wann im Morgenglanz wir stehn,
Hochfreud'gen Herzens, sonder Bangen,
Vergessen wir auf heitern Höh'n,
Daß unser Abend angegangen.

Doch Morgenglanz und Abendglühn
Entstammen einem Gotteslichte.
Die Lerche singt, die Blumen blühn,
Und ernsten Schritts geht die Geschichte.
Ob unter ihren Tritten sprießt
Auf Trümmern nur die Todtenblume:
Ein heil'ger Lebensstrom ergießt
Sich dauernd zu des Ew'gen Ruhme.

Und dieser Strom führt Lust und Qual
Vorüber auf den schnellen Wogen.
Das Schiff der Noth, viel tausendmal
Ist es auf ihm dahin gezogen.
Doch schwamm nicht, wimpelbunt und schön
Manch Glücksschiff hin auf lichten Wellen?
Baut Hoffnungschlösser auf die Höhn
Und laßt Vertraun die Segel schwellen!

Hegesippe Moreau.

gest. im Spitale zu Paris am 20. Dezember 1838.

Von

Eduard Mautner.

Nicht nur in unsrem deutschen Lande,
Wie unbedacht die Rede geht,
Auch am geprief'nen Seinestrande
Verhungert oftmals der Poet.
Frankreich hat prahlend zwar verkündigt,
Es bieth' dem Dichter Gold und Ruhm;
Doch ist's nicht wahr! Es wird gesündigt
So in, wie außer Ilium.

Ja, die der Menge Launen fröhnen,
Ruh'n, dort wie hier, auf üpp'gem Pfühl,
Die lassen sich mit Lorbeer krönen
Von abderit'schem Volksgewühl;
Doch wer ein selbstbewußt'res Streben
Im freien Dichterbusen trägt,
Muß froh sein, wenn er sich durch's Leben
In Kummer und Entbehrung schlägt.

Du Seinestadt, du stolze, reiche,
Du Priesterin des Götzen Baal,
Wirf Einen Blick auf diese Leiche
Am Todtenbrette im Spital:
Dem, welcher hülflos hier verdorben,
Bot'st du nicht Einen Bissen Brod.
Er ging zu Grund', und ist gestorben
Den jämmerlichsten Bettlertod.

So wie um schneebedeckte Firne
Ein matter Schein des Morgens fliegt,
Hat jetzt auf diese hohe Stirne
Sich milde Wehmuth hingeschmiegt;
Wie Mondesglanz um schroffe Klippen,
Spielt noch ein Stral des ew'gen Lichts
Um diese krampfgeschloss'nen Lippen:
Er war ein Dichter — weiter nichts.

Und doch als zu dem Kampf geladen
Das Knattern von dem ersten Schuß,
Als an den Julibarricaden
Erscholl der Freiheit Schlachtengruß,
Als all' die wilden Liederweisen
Herbrausten wie ein Kataract:
Schlug der Poet mit blankem Eisen
Energisch seiner Verse Tact.

O! wärst du damals doch gefallen
In heißer Kampf- und Siegeslust,
Hätt' Eine von den Kugeln allen,
Moreau! getroffen deine Brust!
Es würde dann dein Sarg, o Dichter!
Bei all' den Julisärgen steh'n:
Wir müßten nicht die Splitterrichter
An diesem Sarge mäkeln seh'n.

Wenn du von des Genusses Baume
Gerüttelt hastig Frucht auf Frucht,
So war's in wüstem Fiebertraume,
Auf regelloser Lebensflucht:
Wem Leiden, tief und unermessen,
Und endlos, so wie dir, zu Theil:
Für einen Augenblick Vergessen
Ist solchem selbst der Himmel feil.

Und immer trüb' und trüb're Tage!
Um Brod galt's den Antäuskampf,
Doch Kunde gab kein Wort der Klage
Von deiner Seele wildem Krampf.
Am Leben nagt gebroch'nes Hoffen
Wie Mehlthau an den Blumen zehrt:
O! besser ist's zu Tod getroffen
Auf Einen Streich von gutem Schwert.

Wie oft des Liedes heitre Gabe
Gefahrvoll und verhängnißschwer,
Zeigt von Bristol der arme Knabe,
Savage, und du, und andre mehr.
Wie Ahnung klang's vom eignen Ende
Was dich, Moreau! so tief bewegt,
Als du die duft'ge Liederspende
Auf Gilberts einsam Grab gelegt.

O Gott! und Niemand kann es sagen
Wie wohl das letzte Opfer heißt —
Nach meinem End' ein banges Fragen
Erfaßt oft finster meinen Geist. —
Ob's so, ob's anders mit mir werde:
Ich weiß es nicht — ich werf hinab
Das Lied als fromme Scholle Erde
In eines Dichters frühes Grab.

Altenburger Bilder.

Von

Georg Hesekiel.

---

1. Der Erfinder des Pulvers.

Ein kleines Haus ist es, mit tiefen, schmalen Fenstern auf der Mönchsgasse, was unsere Aufmerksamkeit fesselt.

Im Reich war ein Mönch, Augustinerordens, seinen Namen weiß Niemand mehr, und seine historische Gestalt steht vor uns von dem gewaltigen Reiz des tiefsten Geheimnisses umflossen.

Ob er die Frucht war einer Fürstenliebe? ob ein fürstlich Herz ihm im Busen geschlagen, wer will es wissen? Doch wenn die Fürsten niederstiegen sonst, in alten Zeiten, und Hirten wurden auf den grünen Fluren, versteht sich, wenn schöne Hirtinnen dort die Lämmer weideten, kurz, wenn in jener Zeit der Fürsten Liebe weiter als ihr Purpur reichte, so hat ein Fürstenherz geschlagen unter unsres Mönches Augustinerkutte.

Er wußte nichts von seinem Leben mitzutheilen, ein schönes, blasses Weib, es brachte ihn, den zarten Knaben, an des Klosters Pforte.

Sie zog die Schelle — langsam hallte hin der Klang durch die weiten, dröhnenden Gewölbe.

Es war bitter kalt — das zarte Knäblein bebte an der Pforte.

Seine blasse Führerin aber bebte schlimmer, eine glühende Hitze lag auf ihrer Stirn; dreimal drückte sie die bleichen Lip-

pen auf die glatte Stirn des Knaben, dreimal zog sie ihn an ihren klopfenden Busen, dreimal sprach sie in fiebrischer Hast ein frommes Segenswort dazu und dreimal tropften heiße Thränen aus ihrem glühenden Auge und rollten langsam, langsam über das blühende Kindergesicht.

Da erschien der Pförtner; ein geheimnißvolles Wort, ein schmaler Streifen gelbes Pergament — die Pforte öffnete sich, der Knabe trat ein und der Pförtner führte ihn in ein hell erleuchtetes Gemach, wo ihn Männer in schwarzem Gewande freundlich ernst empfingen.

Draußen aber an der Pforte lehnte das bleiche Weib, bebend lauschte sie auf des Knäbleins Schritt, der gar bald verhallte im Kreuzgange.

Ein namenloser Schmerz schüttelte die feine, zartgeformte Gestalt, ein entsetzlicher Weheruf drang über die schmalen Lippen, sie erstickte ihn nach einem verzweifelten Kampf, der auf jedem ihrer Züge zu lesen.

Ihr Busen wogte gewaltig, eine schmale, zarte Hand legte sie auf das Schloß der Pforte.

War es des Knaben Mutter?

Nur ein Brett trennte sie dann von ihrem Kinde — wird sie die Schelle ziehen?

Der Krampf weicht aus ihren Zügen, lässig sinken die Arme herab an der Hüfte, die Kniee brechen — das Weib kniet nieder an der Pforte, die sie von dem Knaben trennt, es — betet.

Drinnen im Refectorium im Sessel des Abtes schlafend der Knabe, draußen im Schnee knieend das bleiche Weib — fern — weit im Ahnensaal auf hohem Fürstenschloß ein sieg- und ruhmgekrönter Herzog — in diesem Augenblick ward ihm so bange — gehören die drei vielleicht zusammen?

Der Knabe ist ein Mann geworden, die schwarze Augustinerkutte bedeckt die gewaltige, ringende Fürstenbrust. — Das bleiche Weib ist ein Engel geworden und grün, mit Blumen gestickt, bedeckt ihren Leib der Rasenteppich; schlaf wohl, schlaf

sanft du und ruhe aus! — Der sieg- und ruhmgekrönte Herzog aber, der gewaltige Schlachtenfürst, er liegt auf blut'ger Erde und des Blutes Purpurdecke ist über sein Antlitz gebreitet; seinen Namen aber hat er mit dem Schwert auf die Steinblätter des Buchs der Geschichte geschrieben.

Gehören die drei vielleicht zusammen? Und die ehrgeizige Brust, sie trieb den kühnen Mönch; Dornen wurden sein Lager, die Disciplin sein Gebet, ein hären Hemd sein Gewand, Stacheln sein Gürtel, — sie konnten den Leib nicht brechen und der Geist spottete ihrer Qualen.

Da ließ der Mönch ab seinen Leib zu peinigen, er ward ein Mann der Wissenschaft, er kämpfte unabläßig, er eroberte sich ein Reich in den unabsehbaren Gefilden des Geistes, sein Ehrgeiz ward befriedigt — er war ein souverainer Fürst und keiner stand neben ihm.

Er war ein gelehrter Mann geworden und lächelte über das Psalmengeplärre seiner Confratres, und seine Confratres haßten ihn.

Tiefe Forschungen über den Ursprung der Dinge, über Kraft und Gewalt und inneren Zusammenhang der Elemente stellte der gelehrte Mann an, seltsame Versuche machte er in Bezug auf Vereinigung verschiedener Materien zu einer Kraft — er erkannte den innern Zusammenhang, die Quelle der oft furchtbaren Wirkungen, seine Confratres sahen allein die erschreckende Wirkung und sie — fürchteten ihn.

Furcht und Haß sind ein schlimmes Geschwisterpaar. Sie trieben den gelehrten Mönch fort aus der sichern Freistatt seines Klosters.

Er trat aus der Pforte, an der die blasse Frau gebangt und gebetet, er wanderte heimathlos durch die Lande und wußte am Morgen selten, wo sein Lager zur Nacht sein würde. Sein müder Fuß schritt über manchen Rasenhügel, vielleicht auch über den, unter dem der Leib der blassen Frau schlummert bis zur Auferstehung.

Wird er keine Freistatt wieder finden, der gelehrte Mönch,

wo er sinnen und grübeln kann und forschen und denken für die Wissenschaft?

Da hört er reden von dem mächtigen Kloster in der uralten, berühmten Stadt Altenburg, er setzte seinen Stab weiter und kam nach Altenburg.

Altenburg gab der verfolgten Wissenschaft eine Freistatt in seinen Mauern.

In dem alten Hause auf der Mönchsgasse, nicht fern von den rothen Spitzen hat der gelehrte Augustiner gewohnt.

Gar mancherlei wundersamliche Versuche hat er dort angestellt, und die Nachbarinnen wußten nicht wenig zu erzählen von den Dingen, die in dem alten Hause vorgingen.

Dann wanderte er auch wohl hinaus in die wüste Halde hinter den Schloßmauern, da wo jetzt das Schönhaus steht, und handthierte mit kleinen schwarzen Körnern, die hell aufblitzten und ein furchtbares Getöse verursachten.

Die Nachbarinnen sagten: „er will Blitz und Donner nachmachen!" und bekreuzten sich fromm dazu.

Die ehrsamen Bürger aber und Meister lächelten geheimnißvoll, denn sie hatten eine Ahnung, daß der gelehrte Mönch gar wichtige Dinge vorhabe.

So ging die Zeit hin in dem kleinen Hause auf der Mönchsgasse; eines Morgens aber war das gelehrte Mönchlein verschwunden, keiner wußte wohin.

Die Nachbarinnen sagten leise: der Gott sei bei uns hat ihn geholt! die Männer schwiegen, bis am dritten Abend der Klosterknecht heimkehrte mit des Priors Maulthieren und erzählte, er habe den gelehrten Augustiner hinab geleitet ins Reich.

Als nun nach mehrern Jahren die ersten Donnerbüchsen und Karthaunen gen Altenburg kamen und männiglich nach dem Schlosse lief, um sie zu sehen, da kamen auch die ehrsamen Männer aus der Mönchsgasse, und als man ihnen das Pulver zeigte und sie seine Wirkung sahen, schauten sie sich erst lächelnd einander an, endlich aber brachen alle zugleich in

die Worte aus: „das sind die kleinen, schwarzen Körner des gelehrten Augustinerpaters, der bei uns gewohnt hat!“ Als nun gar auf ihre Frage der Büchsenmeister, der die Geschütze leitete, sprach: „Das furchtbare Pulver hat ein gelehrter Mönch im Reich erfunden!“ da wurde es allen klar, daß der Erfinder kein Anderer als ihr Augustiner gewesen sein könne.

Zwar sagt man, ein Dominicaner, Berthold Schwarz, sei der Erfinder des Pulvers, aber eben so gewiß als dieses „man sagt“, ist auch die Geschichte von unserm Mönch.

Wer will es lösen das Problem, welches „man sagt“ das richtige sei?

Der Augustinerorden ist der Sitz der Bewegung, aus seinem Schooß ist die neue Zeit hervorgegangen, die alte bekämpfend mit Reformation und Pulver.

---

2. Meister Alberto.

Umgeben von unbedeutenden Gebäuden steht ein alter Thurm in Altenburg; er hat für die Gegenwart nur Bedeutung, wenn von seinem Kranz das Sprachrohr des Thurmwächters den Namen eines Nachbarorts, wo eine Feuersbrunst sein spähend Auge entdeckte, über die Stadt donnert oder wenn seine Glocke in wimmernden Tönen die Nähe der Gefahr in der Stadt selbst anzeigt. Der nächtliche Wanderer meint den Nicolausthurm.

Einst stand er mit einer stolzen Kirche in frommem Verein und heilige Mönche durchtönten seine Hallen mit Psalmengesang und Ave Maria.

Zu dieser Kirche flüchteten sich die letzten Söhne des heiligen Vaters in Rom, es war diese Gemeinde der Jungfrau Maria und den lieben Heiligen am längsten treu, die letzte katholische Gemeinde in der Stadt Altenburg.

Ein halbes Menschenalter vorher, ehe der päpstlichen Bullen Wort verlacht ward in unserm Vaterland, bewohnte

ein stattlicher Bürger ein Haus unfern der Nikolauskirche. Es war ein Mann bei der Stadt, war stolz auf seinen Rang, stolz auf seine blanken Kaisergulden in der Truhe, vor allen aber stolz auf seinen Sohn. Und mit Recht, denn Meister Albert, oder wie er sich lieber nennen hörte Meister Alberto, war ein Künstler ohne Gleichen. Er war als ein zarter Jüngling von seinem Geist getrieben, hinausgezogen in die Fremde, hatte das Reich durchwandert, war über die Alpen nach dem sonnigen Lande Italia hinabgestiegen und hatte zu Rom lange Jahre sich mit Ausübung der Bildhauerkunst unter den größten Meistern dort beschäftigt.

Der Meister Alberto wußte viel zu erzählen vom wälschen Lande, von der mächtigen Republik Venedig, wo die Bürger Edelleute sind und die Gondeln durch die Kanäle fliegen, von Mailand, von dem schönen Lande, das ein ewiger Mai mit warmem Sonnenschein, mit tausend Blüthen und wolkenlosem Himmel schmückt.

Der Meister Alberto war die Stufen des Capitols hinaufgestiegen, den heiligen Vater selber hatte er die Messe celebriren sehen im hohen Dome St. Johann zum Lateran, er hatte den blitzäugigen Schönen Roma's in's Auge gesehn und den in vollendeter Formenschöne prangenden Florentinerinnen, und hatte dennoch, wenn auch einen italisirten Namen, ein treues ehrliches deutsches Gemüth zur altenburgischen Heimath zurückgebracht.

Da begab es sich nun, daß er zu Altenburg kunstvolle Grabsteine arbeitete und Engel, die auf Monumenten knieeten in den Kirchen, so zur Zufriedenheit seiner Mitbürger, daß sein Ruhm groß wurde bei Jung und Alt in Stadt und Land.

Eigentlich schmerzte es den Meister, daß er seine Kunst, die ihm über alles heilig und theuer war, brauchen sollte zu so geringer Arbeit — er hätte lieber in Marmor herrliche Statuen gemeißelt, so wie er in Italien gesehen und gethan, aber der strenge Vater wollte nicht umsonst seine blanken Gulden gegeben haben zur Reise in Wälschland.

Eines Morgens, als er auch an einem Denkstein meißelte, den des seligen Bürgermeisters Erben bei ihm bestellt, klopfte es an seine Thüre und auf sein einladendes „Herein" trat ein Jungfräulein zu ihm ins Gemach, so schön, wie er keins im Reich gesehn und in Italia.

Das lichte Haar, es fiel in langen Flechten wunderprächtig nieder auf die Schultern und ein sittiger Blick ruhte im dunkeln Augenpaar; aus dem langen, faltigen Gewande aber blickte eine schneeweiße, kleine Hand hervor und hob mit den zierlichen Fingern den Saum des Gewandes etwas empor, damit der Fuß ungehindert die hohe Schwelle überschreiten könne.

„Gott grüß' euch, Meister!" klang der glockenreine Gruß der Jungfrau.

„Dank euch, Madonna!" entgegnete nach einer kleinen Weile der erstaunte Meister.

Verwundert sah ihm die Jungfrau in's Antlitz; die heilige Jungfrau nur hieß in Deutschland „Madonna," der Meister Alberto bediente sich der gewöhnlichen italischen Anrede.

Die Jungfrau kam dem Denkmal ihres Vaters nachzufragen, sie war des sel'gen Bürgermeisters einzig Töchterlein.

Des Meisters Alberto Herz war fest geblieben vor italischer Blicke Gluth, — ach! und vor einem Blick aus diesem blauen Auge war es dahingeschmolzen. Die feine Sitte und das fremde Wesen, zugleich die Manneswürde des geschickten Bildhauers machten sichtlich einen günstigen Eindruck auf das deutsche Mädchen.

So lange hatte Meister Albert niemals an einem Grabdenkmal gemeißelt — aber es gab so viel zu fragen, denn fast einen Tag um den andern erschien der Meister Albert in dem Hause des ehrsamen Bürgermeisters, um sich zu erkundigen, ob das und das nicht sollte zugefügt werden den Zierrathen. Auch die Jungfrau trat noch einige Male in's Gemach des Meisters, die Mutter schickte sie, den langsamen Arbeiter anzutreiben.

Warum erröthete das holde Kind, als sie das sagte?

Endlich fühlte der Meister, daß er nicht länger zögern dürfe; er arbeitete unablässig mehrere Tage hintereinander und stand endlich eines Abends vor dem vollendeten Denkmal, so schön, wie es kein Bürgermeister von Altenburg vor und nach dieser Zeit gehabt.

Was waren seine Gedanken? Selig war er in ihnen, Sonnenschein lag auf seiner Stirn, inniges Glück trat aus der Seelentiefe herauf und schaute durch die hellen Augenfenster.

Da klopft es an. — „Herein!“ — Ein alter Schulkamerad. —

„Der tausend, wie prächtig! Des alten Bürgermeisters Monument?“

Meister Alberto nickte freundlich.

„Da kann ich euch noch eine gute Botschaft bringen. Ihr werdet bald neue Arbeit bekommen, alter Genosse, des alten Bürgermeisters Tochter ist diesen Morgen eines schnellen Todes gestorben!“

Meister Albert starrte ihn an.

„Habt ihr sie nicht gekannt? Sie war die holdseligste Jungfrau Altenburgs.“

„Wer ist gestorben?“ fragte der Meister und seine Stimme zitterte.

„Jungfrau Helene, des verstorbenen Bürgermeisters einzige eheliche nachgelassene Tochter!“

Ein düsterer Schatten zog über Meister Alberto's Angesicht, er wandte sich nach dem Fenster, krampfig ballten sich seine Hände, seine Lippen wurden bleich, gleich den Lippen eines Todten. Das Zucken seiner Züge verrieth einen harten Seelenkampf, er bezwang seinen furchtbaren Schmerz, er biß die Lippen blutig roth und sagte leise und traurig: „Die arme Mutter, daß sie das erleben mußte, arme Mutter!“ Und sein Herz jammerte: „armer Alberto!

Der böse Kamerad verließ ihn. Meister Alberto ging gelassen in seinem Gemach auf und ab.

Was er die Nacht getrieben, weiß man nicht.

Am dritten Morgen ging er hinaus auf den Gottesacker, er drängte sich zu dem Sarge, als er geöffnet ward, daß die Leiche gesegnet würde. Ein Blick! welch' ein Blick! —

In Meister Alberto's Werkstatt begann es nun lebendig zu werden — aber er meißelte keine Denksteine. Man fragte den Vater; „er hat Arbeit für ein reiches Kloster!" lautete die Antwort.

Der Meister sprach mit keinem Menschen mehr — die Nachbarschaft sprach darüber eine Weile — endlich fiel es Keinem mehr auf.

Der Vater Meister Alberto's starb — man sah den Sohn nicht eine Thräne weinen — der meißelte fort und fort in seinem stillen Hause.

Die Vettern und die Muhmen klagten, der Meister habe kein Gefühl, selbst seinem Vater habe er keinen Denkstein gesetzt.

So trieb Alberto es mehrere Jahre hindurch, die Nachbarn sagten: „es sei ihm etwas angethan!" denn er rede nicht mehr mit Menschen, sondern mit den leblosen Steinen, die er bearbeite.

Was er arbeitete wußte Niemand.

Endlich, an einem Sonntag nach der Messe, erschien der Superior des Barfüßerklosters mit einigen Patres in der Behausung Meister Alberto's, der sie in seinem Feierkleide empfing.

„Auf euer Schreiben, Meister, sind wir hier!"

Alberto führte die Mönche dankend in ein Gemach, das ein großer Vorhang in zwei Hälften schied.

Der Meister wendete sich an die Väter und sprach: „Ehrwürdige Herren, nach Jahren voller Arbeit ist mir es gelungen, die Gestalten der heiligen eilf Jungfrauen von Köln herzustellen. Meine Bitte geht an euch, sie zum Schmuck eures Gotteshauses zu St. Nikolaus zu verwenden!"

Mit den Worten zog er den Vorhang auf und ein staunendes „Ach" entstieg den Lippen der Barfüßer.

Herrliche, kolossale Steingebilde, wie Schwestern einander ähnlich alle — sie alle trugen ein schönes, reines, frommes Antlitz.

Der Superior dankte froh in seiner Kirche Namen und wollte seinen besten Segen ertheilen. Da erhob der Meister seine Stimme noch einmal und bat, ihn als dienenden Bruder in das Barfüßerkloster zu nehmen, dem er sein ganzes Hab und Gut zu mildem Zwecke übergäbe.

Das war den heiligen Mönchen fast noch lieber zu hören als das erste. Sie gaben ihm ihren Segen und nahmen ihn mit seinen Statuen und seines Vaters blanken Gulden als Klosterbruder mit großen Freuden an.

Als der Superior die Treppe hinabstieg, sagte er zu seinem Pater Lector: „Ein fetter Bissen, traun, für unser armes Haus! Habt ihr gesehen, wie die heiligen eilf Jungfrauen sämmtlich der niedlichen appetitlichen Helene gleichen, des vorletzten Bürgermeisters verstorbener Tochter?"

Der Pater Lector nickte. „Den treibt auch unglückliche Liebe in unsere Mauern! Dieser mächtigen Göttin müßten wir dankbarlich einen Altar errichten in unserer Kirche und Messen ihr zu Ehren stiften lassen!"

So sprachen die heiligen Mönche.

Wenn nun in folgenden Jahren die Gläubigen im Gebete lagen vor den heiligen eilf Jungfrauen im Gotteshause zu St. Nikolaus in der Stadt Altenburg, dann sah ein Mönchlein stets mit seliger Zufriedenheit zu, das Mönchlein war der ehemalige Meister Alberto. Er dachte aber dabei niemals an die heiligen eilf Märtyrinnen von Köln, sondern nur an die liebliche Helene und war selig, daß die ganze Gemeinde demüthig niederknieete vor den Gestalten seiner Geliebten.

Vor wie manchen Frauengestalten knieet die katholische Christenheit! Gott geb's, daß sie alle wenigstens eben so gut und schön als Meister Alberto's Helene sind. —

Als aber der Sturm der Reformation durch das Land fluthete, als die lieblichen Marien von ihren Thronen sanken,

die heiligen Cäcilien, Magdalenen, Katharinen das Prädikat der Heiligkeit verloren im deutschen Lande, da erfaßte Meister Albert's Herz ein großes Zagen.

Immer dünner wurde die gläubige Schaar, die vor seinen geliebten eilf Statuen knie'te, obgleich er muthig und rastlos wie keiner umherging in den Häusern, um durch Bitte, Ermahnung, Drohung, Ueberredung die Gemeinde von St. Nikolaus zusammenzuhalten.

Es glückte ihm bis an seinen Tod allsonntäglich wenigstens einige fromme Christen im Gebet zu sehen vor den heiligen eilf Jungfrauen.

Als er aber gestorben war, ging die Gemeinde ein und die Kirche von St. Nikolaus ward geschlossen. Nun wollten dennoch die Bewohner der umliegenden Häuser die Kirche um Mitternacht erleuchtet gesehen haben und endlich ward es auch durch die constatirten Aussagen mehrerer Weiber von gesetztem Alter zur evidenten Gewißheit, daß ein Mönch allnächtlich mit dem Schlüsselbund erscheine, die Kirche öffne und, nachdem er die Lampen angezündet, Messe lese vor dem Altar der heiligen eilf Jungfrauen von Köln.

Um selbige Zeit ließ ein edler Rath der Stadt Altenburg das Rathhaus bauen und in den Grund des Thurmes ließ er die Statuen der heiligen eilf Jungfrauen aus der St. Nikolauskirche legen.

Obgleich man sonst eben nicht auf Weiber bauen zu können glaubt; die heiligen steinernen Jungfrauen haben das auf sie gesetzte Vertrauen gerechtfertigt; das Rathhaus steht fest und sicher wie am ersten Tage und ist doch auf Frauen gebaut.

Nachgehends ward die St. Nikolauskirche niedergerissen und einsam trauernd blieb der alte Thurm allein stehen. Aber alljährlich zur Adventszeit schleicht ein alter Mönch um den Thurm; es ist Meister Alberto, er sucht seine steinernen Jungfrauen. —

Verräth's ihm Keiner, wo sie sanft und ruhig schlafen?

Huß und Hieronymus.

Von

Uffo Horn.

In später Nacht beim Lampenlichte
Sitzt in der Zelle Johann Huß
Und spricht von seines Volks Geschichte
Mit seinem Hieronymus!

O seht die Zwei so früh verblühen!
Aus ihren Wangen wich die Gluth,
Und von durchwachter Nächte Mühen
Stockt greisig fast das junge Blut.

Denn in der Nacht, der einsam dunkeln,
Beginnet erst des Weisen Tag,
Der lieber heil'ge Sterne funkeln
Als Tagessonnen schauen mag.

Viel Andre nicht in grauen Jahren
Sind wie die Zweie ruhmbekränzt,
Auf deren braunen Lockenhaaren
Des Lorbeers reiche Zierde glänzt.

Doch dieser, nicht mit blut'gem Eisen
Gemäht auf einem Kriegesfeld,
Wuchs in dem heil'gen Hain der Weisen
Dort an der Grenze seiner Welt.

O Weisheit! die du braune Locken
Schon solchen Schmuckes würdig meinst,
Wie wirst du erst die Silberflocken
Am greisen Haupte schmücken einst!

Es hat Johannes seinem Namen
Treu — wie der Täufer, sein Patron —
Gestreut des Lichtes goldnen Samen
In seines Volkes Herzen schon!

O welch ein prächt'ger Blumengarten
Aus seiner Saat zu dieser Frist
An Lilienstängeln, reich und zarten
Christglocken, aufgegangen ist!

Die Pfaffenhütlein, schön geröthet,
Den Rittersporn, das stolze Kraut,
Hat er besorglich ausgejätet
Und Freiheitsröslein angebaut!

Und was Johannes emsig sä'te,
Erfrischt mit seiner Rede Guß
Nachfolgend ihm von Beet zu Beete
Der treue Hieronymus!

Kleine Bilder und Geschichten.

Von

C. Herloßsohn.

Wie es zuerst Nacht wurde.

Da der Herr die Welt erschaffen, war es nur Tag, der sie mit immerwährendem Glanz umhüllte.

Wie aber der Tag einmal, als sein Strahl durch die dichtesten Lauben des Paradieses drang, Eva's schwarze Augen erblickte, und darin alle Sterne sah und den Mond und die geheimnißvolle Pracht des Himmels, da verwunderte er sich und erkannte, daß er von nun an die Welt nicht allein beherrschen könne, und er gab die Hälfte seines Regimentes der Nacht, die er in Eva's schwarzen leuchtenden Augen gesehen.

Seit jener Zeit wechselt Tag und Nacht, und vom ersten Frauenauge her beherrschen die Frauenaugen die halbe Welt.

Woher die ersten blauen Augen.

Der Herr zürnte der Menschheit ob ihres großen Verderbnisses. Er sandte die Sündfluth über die Erde. Nur Noah, den Gerechten, wollte er erretten und die Seinigen. Er befahl dem blauen Himmel, daß er nicht mehr liebend

auf die Erde blicke, daß er sich umwölke und Regenfluthen und den zündenden Blitz hernieder sende.

Aber Noah hatte eine Tochter, die jüngste und schönste, Alisa, die fromm war und stets mit Inbrunst und gläubigem Vertrauen zu dem Himmel des Herrn emporblickte.

Es waren damals die Augen der Erdenkinder alle noch schwarz, von Eva her, ihrer schönen Mutter.

Da dauerte den blauen Himmel aber das fromme Kind, daß er sich auch für sie umwölken müsse und daß sie einer Zeit des Drangsales und der Finsterniß in der Arche entgegengehe.

Darum blickte er scheidend noch einmal in Alisa's Augen mit unendlicher Liebe und diese schlossen sich und öffneten sich erst, als die Taube mit dem Oelzweig kam.

Und sie waren seitdem blau geworden diese Augen von dem letzten Liebesblick des Himmels.

So leuchtete denn in Alisa's Augen der blaue Himmel wieder und unten die grüne Erde wieder.

Und daran sollen wir denken, so oft wir ein blaues Frauenauge sehen.

Warum die Schwalben im Herbst nach dem Süden wandern.

Vor undenklichen Zeiten war die Heimath der Schwalben nur das Nilufer und das tiefere Afrika. — Da begab es sich, daß einmal eine große Dürre über das Land kam; Ströme, Seeen und Bäche vertrockneten, mit ihnen alle Insekteneier und die armen Vögel litten grausame Hungersnoth. Da beschlossen sie in ihrer Verzweiflung, sich von der theuern Heimath zu trennen und nach dem Norden zu ziehen, wo der Himmel eben so blau leuchtete und der Frühling mit aller Macht gekommen war.

Und hier fanden sie Alles frisch und reich und wohnlich, hier nisteten sie, brüteten und erzogen ihre Kleinen. Und wie es wieder zum Herbste ging und die jungen Schwalben schon gekräftigt waren an Brust und Schwingen, da überkam die Alten, die Auswanderer, eine gewaltige Sehnsucht nach der Heimath, sie wollten den Ort ihrer Geburt wiederschauen, sie wollten dort sterben und ruhen bei ihren Vätern.

Also ward es beschlossen und es zogen die Alten und Jungen gen Süden. — Hier schlossen jene ihre müden Augen und wurden von ihren Kindern bestattet.

Wie aber der neue Frühling kam, da regte sich in den Herzen der Jungen die Sehnsucht nach der neuen Heimath, nach jener nordischen Heimath, wo sie geboren und groß geworden, und sie zogen hinauf in die Eichenhaine und an die Ströme, die sie kannten von Kindheit her.

Als aber der Herbst wieder erschien, da gedachten sie der fernen Todten ihrer Gräber und zogen wiederum abwärts. Die, so inzwischen alt und schwach geworden und zu sterben kamen, die versenkten sie bei den vorangegangenen Vätern, und als der neue Lenz kam, da wanderte das neue Geschlecht wieder aufwärts in die eigene Heimath.

So ziehen sie auf und nieder, von den theuern Gräbern zu ihren Wiegen und von ihren Wiegen zu den Gräbern. Hier brüten, dort ruhen sie — bis auf den heutigen Tag.

Von den Schwänen.

Auch die Schwäne ziehen, wie die Schwalben, wenn der Sommer scheidet, nach dem Süden. Sie wandern nach einer Insel im Ocean, welche man Neuholland nennt. Auch dort giebt es Schwäne, aber ihr Gefieder ist schwarz wie die Nacht.

Vor langer, langer Zeit waren alle Schwäne weiß und jene Insel war ihre Heimath. — Da begab es sich einmal,

daß ein junges Schwanenkind, trotz der Ermahnung des Vaters, zu einem Raben, der sie zu bestricken wußte, sündige Neigung empfand; sie sahen sich zur Nacht im Waldesdunkel und das Schwanenmädchen vergaß der Warnung des Vaters und der Reinheit seines schneeweißen Gefieders.

Wie aber solches zu Tage kam, da verstieß und verfluchte der alte Schwan sein gefallenes Kind und verkündigte, daß dessen Nachkommen alle gebrandmarkt sein sollten durch schwarzes Gefieder.

Und weil das ganze Geschlecht entehrt war, versammelte er seine andern reingebliebenen Kinder und verließ die Heimathinsel. Sie zogen weit hinauf gen Norden, ein neues Vaterland zu finden. Hier tödtete den alten Schwan gar bald der Schmerz und die Schande.

Aber die Geschwister hatten die unglückliche Schwester nicht vergessen, und alljährlich lenken sie den Flug nach dem Süden, um sie wiederzusehen, um sie zu trösten. Dann kehren sie wieder in die neue Heimath zurück, wo sie sich rein erhalten haben.

Und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Von den Rosen.

Ehedem waren die Rosen alle roth.

Zwei Rosen standen neben einander, die eine aufgeblüht in ihrer purpurnen Fülle, die Andere noch züchtig verhüllt, halb Knospe.

Ein schöner, bunter Schmetterling gaukelte zwischen ihnen umher und sagte zu der vollen Rose:

„Wie bist Du schön, Königin der Blumen!“

Die volle Rose erwiederte stolz und laut: „Das haben mir alle Deine Brüder schon gesagt; weißt Du mir nichts Besseres zu sagen?“

Der Falter flog jetzt zur halbaufgeblühten Rose und sprach:

„Auch Du bist schön, holdselige Knospe, nicht Königin noch, aber werth Königin zu sein.“

Die Knospe senkte verschämt die Augen und erröthete tiefer, dann erwiederte sie leise: „Ich weiß nicht, was Du sprichst, aber die Gnade des Herrn hat mich erschaffen.“

Da entgegnete der Falter:

„Du bist so demüthig und bescheiden und preisest den Herrn, Du sollst meine Erwählte sein.“

Dies schnitt der vollen Rose in's Herz, denn sie empfand ihren Mißgriff und den Schmerz der Zurücksetzung und sie erblaßte vor Scham und Weh.

Seitdem giebt es auch weiße Rosen.

Von den Farben.

Warum ist die Farbe der Hoffnung grün, die der Treue blau und jene der Unschuld weiß, und die Farbe der Liebe roth?

Es steht davon nichts in der Blumensprache; wir müssen das Buch der Natur aufschlagen.

Die Farbe der Unschuld ist weiß, weil Weiß gar keine Farbe ist, die Schuldlosen wissen es gar nicht, daß sie schuldlos. Erst mit der Schuld kommt das Bewußtsein derselben. Ein Erdenstäubchen schon entweiht die Reinheit der Lilie — und die Lilie ist dann nicht Lilie mehr.

Und die Farbe der Treue ist blau, weil ja der Himmel blau ist, der uns nie gelogen, der da fest steht, wie wir auch wanken und schwanken, der immer wieder erscheint nach Wolkennacht und Ungewitter in seiner ewigen treuen Reinheit. Und wenn Alles bricht, blicken wir zum Himmel empor. Dort oben, nicht hier unten in der Erde oder im feuchten Meer ist der Ankergrund unsers Vertrauens. Dort oben

„Ueberm blauen Himmelszelt
Muß ein guter Vater wohnen!“

Und die Hoffnung ist grün. Werden ja in jedem Frühling selbst die Gräber, worin die lange Hoffenden und Harrenden ruhen, grün! Spricht doch aus jedem keimenden Grashalm, jedem Blatte, jeder Knospe die Hoffnung. Der Frühling ist die Hoffnung, und die Hoffnung ein ewiger Frühling. Noah's Taube brachte das grüne Oelblatt und mit ihm die Hoffnung. Jeder Frühling ist für uns eine Noahstaube. Und ich glaube, die Todten in den Gräbern wissen das ganz gut, und wenn der Lenz seine Flügel regt und die warmen Lüfte über die Erde ziehen: da pocht ihr Herz, ihr Leben und Denken pulsirt, sie fühlen es, daß es warm wird über ihnen, daß die Lerchen singen und die Schwalben schwärmen, und sie treiben aus ihrer Brust Gräser und Halme empor zum Sonnenlichte und zeigen uns, daß sie lebendig sind im Tode.

Das ist die Auferstehung, die sie uns verkündigen. Sie rufen uns zu: Hoffet, so werdet ihr erhöret werden!

Warum freut sich denn das Menschenauge, wenn die Bäume grünen, wenn die Primeln aus der Erde steigen? Mit dem Auge freut sich auch das Menschenherz, und das Menschenherz ist etwas Großes, Gewaltiges, das die geheime Sprache des Weltgeistes versteht.

— Warum ist die Farbe der Liebe roth?

Weil das Herzblut roth ist und weil nur ein Mensch der ein treues, glaubendes Herz hat, wahrhaft lieben kann. Jede Blutwelle ist dann ein Puls der Liebe und jeder Herzschlag eine Ahnung der Unsterblichkeit. — Und wenn die Sonne untergeht, so küßt sie mit purpurnen Lippen noch zum Abschied die Erde, die sie liebt; denn sie segnet, befruchtet, ernährt sie. Und wenn die Sonne aufgeht, so küßt sie im Morgenroth mit denselben purpurnen Lippen ihre theure Erde. Wir nennen das Abend- und Morgenroth; aber es ist nur die Liebe, die gewaltige Liebe, welche die Sonne offenbart im Geiste des Herrn!

Warum die Nachtigallen nur im Frühling singen.

Jupiter hatte sich den Adler zum Liebling erkoren, Juno den Pfau, Minerva die Eule sogar, die Tauben zogen Aphroditens Wagen und Leda's Schwan ward unter die Sterne versetzt. Nur die armen unscheinbaren Nachtigallen, die im Hain von Paphos Götter und Menschen entzückt, waren vergessen worden.

Tief gekränkt in ihrer Liederseele beschlossen sie, eine Botschaft emporzusenden zum Throne des Donnerers, um zu klagen über solche Zurücksetzung und seine Gnade zu erflehen.

Und als der Frühling prangend über der Erde lag, da schieden die Erkornen und flogen empor mit ihrer Botschaft durch den Aether in den Olymp der Ewigen.

Die Zurückgebliebenen harrten und hofften.

Aber jene Botschaft ist nie wiedergekehrt bis auf den heutigen Tag.

Und darum, wenn der Frühling kömmt, da klagen und rufen die Nachtigallen — die vordem während des ganzen Jahres gesungen — und hoffen noch immer, ihre Boten würden wiederkehren und ihnen freudige Kunde bringen von der Gnade des Herrschers.

Der Weihnachtsabend.

Von

Karl Haltaus.

So bricht sie an die heil'ge Nacht,
Und Millionen Kerzen
Erleuchten sie mit Silberpracht,
Und Weihnacht wird's im Herzen.
Ein Jubelrausch durchzuckt die Luft:
Der Heiland ist geboren!
Und jede Brust hat Balsamduft
Zur Freude sich erkoren.

Da steht er da der Weihnachtsbaum,
Der schönste Baum auf Erden,
Und Mancher wünscht im Jugendtraum
Noch einmal Kind zu werden.
Gleich gold'nen Früchten strahlt das Glück
Im Land der Hesperiden,
Doch führt kein einz'ger Weg zurück
Zu Edens stillem Frieden.

„Wie glücklich preis' ich, Kinder, euch
Dort oben in den Zimmern,
Wo jetzt, gleich wie im Himmelreich,
Die Weihnachtskerzen flimmern!"
So seufzt ein Knabe tief und schwer,
Empor zum Fenster stierend,
Sein Auge feucht, sein Magen leer,
An allen Gliedern frierend.

Er schaut die hellen Kerzen all,
Die nur für ihn nicht scheinen,
Er hört der Freude lauten Schall
Und möcht' vor Wehmuth weinen,
Er sieht ein neues Prachtgewand
Und kann sich kaum erwärmen,
Ihn segnet keine Mutterhand,
Kein Vater stillt sein Härmen.

O armer, armer Waisenknab',
Verlaſſ'ner und verkannter,
Wie du, so irrt ohn' Haus und Hab
Umher gar manch Verbannter.
Er floh hinweg vom Vaterhaus,
Weil er zu frei gesprochen,
Und zieht einher durch Nacht und Graus
Und hat doch nichts verbrochen.

Er sieht im Geist am Weihnachtsfest
Den grünen Christbaum flammen,
Sein Herz, sonst kühn und felsenfest,
Heut bricht es fast zusammen.
Die Sehnsucht preßt den Schmerzruf aus:
„Wollt' Alles gern vermissen,
Wär' nur daheim im Aelternhaus
Dereinst mein Sterbekissen!"

Ehrlich währt am längsten.

Aus einer Sammlung „Bilder aus dem Familienleben."

Von

Julius Hammer.

Ein armer Flickschuster zu sein, der in der Regel nur das invalideste Schuhwerk, das keinen rechten Stich mehr halten will, zum Ausbessern unter die Hände bekommt, ist eben kein beneidenswürdiges Loos; aber nun vollends ein heruntergekommener Flickschuster und außerdem Gatte und Familienvater — ihr werdet mir zugeben müssen, geneigte Leser, wer es so weit gebracht hat, der weiß, was das Sprüchwort zu bedeuten hat: „die lieben Englein im Himmel singen hören."

Samuel Barthels draußen in der wilsdruffer Vorstadt hatte sie in seinem Elend so oft zu hören gemeint, daß er endlich eine ganz besondere Vorliebe — es klingt seltsam, aber es ist so — für den geistlichen Gesang gefaßt hatte. Davon hättet ihr euch noch vor kurzem selbst überzeugen können, wenn euch der Zufall einmal in den dunklen Hofwinkel verschlagen hätte, wo er zwischen dem Dach und dem einzigen Stockwerk eines armseligen Hintergebäudes, in einem niedrigen Behältnis, daß ehemals zum Aufbewahren von Steinkohlen gedient, mehrere Jahre hindurch mit Weib und Kindern gehaust hat.

Hier hättet ihr ihn täglich zu häufig wiederholten Malen vernehmen können, wie er mit rauher, zitternder Stimme Lieder aus dem Gesangbuch absang oder auch in lautem Predigertone, den er gleichfalls wie eine Art von Gesang behandelte, ein oder mehrere Kapitel aus der Bibel las.

Vorzugsweise salbungsvoll erschallte bei diesem Geschäft seine Kehle, wenn er sie mit einigen Zügen aus der Schnapsflasche angefeuchtet hatte. Damit will ich ihn jedoch keineswegs einen Säufer schelten — das wäre Verleumdung; denn erstens besaß er selten die Mittel dazu, sich einen Rausch zu trinken, und zweitens überfiel ihn gewöhnlich, wenn er sich in dieser Beziehung ja einmal vergessen hatte, die bitterste Reue. Er war dann im Stande zu weinen, wie ein Kind, und sich selbst die verächtlichsten Bezeichnungen beizulegen.

Bei seinen Nachbarn hieß er nicht anders als „der fromme Pech-Barthels,“ ein Spitzname, den er keineswegs ungern hörte, sich vielmehr mit nicht geringer Selbstgefälligkeit zur Ehre anrechnete. Der Armenvorsteher des Bezirks schilderte ihn mir als einen freilich überspannten, aber sonst friedfertigen, verträglichen Mann, der nur manchmal „seinen Schuß habe.“ In der Regel trug er Spott und Hohn und selbst die ärgsten Schimpfreden mit einer Ergebung und Geduld, die fast an stumpfe Gleichgiltigkeit grenzte. Seine Bet- und Singübungen schienen seinen ganzen innern Menschen auszufüllen, und oft gab er nicht undeutlich zu verstehn, daß er sich für einen Gesegneten des Himmels halte, den der Herr plötzlich einmal erhöhen werde. „Noth,“ pflegte er zu sagen, „lehrt beten, und es steht geschrieben: Betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet!“

Er hatte Stunden, wo er über sein Elend ordentlich in Begeisterung gerieth und behauptete, Niemand sei glücklicher als er, denn nur der sei ein wahrhafter Mensch im vollen Sinne des Worts, den die Hand Gottes niedergeschlagen habe.

Allein solche Ausbrüche der Begeisterung waren gewöhnlich nur die Vorläufer einer ganz entgegengesetzten Stimmung, die mit stiller Niedergeschlagenheit anfing und mit seinem „Schuß“ endigte. Wenn sie ihn überschlichen hatte, so war er kaum mehr zu erkennen. Zuvörderst pflegte er seine Gebetübungen erst abzukürzen und nach und nach gänzlich ein-

zustellen. Als ob er das Licht scheue, das ohnehin nur spärlichen Zugang zu diesem Loche fand, setzte er sich dann, das Gesicht gegen die Wand gekehrt, in einem Winkel entweder auf den bloßen Boden oder mitunter auch auf seine große Bibel. So saß er, die Hände um die heraufgezogenen Kniee gefaltet, oft stundenlang, jetzt stumm vor sich hinstarrend, jetzt wieder Seufzer ausstoßend und unverständliche Laute murmelnd, oder auch sogar, was jedoch seltener geschah, laut weinend und heulend.

Seltsamer Weise hatte er in diesem Zustand eine weit größere Eßlust als sonst. Gierig schlang er die Bissen hinunter, die seine Frau oftmals sich selbst abdarbte, um ihn nicht zu reizen, und sobald er sich vollgestopft hatte, bettelte er sie noch obendrein, Schnaps holen zu lassen, „damit er etwas zu Kräften käme," wie er sich mürrisch ausdrückte. Man kann sich leicht vorstellen, was die arme Frau dabei zu leiden hatte.

Doch hoffentlich sind die Zeiten der Noth und der äußersten Anstrengung ihrer Kräfte nun auf immer für sie vorbei, denn, daß ich es gerade heraussage, mit Barthels ist mit einem Male eine völlige Umwandlung vorgegangen.

Wie und wodurch dies geschehen, das will ich euch jetzt, liebe Leser, der Wahrheit getreu erzählen.

Es war etwa vierzehn Tage, vielleicht auch noch etwas darüber, vor Weihnachten, als unser „frommer" Sänger wieder einen ähnlichen Anfall hatte, wie den eben geschilderten. Nachdem er schon seit beinah einer Woche Gesang und Predigen gänzlich eingestellt, saß er eines Nachmittags abermals in seiner Ecke auf der Bibel, vor sich hinmurmelnd und zuweilen, gegen seine Gewohnheit, lebhafte Geberden mit den Armen dazu machend. Seine Tochter Mine, ein sanftes Geschöpf von fünfzehn Jahren, das bei einem jungen Beamten als Kindermädchen diente und manchen Sparpfennig vom kargen Lohn ins Haus der Aeltern brachte, war zu Besuch gekommen. Die Mutter, die, an Schwindel leidend, schon

seit mehrern Tagen unwohl war und nichts hatte arbeiten können, freute sich mit Thränen in den Augen über die wenigen Groschen, die ihr die gute Mine in die Hand drückte.

„Wo ist denn der Vater?“ fragte das Mädchen.

Die Mutter deutete mit einem Seufzer nach der Ecke und sagte dann, leise bittend: „Barthels, willst du nicht aufstehn? Minel ist da!“

Er hatte sie recht wohl bemerkt, that aber als ob er nichts hörte, und grollte, vernehmlich genug, in sich hinein: „Es ist unmöglich, daß nicht Aergernisse kommen; wehe aber Dem, durch welchen sie kommen! Es wäre ihm besser, daß man einen Mühlstein an seinen Hals hängete und er ersäufet würde im Meer, da es am tiefsten ist.“

„Aber, Vater!“ begann die Tochter schüchtern.

„Still!“ fiel ihr die Mutter ins Wort, „es ist besser, wir lassen ihn.“

Da drehte er sich rasch herum und rief laut: „Still! Ich weiß, daß ihr Alle gegen mich seid! Was plagt ihr meine Seele, sag' ich mit Hiob, und peinigt mich mit Worten? Ihr habt mich zehnmal gehöhnt und schämet euch nicht, daß ihr mich also umtreibet. Ihr erhebet euch wahrlich wider mich und scheltet mich zu meiner Schmach!“

In solcher Weise redete er noch eine Zeit lang fort; dann sank er von neuem in sich zusammen.

Nach und nach wagten Mutter und Tochter wieder flüsternde Worte zu wechseln. Unter Andern wendete sich ihr Gespräch auf die Leute im Erdgeschoß, an deren Wohnung Mine auf dem Wege zu ihren Aeltern vorüber gemußt.

„Ach, Mutter!“ sagte sie, „es muß übel ablaufen. Der Aufwand, den Sieglers seit einiger Zeit machen, kann nicht mit rechten Dingen zugehen. Die Frau hatte eine theure neue Haube auf und trug eben einen großen Teller voll Wurst in die Stube hinein.“ —

Barthels regte sich; doch da er weiter keinen Laut von sich gab, fuhr Mine fort: „Und der Mann, der von jeher ein

Müßiggänger war, soll jetzt ein Heidengeld in Bier und Schnaps verthun."

„Oho!" lachte der Vater aufstehend und einen langen Zug aus der Schnapsflasche thuend.

Seine Frau hatte diese nämlich zur Hälfte für ihn füllen lassen und sie, wie gewöhnlich, versteckt, um ihm ihren Inhalt allmählich in kleinen Quantitäten zuzutheilen. Er hatte sie aber diesmal heimlich zu entwenden gewußt und sie im Laufe des Nachmittags ganz ausgetrunken.

„Mein Gott, Barthels!" rief die Mutter. „Ist das der Dank für meine Gutmüthigkeit?"

„Was Gutmüthigkeit?" entgegnete er mit schwerer Zunge. „Was Siegler kann, das kommt mir auch zu. Was sagt Psalm acht und siebzig? Er gebot der Wolke droben und that auf die Thür des Himmels und ließ das Man auf sie regnen, zu essen, und gab ihnen Himmelsbrot. Sie aßen Engelbrot, er sandte ihnen Speise die Fülle."

„Du bist betrunken, Mann!" ächzte die Frau. „Pfui, du solltest dich schämen!"

„Schämen? Ihr müßt euch schämen, daß ihr nicht begreifet was für ein Geist in mir steckt. Ein hoher Geist, sag' ich euch, der zu etwas Besserem geboren ist! Geht in euch und bekehrt euch. Ihr seid meine Stricke und Kette und Fußeisen. Wenn ich mich nicht verheirathet hätte, könnt' ich in Freude leben und ein großer Mann sein, anstatt daß ich jetzt am Hungertuche nage."

„Du wirst dich versündigen!" sprach die Mutter schwach, den Kopf in die Hand sinken lassend.

Mine weinte bitterlich und tröstete die Mutter, so gut sie konnte. Indessen waren auch zwei Knaben aus der Armenschule heimgekommen. Wie sie sahen, daß der Vater wieder den „Schuß" hatte und die Mutter übel behandelte, hielten sie sich nicht und traten ihm mit Vorwürfen entgegen.

„Wir müßten verhungern, wenn die Mutter nicht so

viel arbeitete, und wenn die Schwester Mine nicht manchmal was mitbrächte!"

„Ja," fiel der jüngere ein, „du willst keine Hand rühren; dein Singen und Beten hilft zu gar nichts!"

„Verfluchte Hallunken!" schrie Barthels ergrimmt und warf die Schnapsflasche nach den Knaben, die aber die Frau traf.

„Jesus im Himmel!" stöhnte diese und wollte aufstehn, sank aber matt in den Schemel zurück.

Die Knaben kreischten laut auf. Mine rang jammernd die Hände. Vom Hofe herauf schallte rauhes Gelächter.

Der Handarbeiter Siegler, der den Lärm hörte, stand unten und spottete! „So recht, Pech-Barthels! Karbatsche dein Pack nur! Gelt, sie lassen dir keine Ruhe, wenn du Betstunde hältst? Möchtest auch endlich einmal gute Tage haben? Glaubs wohl! Aber an uns armem Volk ist Hopfen und Malz verloren. Die reichen Leute fressen Alles weg."

Der Flickschuster stand keuchend am Fenster. Nach einer Pause sprach er dumpf: „Euer Reichthum ist verfaulet, eure Kleider sind mottenfräßig geworden. Euer Gold und Silber ist verrostet, und ihr Rost wird euch zum Zeugniß sein, und wird euer Fleisch fressen wie ein Feuer. Ihr habt euch Schätze gesammelt an den letzten Tagen. Siehe, der Arbeiter Lohn, die euer Land eingeerntet haben, und von euch abgebrochen ist, das schreiet, und das Rufen der Ernter ist gekommen vor die Ohren des Herrn Zebaoth!"

Die letzten Worte hatte er gedanken- und fast tonlos gelallt. Nun schlug er sich plötzlich vor die Stirn und raufte sich das Haar.

„O ich bin ein niederträchtiger, elender, verworfener Sünder!" heulte er. „Ich bin nicht werth, daß mich das Licht des Tages bescheint. Ich habe euch Alle ins Unglück gebracht. Ich bin ein erbärmlicher Schächer. Wehe über mich!"

„Vater!" bat die Mutter, ihre schwache Kraft zusammenraffend. „Warum verzagst du? Der Herr läßt seine

Sonne aufgehn über Gerechte und Ungerechte, er hat jedes Haar gezählt auf unserm Haupte. Hast du das nicht oft dir zum Trost gesagt? Sei gefaßt, es wird noch Alles gut werden. Wir finden vielleicht einen neuen Erwerbszweig. Geh morgen wieder zu dem alten Herrn Justizrath, dem du ein ganzes Jahr hindurch die Kleider gereinigt und die Stiefeln geputzt hast. Vielleicht nimmt er dich wieder an; er wollte dir ja sonst so wohl, daß er dir sogar versprochen, dich weiter zu versorgen, und wenn du ihn recht um Verzeihung bittest, daß du damals von ihm gegangen, so —"

„Ja, Mutter," sagte einer der Knaben weinend, „wenn der Vater nicht aufgehört hätte, Herren zu bedienen, da könnten wir uns jetzt recht wohl befinden. Lormann's Karl hat ihm gesagt, sein Vater verdiente sich ungeheuer viel mit dem Geschäft."

„Die Schusterei," fügte der Bruder hinzu, „bringt ja ohnehin nichts ein; wir haben keinen einzigen Kundmann mehr, der bezahlen kann."

„Alles, Alles aus!" stöhnte Barthels und fing ebenfalls zu weinen an.

Nach einem tiefen, langen Stillschweigen, das nur durch Schluchzen bisweilen unterbrochen wurde, sprang er plötzlich entschlossen auf und tappte in der Finsterniß umher, denn der Abend war völlig hereingebrochen.

„Was suchst du, Vater?" fragte Mine ängstlich.

„Nichts — nichts — meinen Rock —" antwortete er.

„Um Gotteswillen, was hast du vor?" stammelte die Mutter.

Er zog den Rock an, setzte die Mütze auf.

„Hinaus! hinaus! Ich ersticke hier. Aber sei ruhig, liebes Weib — ruhig, Kinder; ich will ausgehn, um — um — ja, Arbeit will ich suchen gehn — Arbeit — Arbeit!"

„Aber jetzt, Mann? Warte bis morgen früh!"

„Nein, nein; — ich hab' eine Ahnung, daß mirs heute noch glückt. Verzeiht mir Alle, was ich geredet habe. Ich

war nicht bei mir. Aber nun bin ich ganz nüchtern und bei Sinnen. Es ist mir auf einmal wie Schuppen von den Augen gefallen. Von nun an soll's anders werden, anders, sag' ich euch. Laßt mich, ich komme bald wieder."

Da kein Bitten und kein Zureden half, so ließ man ihn gehen. Die Treppe hinunterstolpernd murmelte er noch zu wiederholten Malen: „Anders, sag' ich euch, ganz anders."

Die Reue über sein abscheuliches Benehmen würde ihn wahrscheinlich noch viel ärger gemartert haben, als sie es ohnehin schon that, wenn die Wirkung des genossenen Branntweins seine Lebensgeister nicht noch immer in einer gewissen entschlossenen Spannung erhalten hätte. Er wußte zwar noch nicht, was er wollte, aber schon der lebhaft erwachte Trieb, etwas für die Seinigen thun zu wollen, schützte ihn vor muthloser Stumpfheit. Er wollte zuvörderst überlegen. —

Mit sich selbst redend wankte er die dunkle Gasse hinunter. Nachdem es einige Tage vorher stark geschneit hatte, war Thauwetter eingetreten. Aber Barthels achtete trotz seiner zerrissenen Stiefeln des Schmutzes und der Nässe nicht. Die feuchte Luft that ihm wohl; sie kühlte ihm die brennende Stirne, linderte sein stechendes Kopfweh.

Als er an der Annenkirche vorüberkam, überlief ihn ein seltsamer Schauder. Er glaubte Orgel zu hören, es summte ihm vor den Ohren wie Chorgesang.

Was ihn in der letzten Zeit viel beschäftigt hatte, und was auch die Ursache seiner Niedergeschlagenheit gewesen, erwachte mit erneuerter Lebhaftigkeit wieder in seiner Brust — die Erinnerung an die Weihnachtstage seiner Kindheit. Barthels war — das wollen wir hier beiläufig einschalten — aus der kleinen Stadt Bischofswerda, wo sein Vater ein ehrbarer Schuhmacher gewesen, gebürtig und hatte, da das Schuhmachergewerbe nicht nach seinem Geschmack war, das Strumpfwirkerhandwerk erlernt, das er aber, als dessen Betrieb nicht recht gehen wollte, gegen eine gute Anstellung als eine Art Markthelfer in einem großen Wollgeschäfte vertauschte.

Dieses löste sich jedoch bald nach seiner Verheirathung auf, und nun zog er nach Dresden und machte den Lohnbedienten, den Stiefelputzer für einzelne Herrn und nebenbei unter der Hand den Flickschuster. Während dieses Zeitabschnittes legte er den Grund zu seinem nachherigen Elend. Wie er in dasselbe so tief habe versinken können, wird unsern Lesern begreiflich sein, wenn wir ihnen sagen, daß Barthels von jeher nicht viel Lust zu ausdauernder Thätigkeit, dagegen stets desto mehr Hang zu Hochmuth und Frömmelei gehabt.

Doch folgen wir ihm auf seinem jetzigen Gange weiter. „Ach Gott, ach Gott!“ sprach er unterwegs vor sich hin. „Wenn meine seligen Aeltern wüßten, wie es ihrem Sohn geht! Wie schön waren die Jahre im älterlichen Hause; wie freute ich mich immer auf die Weihnachtszeit, wie glücklich war ich, wenn der große Christbaum angezündet wurde! Nun hab' ich selbst Kinder — aber wer zündet ihnen den Christbaum an? Vielleicht müssen sie Hunger leiden am heiligen Fest, und ich, ich, ihr Erzeuger, der auch ihr Ernährer sein sollte, ich bin schuld, daß sie darben — daß sie nicht wissen, was eine frohe Kindheit ist! Darum schnell, schnell Mittel und Wege geschafft, alter Sünder! heute noch — diese Stunde noch!“

Er verdoppelte die Schnelligkeit seiner Schritte, er lief durch Dick und Dünne, er machte die seltsamsten, unausführbarsten Pläne.

Auf dem Postplatze angekommen, blickte er auf und um sich. Ein reges, ihm fast fremd gewordenes Leben umgab ihn. Der Postillon stieß eben ins Horn, die Passagiere zur Abfahrt herbeirufend. Barthels stellte sich ein Weilchen unter das große Portal und sah dem Treiben zu. Die im Flur aufgehäuften Kisten und Koffer betrachtend, dachte er sich, was Alles für kostbare Sachen darin sein möchten. Darauf wendete er sich der wilsdruffer Gasse zu, wo die verschiedenen Verkaufsläden bald seine besondere Aufmerksamkeit erregten — unter diesen zunächst vor allen andern das elegante Fleisch-

waarengewölbe, welches wohl auch dem Einen und Andern von euch, liebe Leser, wenn nicht der Verkaufsgegenstände wegen, so doch um der Verkäuferin willen, angezogen haben mag. Auch heute wendeten sich viele Blicke der schlanken Blondine zu, die mit so vieler Anmuth in ihren Bewegungen das blanke Messer und die Wage zu führen versteht, und unter deren Hand sich Wurst und Schinken wenigstens in Marcipan zu verwandeln scheinen.

Unser Barthels jedoch hielt sich, durch die großen Spiegelscheiben schauend, an den wahren Gehalt der Sache. Ohne die verführerische Fleischerstochter zu beachten, verschlang er mit gierigen Augen den großen, schön aufgeputzten Wildschweinskopf und die dicken Rauchfleischstücke, welche einladend am Fenster prangten. Das Wasser lief ihm im Munde zusammen, und unwillkührlich bewegte er die knisternden Kinnladen.

„Wenn ich jetzt hier," dachte er, „die Tasche vollsacken könnte und käme dann nach Haus und packte aus und spräche: Kinder, eßt euch satt!"

Er biß sich auf die Lippen und stieß einen schweren Seufzer aus. Rasch wendete er dem Schweinskopf, den Würsten und Speckseiten den Rücken und eilte fort.

„Etwas verdienen," murmelte er, „das ist die Hauptsache!"

Sieh, da kam er, wenige Schritte weiter, an den Laden eines Juweliers und hielt abermals an. Wie prunkten da die goldnen Ketten und Ringe und Nadeln und Spangen mit blitzenden Edelsteinen! Große verzierte, silberne im Innern vergoldete Becher und Gefäße von mannigfaltiger Form strahlten im Scheine der hellen Gasflammen, durch welche das Lokal beleuchtet war. Vornehme Herren und Damen feilschten drin um die kostbarsten Dinge; ihre Augen funkelten wie die Diamanten, die sie in zarten Händen hin- und herwendeten und im Lichte spielen ließen.

„Oh, oh!" seufzte Barthels wieder, „hätte ich nur das Geld, was der kleinste dieser Ringe kostet, für welche die

hohen Herrschaften so große Summen bezahlen, mir wäre auf einmal geholfen! Sie wissen nicht, wie Mangel und Noth thut. Wie sie lächeln und mit den Köpfen nicken und mit den seidenen Kleidern rauschen! Sie sollten nur einen Tag, nur eine Stunde in meiner Haut stecken! Es ist wahr, die Reichen habens doch gar zu gut!"

Als die Herrschaften jetzt das Gewölbe verlassen wollten, fuhrs dem Flickschuster wie ein Blitz durch den Kopf. „Wie wär's, wenn ich — einmal ist ja nicht immer — wenn ich um eine Gabe, um eine Unterstützung anspräche? Vielleicht — aber, Barthels, willst du dich zum Betteln herablassen? Und doch, was wär's denn weiter, für Weib und Kinder!" —

Er stand noch unentschlossen, als die beiden Damen und Herrn schon an ihm vorüber waren, um in den vor der Thür für sie haltenden Wagen einzusteigen.

„Sie verzeihen," begann er näher tretend, hinter dem Rücken des einen Herrn mit leiser Stimme, ward aber nicht gehört. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt; er wollte noch einmal ansetzen, da wurde die Wagenthür zugeschlagen, und die Rosse trabten mit ungeduldiger Schnelligkeit davon.

„Schafskopf!" knirschte Barthels und stülpte sich die Mütze, die er bisher in der Hand gehalten, wüthend auf den Kopf. — „Dummer Esel! Wenn ich kein Ochs gewesen wäre, hätt' ich vielleicht einen guten Schlag gemacht. Es wäre doch ein Anfang gewesen."

Indem er nach der andern Seite der Straße mit großen Schritten hinüberging, fügte er hinzu: „Jetzt mags biegen oder brechen — ich muß was mitbringen — ich muß! Ich gehe nicht eher nach Hause."

Diesmal schien ihn der Zufall begünstigen zu wollen. Vor dem Hotel de France hielt ein Reisewagen, und an der Thür stand ein junger Mann, nachlässig in einen eleganten, reich mit Pelz besetzten Mantel gehüllt, einem Bedienten Befehle gebend. Als er Barthels müßig gaffend dastehen sah,

wendete er sich zu ihm und sagte, auf ein paar Schachteln deutend, die zu seinem Gepäck gehörten, in etwas gebrochenem Deutsch: „He, ihr da, hurtig — mit helfen, Freund! Faßt an, das da auf mein Zimmer tragen!“

„Zu Befehl, mein verehrtester Herr!“ stotterte Barthels etwas verdutzt mit einer tiefen Verbeugung und schickte sich sogleich an, den Auftrag zu erfüllen.

Während er beschäftigt war, die Schachteln mit einem dabei liegenden Riemen zu umwinden, um sie leichter fort zu bringen, stieg der Fremde die Treppe hinan. Nach einer Weile folgte ihm Barthels, nachdem ihm ein Kellner No. 7. in der ersten Etage als die Wohnung des Angekommenen bezeichnete. Mit einiger Mühe fand er sich zurecht und wollte eben an die Thür klopfen, als sie von dem Bedienten geöffnet ward. Dieser wollte ihm die Bürde abnehmen, aber der Herr, welcher ermüdet und, wie es schien, verstimmt auf dem Sopha ausgestreckt lag, rief ihm zu, er solle sich nicht aufhalten und so schnell als möglich Heizung bestellen.

Als nun Barthels die Schachteln in der Thür an einem Stuhle, auf dessen Lehne der Pelzüberwurf lag, niederzustellen im Begriff war — da fiel sein Blick auf etwas am Boden Liegendes. Er blickte genauer hin — es lief ihm heiß durch die Adern — wie gebannt hefteten sich seine Augen auf dieses verlockende Etwas; — aus einer offenen Brieftasche, die wahrscheinlich beim Abwerfen des Oberkleides aus der Tasche herausgefallen war, lugte ein starkes Packet Cassenanweisungen hervor!

„Herr Gott, führ' mich nicht in Versuchung!“ — Seine Kniee zitterten, als er die Schachteln zögernd übereinandersetzte und zusammenrückte. — „Ist es Sünde, wenn ich“ — er schauderte vor dem Gedanken, aber der Gedanke ließ ihn nicht los — „wenn ich dieses einzige Mal zum Diebe werde, um meine Familie zu retten? Er ist reich — er kanns entbehren, und *sie* darben!“

Er griff nach der Brieftasche — seine Hand war wie

gelähmt. „Hab' ich nicht," fragte er sich weiter, „das Unglück der Meinigen verschuldet — ist das denn nicht größere Sünde? — Niemand kennt mich hier — nur dies eine Mal und — dann — das Leben ist lang um zu bereuen und Buße zu thun!"

Er streckte nochmals die Hand aus, indem er seine Mütze fallen ließ — mit einem raschen, krampfhaften Griff steckte er seinen Raub zu sich.

Es war geschehen! Schwindelnd erhob er sich aus seiner gebückten Stellung.

„Endlich fertig?" fragte jetzt der Fremde.

„Ja, gnädiger Herr, unterthänigst aufzuwarten! „antwortete Barthels mit erzwungener Unbefangenheit.

„Warten auf dem Vorsaal draußen!" bedeutete ihn jener, bis mein Diener kommt. „Etwas erhalten für eure Mühe."

Wankend verließ Barthels das Zimmer.

Als er die Thür hinter sich zugedrückt hatte, stürzte er nach der Treppe, hielt aber auf einem Absatze derselben furchtsam an. Mit laut pochendem Herzen horchte er, ob Jemand käme. Von unten herauf schallten Stimmen, Thüren wurden zugeschlagen. Darauf ward es wieder ganz still. Unbemerkt entkam er in den Hausflur.

Es dunkelte ihm vor den Augen; anstatt nach der Straße hin, wendete er sich auf die entgegengesetzte Seite, dem Hofraum zu. Hier taumelte er halb bewußt an eine Wand.

„Großer Gott im Himmel!" stöhnte er. „Was hab' ich gethan? Es ist nicht möglich, nicht möglich! Und doch! — Unglücklich hab' ich mich gemacht für mein ganzes Leben, werde keine Ruhe, keine Freude mehr haben! — Wenns jetzt noch Zeit wäre — wenn ich wieder gut machen könnte — die Brieftasche auf den alten Fleck legen. Sie wird noch nicht vermißt worden sein." —

Ein heftiger Zugwind erinnerte ihn jetzt daran, daß er seine Mütze oben liegen gelassen. Er nahm das für eine

Mahnung des Himmels. Scheu um sich blickend wagte er sich wiederum in den Flur.

„Wenn's noch Zeit wäre, mein Verbrechen ungeschehen zu machen!" wiederholte er in sich.

Thränen stürzten ihm in die Augen, heiße, brennende Thränen. Die Verzweiflung trieb ihn zum plötzlichen Entschlusse. „Es muß noch Zeit sein! Schütze mich, heiliger Gott des Erbarmens — ich will das Sündengeld von mir werfen! Ich will!"

Mit hastigen Sätzen, zwei, drei Stufen auf einmal nehmend, sprang er die Treppe hinauf und war, eh' er sichs versah, wieder oben vor dem Zimmer. Noch einmal tief aufathmend, öffnete er, ohne vorher zu klopfen, mit bebender Hand die Thür und trat ein. Ein Hausknecht kauerte vor dem Ofen und zündete Feuer an. Der fremde Herr lag noch immer auf dem Sopha, neben ihm stand sein Diener.

„Ach, das ist ja der Mann!" sprach jener.

Barthels schielte nach dem Stuhl, an welchem noch immer die Schachteln standen. Auch seine Mütze lag daneben.

„Ich bitte um Verzeihung, bester gnädigster Herr," sagt' er mit stockender Stimme — „ich hatte meine Mütze vergessen."

Bei diesen Worten bückte er sich nach ihr und ließ zu gleicher Zeit den Gegenstand seines Diebstahls geschickt auf den Boden gleiten. Gleich darauf bückte er sich jedoch abermals und, einen Laut der Ueberraschung ausstoßend, nahm er die Brieftasche vom Boden auf und trat dann rasch auf den Fremden zu.

„Herr," rief er, „es ist doch gut, daß ich zufällig noch einmal hereingekommen bin. Da unten auf den Dielen bei Ihrem Mantel lag dies hier! Wie leicht hätt' es nicht verrissen werden können!"

Glühend im Gesicht vor innerer Bewegung, legte er die geöffnete Brieftasche auf den Tisch, so daß das Packet Kassenanweisungen herausfiel.

Der Eigenthümer richtete sich betroffen auf und griff nach der Brieftasche. Dann warf er einen langen, fragenden Blick auf Barthels und sagte nach einer Pause: „Ihr seid ein ehrlicher Mann!“

Barthels bewegte mit feuchten Augen leise den Kopf.

„Meine Schuldigkeit,“ flüsterte er, „meine verfluchte Schuldigkeit.“ Er konnte nichts weiter herausbringen.

Fast unmerklich lächelnd nahm der Fremde die Kassenanweisungen und reichte dem „ehrlichen Finder“ fünf von ihnen, jede im Werthe von fünf Thalern.

Barthels taumelte erschrocken zurück.

„Guter Herr,“ stammelte er, „zu viel — zu viel! Sie haben sich versehen!“

Jener machte eine ungeduldig verneinende Bewegung. Der glückliche Flickschuster wär ihm beinahe zu Füßen gefallen. Er versuchte aufs Neue zu reden und vermocht' es nicht.

„Gott vergelt' es Ihnen!“ preßte er endlich mühsam heraus.

Der Bediente winkte ihm verdrießlich zu, er möge sich entfernen. Da drückte er noch einmal beide Hände inbrünstig auf die Brust und zog sich unter fortwährenden Verbeugungen und Geberden des Dankes aus dem Gemach zurück.

Abermals, wie vor wenigen Minuten, blieb er auf dem ersten Treppenabsatz erschöpft stehen; doch diesmal mit wie ganz andern Gefühlen! Abermals lauschte er, ob Jemand käme, aber diesmal nicht mehr mit der Furcht eines Verbrechers! — Welcher große, entscheidende Inhalt in diesen wenigen Minuten! Aus dem unglücklichsten Menschen hatten sie den glücklichsten gemacht. Als solcher fühlte sich Barthels; der Besitz aller Schätze der Erde kam ihm werthlos vor gegen das unschätzbare Kleinod, das er jetzt in der Brust trug. Er fiel weinend auf die Knie und ließ die heiße Stirn auf die gefalteten Hände sinken; — er sprach kein Wort dazu, aber so hatte er nie in seinem ganzen Leben gebetet, so aus der vollen, erschütterten Menschenseele heraus.

Nun erhob er sich rasch und eilte die Treppe hinunter. An der Thür des Speisezimmers begegnete er dem Kellner, der ihm vorhin die Zimmernummer genannt, und konnte sich nicht enthalten, ihm in den Weg zu treten.

„Ach, hören Sie," rief er ihm zu, „das ist ein reicher Herr oben und ein engelsguter Herr, und keine Seel' auf Erden weiß das besser als ich. Ich habe —"

„Und ich habe Eile," unterbrach ihn der Kellner, indem er ihn lachend bei Seite schob und nach der Küche ging.

Barthels hätt' es gern der ganzen Welt laut verkündigt, wie reich er an Geld und Glück sei. Die Straße kam ihm verändert vor, es war ihm, als hätt' er ein weit besseres Recht, als vorher, über sie zu wandeln. Durch die halbgethauten Schneehaufen springend, daß ihm das Wasser bis ins Gesicht sprützte, schluchzte er jubelnd: „Mein Weib! Meine Kinder! Kann ich nun doch Wort halten? Hab' ich nicht umsonst gesagt, es solle anders werden? Ja, ja, es wird, es wird anders nun! Ich will arbeiten, daß es eine Lust ist! Arbeiten von früh bis zum späten Abend. Arbeit verscheucht die bösen Gedanken, Arbeit erhält ein reines Gewissen, Arbeit lehrt auf die rechte Weise beten! Du hast wahr gesprochen, Frau — es wird noch Alles gut. Wir haben ein Kapital, mit dem sich schon was anfangen läßt, und wer weiß, wenn mirs glückt, und wenn ich recht fleißig bin, kann ichs vielleicht noch einmal dahin bringen, daß ich mir eine Bude auf dem Markte miethe und einen kleinen Strumpfwaarenhandel anfange."

Ein wonniges Behagen durchströmte alle seine Glieder; er fühlte sich wie neugeboren.

„Aber halt! halt!" fuhr er in seinem Selbstgespräche fort. „Erst das Nächste, das Nothwendigste bedacht! Für Frau und Kinder gesorgt! Sie sollen noch heute einen guten Abend haben — ich weiß schon, was ich thue."

Und bei diesen Worten ging er mit schlauem Lächeln auf den Fleischladen zu, wo er sich ohne lange Auswahl mit einer

ansehnlichen geräucherten Blutwurst und mehrern kleinen Knackwürstchen versah. Darauf kaufte er bei dem Bäcker in der Nähe ein Brot und einige Semmeln, und so wohlgerüstet, trat er mit frohen, schleunigen Schritten den Heimweg an.

Unterwegs roch er zu wiederholten Malen an die kräftig duftenden Fleischwaaren und brachte sie bei dieser Gelegenheit in so unmittelbare Berührung mit dem Munde, daß er allmählich in immer stärkere Versuchung gerieth, hineinzubeißen. An der Ecke des Jacobshospitals war er eben nahe daran, seinem Gelüst vorläufig ein Knackwürstchen nebst einer halben Sechserzeile zu opfern, als er ein altes Mütterchen mit gekrümmtem Rücken ächzend und wimmernd vor sich her schleichen sah. Dieser Anblick brachte ihn plötzlich auf andere Gedanken. Rasch entschlossen gab er der Alten nicht allein das, was er sich selbst im Augenblick erst zugedacht hatte, sondern fügte auch noch ein paar Kupfermünzen bei.

Ohne ein Wort des Dankes abzuwarten rannte er fort, und erst als ihm der Athem zu fehlen anfing, hielt er bedenkend inne und sprach zu sich: „Barthels! Zeige, daß es dir Ernst ist mit deinen guten Vorsätzen und Entschlüssen. Was du heute thun kannst, verschiebe nicht auf morgen. Wie du dir jetzt eben Entbehrung auferlegt hast, so thu' es heute den ganzen Abend. Zähme deine Begierde und rüste dich mit Entsagung!"

Nach einer Pause, während welcher er unwillkührlich noch einmal an die Würste roch, ruckte er sich kräftig zusammen und that das Gelübde — heute hungrig zu Bette zu gehen, indem er sich zugleich vornahm, zu Hause zu sagen, der fremde Herr habe ihn schon so reichlich traktirt, daß er nicht mehr im Stande wäre, einen Bissen hinunterzubringen.

„Ja," schloß er, „so solls sein! Ein freiwillig leer gelassener Magen gibt der Seele Stärke und Zuversicht!"

Unterdessen hatten die Seinigen in Angst und Unruhe auf den Langausbleibenden gewartet. Als sie ihn endlich die Treppe heraufpoltern hörten, fuhren die beiden, am schlechterwärmten Ofen kauernden Knaben in die Höhe.

„Der Vater! Das ist der Vater!" riefen sie. Die Mutter erhob sich mühsam von ihrem Sessel.

„Gottlob," sprach sie tief aufathmend. „Nehmt die Lampe, Kinder — geht ihm entgegen — leuchtet ihm!"

Vor die Thür tretend fragten sie einstimmig: „Bist du's, Vater?"

„Ich bin's, ich bin's, liebe Jungen!" antwortete er und verhüllte, so gut es ging, die eingekauften Schätze mit seinem Rockschooße. „Hab' euch auch was mitgebracht. Na, kommt nur, kommt nur! — Was macht die Mutter? — Ist Mine noch da?"

Mit dieser Frage schlüpfte er ins Gemach.

„Ach nein," entgegnete die Mutter. „Mine konnte nicht länger bleiben, aber sie wollte morgen auf einen Sprung kommen."

„Gut, gut; ist mir lieb. Ich hab' das arme Ding vorhin etwas hart angelassen, dumm behandelt. Dich auch, meine gute, liebe Frau, dich auch! Bist du noch böse?"

Seine Gattin sah ihn befremdet und gerührt an. Sie trocknete sich eine Thräne ab und reichte ihm die Hand. Indem er diese fassen wollte, fiel das Brot und ein paar Semmeln zur Erde.

„Ach Herr Je!" jauchzten die Knaben. Frau Barthels schlug die Hände in einander.

„Da liegt die liebe Gottesgabe!" rief er lachend, aber das Weinen, das Weinen vor Freude war ihm näher. „Du gutes, treues Weib," stammelte er, während die Jungen schäkernd das Brot aufhoben und auf den Tisch legten, „der liebe Gott meint es gut mit mir; ich ging fort als ein schlechter Mann, doch als ein Anderer, hoff' ich zum Himmel, bin ich zurückgekehrt!"

Er wollte noch einen Bibelvers hinzufügen, aber er unterbrach sich mit gesenktem Haupte.

„Nein, nein," sagt' er halblaut, „ich bin unwürdig, die Worte der heiligen Schrift im Munde zu führen. Ich habe sie zu oft, allzuoft zu bloßem Geplärr gemißbraucht. Jetzt seh' ichs ein, daß ich ein frömmelnder Narr gewesen bin, der viel, viel wieder gut zu machen hat."

Nachdem er seine Frau herzlich an die bewegte Brust gedrückt, wendete er sich wieder zu den Jungen.

„Kommt," rief er lustig, „faßt den alten, wackelbeinigen Tisch mit an, wir wollen ihn näher an den Ofen heranrücken. Aber es ist verwünscht kalt in der Stube — sind denn keine Kohlen mehr da?"

„Ja," antwortete die Mutter, „aber wir müssen auf morgen denken."

„Für morgen sorg' ich," lächelte er. „Heute müssen wir warm und traulich bei einander sitzen, und wills Gott, auch künftig."

„Mann!" fragte die aufs höchste erstaunte Gattin, „sage mir nur" —

„Gleich, gleich, liebes Weib!" versetzte er. „Nur ein kleines Weilchen Geduld!"

Nachdem er den Ofen besorgt, setzte er sich mit an den Tisch, und nun griff er in die Tasche und legte die Würste auf den in der Mitte stehenden Teller.

„Gelt," rief er, auf den Tisch schlagend, „das ist doch einmal ein räsonnables Abendessen? Ein Souper à la vornehme Welt! Hab' ichs nicht gesagt, was Sieglers können, das gebührt auch uns? Langt zu, liebe Herzen, langt zu, und Gott gesegn' es!"

„Gott gesegn' es!" wiederholte die Frau mit zitternder Stimme. „Ach, Vater, ich möchte nie etwas Anderes als trocknes Brot essen," fuhr sie fort, „wenn ich ein besseres Leben mit Unehre erkaufen sollte!"

„Was?" fuhr Barthels heftig auf. „Was redest du von Unehre? Wie kommst du darauf um Gotteswillen?"

„Die Mutter meint Sieglers, Vater," begann Einer von den Knaben mit vollen Backen. „Sie sind vor einer Stunde von der Polizei geholt worden." —

„Von der Polizei?" fiel ihm der Vater erbleichend ins Wort. „Sieglers?"

„Ja, leider, leider!" erzählte die Mutter. „Die Polizei hat vorhin Haussuchung gehalten und gestohlene Sachen bei ihnen gefunden, und da hat sie den Mann und die Frau gleich mitgenommen. Ach, guter Gott, das war ein Fluchen und Heulen und ein Aufstand im ganzen Hofe! Mine hat es vorausgesagt, es könne kein gutes Ende nehmen. Nun hats mit einem Male geendet. Ehrlich währt am längsten!"

Barthels saß eine lange Weile in sich versunken da; — dann blickte er auf, und seiner Frau die Hand über den Tisch hinüberreichend, sagte er bedeutsam: „Ja, liebes Weib, ja, liebe Kinder — ehrlich währt am längsten! Sieglers sind nun vielleicht, ja gewiß, für ihr ganzes Leben unglücklich! Jetzt, da es zu spät ist, werden sie bereuen."

Er strich sich die Haare aus der Stirn, und die Hände auf der Brust faltend, sagt' er mit starker Betonung noch einmal: „Ehrlich währt am längsten!"

Darauf erzählt' er den Seinigen — natürlich mit Hinweglassung des einen Umstandes, welcher ihn dem Verbrechen so nahe gebracht — ausführlich, wo und auf welche Weise er so reichlich beschenkt worden sei.

„Man wird sich leicht eine Vorstellung von der großen, freudigen Ueberraschung machen können, die sein Bericht hervorbrachte. Als nun Barthels vollends vier fünfthälerige Cassenbillets neben einander legte und das eingewechselte Silbergeld aufzählte, da wars ihnen Allen fast wie ein wunderbarer Traum, und mit einer Art von heiliger Scheu sahen sie den vor ihnen liegenden Reichthum.

„Gott vergelt' es dem edlen Geber!" sprach die Mutter

gerührt, und wie der Vater, in stummer Andacht mit dem Haupte nickend, einstimmte, rief der jüngere Knabe plötzlich, lebhaft in die Hände klatschend: „Vater, weißt du, wer der gute fremde Herr gewesen sein wird? Das fällt mir jetzt erst ein!"

„Nun, wer denn, mein Junge?"

„Der heilige Christ!"

Da streichelte Barthels seinem Söhnchen die Wangen und versetzte lächelnd: „Kinder und Narren reden die Wahrheit! Ja wohl, du hast recht, der Heiland war im Spiele, als ich heute so glücklich war."

Er allein kannte den eigentlichen Sinn dieser Worte, die er mehr nur zu sich selbst sprach.

„Und darum, fuhr er fort, will ich euch diesmal auch einen Lichterbaum anzünden und der heilige Christ soll euch bescheeren. Ihr aber, Kinder, werdet, wenn eure Aeltern längst todt sind, noch dieser Weihnachten gedenken, die uns Segen gebracht haben — Segen vielleicht für unsre und eure ganze künftige Lebenszeit!"

Obgleich Barthels sich, seinem Gelübde gemäß, mit hungrigem Magen zur Ruhe auf sein ärmliches Lager begab, so senkte sich doch ein so erquickender Schlummer auf ihn, wie er ihn lange, lange nicht genossen hatte. Nach angenehmen Träumen erwachte er heiter und gestärkt und hatte außerdem die Freude, daß auch seine Frau sich wieder kräftiger und von ihrem Schwindel fast gänzlich befreit fühlte.

Wenige Wochen später bezog die Familie in demselben Stadtviertel eine bequemere und gesündere Wohnung, in der jetzt Friede, Ordnung und geregelte Thätigkeit herrschen.

O daß doch Niemand so thöricht wäre, diese drei guten Geister von sich zu scheuchen, die den Reichen wie den Armen beglückend durchs Leben leiten!

Daß es unserm ehemaligen frömmelnden, überspannten Flickschuster ohne Kundschaft wahrer Ernst ist mit seinen Vorsätzen, das können wir unsern Lesern mit voller Ueber-

zeugung versichern. Er ist ein ganz anderer Mensch geworden, oder vielmehr, er hat seinen bessern Menschen wiedergewonnen, und wenn wir nicht sehr irren, so wird das auch dem alten Justizrath, bei dem er seit kurzem wieder Dienste verrichtet, nicht entgangen sein. Der Justizrath aber ist ein sehr reicher Mann ohne Verwandte und dabei ein wahrer Vater der Armen und Bedrängten, denen er im Stillen wohlthut, wo er kann.

Scenen aus Kaiser Friedrich in Prag.

Von

F. Gustav Kühne.

1.

(Platz in Prag. Deutsche Studenten kommen die Straße gezogen, lärmend und singend.)

Chor der Studenten.

O ich betrübter Freiersmann,
Ich such' nach meiner Braut,
Die ich doch nirgends finden kann,
Ist sie mir schon getraut.
Du bist nicht fern, Du bist nicht nah,
Wo find' ich Dich, Germania?
Germania!

Du bist nicht schön, Du bist nicht jung,
Und doch lieb' ich Dich sehr.
Daß ich Dich lieb', ist mir genung,
Und das betrübt mich schwer.
Ich ruf' nach Dir, Du alte Braut,
Ich ruf' Dich still, ich ruf' Dich laut,
Germania!

Ich suchte Dich am Donaustrand,
Und auch beim Vater Rhein,
Ich suche Dich im Böhmerland,
An Elbe, Weser, Main.
All überall Germania,
Und doch nicht hier, und doch nicht da,
Germania!

Ach bist Du schon verwelkt, derweil
Mein Herz noch glüht und blüht?
O komm' doch endlich alleweil',
Bevor die Jugend flieht.
Jungfrau, Jungfrau Germania,
Annoch sind Deine Freier da!
Germania!

(Maximilian, des Kaisers Sohn, in der Tracht der Studenten, springt aus der Gasse auf den Platz, mitten unter den Haufen.)

Max. Vivat Germania, Brüder!

Alle. Vivat, Prinz Max! (Sie umringen ihn stürmisch.)

Max (lachend). Ich stahl mich wieder fort vom Lotterbett.
Mein Pater Burda schläft und schnarcht. Er träumt
Vom Paradies und von Gott Amors Wundern,
Mit denen er sein Jenseits sich bevölkert.
Er hat gut träumen, er ist alt und dürr.
Ich aber stieg zum Fenster 'naus, die Wand
Entlang und athme Luft. Da schlägt der Hofhund
Laut an, und eh' ich ihm die Kehle würge,
Zerreißt er mir das Wams. Seht her, seht her!
Wie'n Lotterbube lief ich durch die Gassen.
Doch bin ich frei für diese Nacht, und morgen
Ganz früh misch' ich mich unter das Gesinde,
Noch eh' der Hahn gekräht.

Chor der Studenten.
Jungfrau, Jungfrau Germania,
Annoch ist hier Dein Freier da,
Germania!

Max (lachend). Ihr singt für mich das Lied. (Ernst.) 'ne alte Schöne,
Bei Gott! das heil'ge römisch-deutsche Land!
Könnt' ich es fassen nur mit beiden Armen!
Ich höb' es hoch bis an die Sternenwelt!
Doch hört, im Grunde lieb' ich frische Wangen.
Das alte Deutschland grämelt gar zu sehr.
Und dort im alten finstern Räucherneſt,
Wo man sich Weisheit kauft für theure Jugend, —
Ein schlechter Handel! —
Hört, saht Ihr sie nicht wieder?

Einer. Wen, mein Fürst?

Max. Die räthselhafte Kleine. Dort, dort wohnt sie,
Im hohen Erker dieses ruß'gen Bau's.

Student. Sie lebt mit einer alten Dienerin
Wie Uhu und sein Kamerad. Mein Prinz,
Wir ließen Euch den Spielraum frei.

Max. Hoho!
Weil Ihr 'ne andre Fährte habt? Wir leben
Auf Raub, weil wir gesetzlich nichts erwischen.
Hier, hier! Die Fenster ohne Licht! — Wer da
Ein Kater wär', den Giebel zu erklettern!
Bei Gott, die Krone dieses Erkers reizt

Mich mehr als meines Erblands Diadem.
Waska!

Student. Sie geht, wie Eulen, nur des Nachts spazieren.
Ihr könnt sie hier erlauern, kommt sie heim.

Max. Ist sie Minerva's Eule, gut, so könnt Ihr,
Student von Prag, um ihre Gunst wohl buhlen.
Ich geb' sie preis, ich hab' kein Recht auf sie.

(**Wlaska** tritt im Hintergrunde auf mit einer Dienerin, die eine Leuchte trägt.)

Max. Da kommt was hergewandelt. Still, Raubritter,
Wir wegelagern!

(Waska will über die Bühne.)

Max. Sie will in's Haus, sie ist's.
Macht einen Kreis, wir wollen sie umzingeln,
Und steht mir bei, ich fürchte mich vor Weibern.

(Die Studenten schneiden ihr den Weg ab, singend.)

Wir sind die Könige der Welt,
Wir geben ihr Gesetze! —

Student. Ihr müßt Tribut uns geben, schönes Kind.
Gebt jedem einen Kuß der Reihe nach.

(Die Alte schreit und will fliehen.)

Alle. Halt, halt! Wer schreit, den binden wir.

(Sie schließen den Kreis.)

Student. Die Alte schreit nur, weil sie neidisch ist.
Sie fürchtet übersehn zu werden.

Wlaska. Bleib, Rolla, bleib!

(Sie sieht sich stolz im Kreise um.)

Wer wagt es, Frauenehre anzutasten?

(Sie nimmt der Alten die Leuchte, geht fest und stolz im Kreise herum. Alle schweigen erschreckt, indem sie so Musterung hält und vor Max stehen bleibt.)

Euch, Herr, vertrau' ich mich. Ihr seht mir aus
Darnach, daß Ihr ein Weib beschützen könnt.
Schirmt mich vor Zumuthungen schnöder Art!
Deutsche seid Ihr? Was heischt die Ritterpflicht,
Die man den Frauen schuldet? Soll ich fechten
Für meine Freiheit? Wohl, so nehmt den Handschuh!

Max. Haltet! Hier ist der meine. Doch bedarf's
Auch dessen nicht. Ich geb' mein Wort als Pfand.
Gebt Raum, Ihr Herrn, die Dame schütz' ich selber.

Student. Nun, Gott befohlen, Herr! —

(Lachend zu den andern Studenten:)

Gott Amor mein' ich.
Dem blinden Gott mag er empfohlen sein,
Der führt ihn sicher in ein warmes Nest!

(Die Studenten ziehen singend ab. — Waska will gehen.)

Wlaska. Ich dank' Euch, Herr. Gehabt Euch wohl.

Mar. Wlaska!

Wlaska. Ihr kennt mich, wie?

Mar. Der Wlaska gibt es Viele,
Bleibt doch des Vaters Name noch verhüllt! —
(Er nähert sich ihr.)
Könnt Ihr verzeihn?

Wlaska. Verzeihn? Ich hab' zu danken.

Mar. Daß ich Euch schützte, that ich dem Geschlecht,
Das ehren soll des Ritters Herz und Hand.
Was ich verbrach an Euch, galt der Person.

Wlaska. Verbrach, sagt Ihr?
(Sie winkt der Dienerin; diese entfernt sich.)
Ihr seht, ich staune.

Mar. Ich hab' Euch lange schon verfolgt, hielt Euch
Für Beute, wie sie Abenteurer lieben.
Ich nahm Euch für ein flatternd Ding, 'nen Vogel,
Der rechtlos, heimathlos kein Nest besitzt,
Sich fangen läßt, ist nur der Käfig golden.

Wlaska. Ihr irrt Euch, frei ist rechtlos nicht. Ich leb'
So still, weil ich den Glanz der Welt mißachte
Und unberührt sein will vom Lärm des Lebens.

Mar. Ich folgt' Euch lang' auf Euern Wegen. Gestern
Gingt Ihr zum Dom. Ich wollt' Euch beten sehn.
Ihr aber seid vielleicht zu stolz, um Euch
Vor Gott zu neigen. Ihr saht Euch trotzig um.
Ihr seid zu schön, geschlossen und vollendet.
Wo Glück und Schönheit Eins, da braucht kein Gott
Vom Himmel erst zu steigen. Ihr tragt ihn in Euch,
Nicht schmerzenreich, nicht angst- und gramgequält,
Wie er am Kreuz der Welt Mitleid erbittet,
Nein, selbstgenugsam, Glück und Freude strahlend.
— O wendet Euch nicht fort. Ich könnte beten,
Derweil Ihr so im Glanz des dunkeln Aug's
Euch zu mir neigt. Fürwahr, ich habe Andacht,
Drum haltet still und laßt mich tiefer schaun.
Ich fühl's, wie schwer ich an mir selbst gesündigt,
Euch so zum Spiel nur in Eu'r Aug' zu blicken,
Wie ich gethan, naht' ich zufällig Euch.

Wlaska. Darf ich nicht wissen, wer Ihr seid?

Mar. Was Name!
Ich bin ich selbst, ein Mensch aus Gottes Hand,
Von Gottes Gnaden, wenn Ihr wollt — und Ihr?

Wlaska. Von Gottes Ungnad, könnt' ich eher sagen.

Max. Wozu ein Aushängschild, das man den Gaffern,
Die nie sich um den Inhalt gern bekümmern,
Hinhält.

Wlaska. Den meinen wißt Ihr doch!

Max. Hab' ihn
Erlauscht, als Ihr mit Eurer Dirne spracht.

Wlaska. So lebt denn wohl, bis ich den Euern zu
Erlauschen Lust bezeige. Lebt wohl, Herr Unbekannt.

Max. Ich heiße Max.

Wlaska (spottend). Der Maxe gibt es Viele,
Bleibt doch des Vaters Name noch verhüllt.

Max (scherzend). Mit meinen eignen Waffen wollt Ihr fechten?

Wlaska. Für ebenbürtig halt' ich Euch, Herr Max,
Und schlag' Euch in die Flucht mit gleichen Waffen.

Max. Besiegt nennt mich, nicht in die Flucht geschlagen.
Und wollt Ihr im Triumph von dannen ziehn,
Ich folg' Euch als Gefangner nach. Darf ich?

Wlaska. Genug des Spiel's! Ich bin zu ernst zum Spielen,
Und Ihr — Ihr seid zu spielerisch zum Ernst.
Gehabt Euch wohl, Herr Max.

Max. Wlaska!

(Wlaska wendet sich im Abgehen und streckt ihm die Hand entgegen. Er eilt auf sie hin und küßt ihre Fingerspitzen.)

Wlaska. So lebt denn wohl, auf Wiedersehn!
Am Tag besucht Ihr mich. Ich wohne hoch,
So hoch, Ihr könntet dort nach Sternen suchen.

Max. Nach Deinen Augen such' ich, holder Stern!

(Wlaska geht ins Haus.)

Ich bin bestraft. Der Pfeil hat mich getroffen.
Ich lockte ihn zum Spiel aus dem Geschoß,
Nun sitzt er fest und brennt. (Oben ist Licht.)
Dort brennt's im Stübchen.
In ihrem Herzen brennt es nicht, sie ist
Sich selbst genug, unbeugsam stolz und fest.
Drum eben lieb' ich sie. Ernst wird das Spiel.
Du Krone dieses Hauses wirst mein Ziel.
Laß dich erfassen, laß mich König sein!
Glück, leuchte mir mit deinem Sternenschein.

2.

Zimmer in Wlaska's Wohnung, ärmlich und eng; mit einem Fenster. **Rolla** tritt auf, schleicht an die Thür links und horcht. Bald darauf tritt **Wlaska** ein.

Rolla. Schon wach! — Sie legte kaum sich schlafen, und nun schon wieder fertig mit der Ruhe, die arme Herrin! So auch mit Speis' und Trank, mit alle dem, was Seel' und Leib zusammenhält. — Kaum weiß man's recht, wovon sie lebt. Von Luft? Die zehrt, die sättigt nicht. Von Thränen und von traurigen Gedanken! Ach Gott, davon wird man wohl satt, wohl übersatt und lebenssatt. Mir ist's ein Räthsel, wie sie so besteht. Ein Wesen höheren Standes hat doch ganz anderes Bedürfniß, andre fünf Sinne. Auch Herz und Kopf sitzt, glaub' ich, auf ganz andrer Stelle bei den Hohen als bei uns gemeinen Leuten. Ich wär' nicht mehr lebendig, wenn ich wie Wlaska lebte.

(Wlaska tritt ein.)

Rolla (ihr entgegen gehend und ihr die Hand küssend).
Schon fertig angekleidet, Herrin?

(Wlaska setzt sich und winkt der Alten sich zu entfernen, Rolla ab.)

Wlaska (aufstehend). Ich schlief die Nacht nicht. Geister hielten Wache
Und schüttelten mich auf aus wilden Träumen.
Mein Vater! Ach! wir waren schon gestürzt,
Verjagt aus unsren königlichen Hallen.
Wir irrten tief im Thal. Hoch oben stand
Das Königsschloß in dunkelrothen Flammen,
Und über ihm am weiten Himmelsbogen
Ein feurig Nordlicht hing die goldne Krone.
Wir kletterten den Felsenpfad hinan
Zum Radschin durch's Gewirr der bangen Nacht.
Der König vor uns — plötzlich stand er oben,
Hell leuchtend auf den Zinnen seiner Burg.
Helft, Böhmen, helft! Mein Königsmantel brennt!
So schrie er laut und stand in lichter Glorie,
Im Flammenmeer, das durch die Lüfte zuckte.
Ich sank mit Felsgerüll hinab zur Tiefe,
Klomm wieder aufwärts, bis ein jäher Blitz
Mein Haupt zerspaltet und ich sinnberaubt
Hinunterschwindle, und mein eigner Schrei
Mich aufjagt aus dem Traum der wüsten Qual.
— — Du armes Königskind! Die schwühlen Bilder,
Die Dir der Schlaf durch Deine Sinne taumelt,
Sind all Dein Erbtheil von der goldnen Zeit,
Da Podjebrad auf Böhmens Throne saß.

— O laß doch ab von diesem Feuerstrahl,
Und sieh Dich um in Deiner Wirklichkeit!
Hülle in Dunkel Deine wilden Wünsche
Und kleide Deinen Sinn in stilles Schwarz.
Was will Dein Himmel immer noch gewittern,
Wenn Dein Besuv schon längst sich ausgetobt!

(Sie setzt sich. Pause. Dann tritt Max rasch ein.)

Max. Wlaska!

Wlaska (aufspringend). Herr Max!

Max. Ihr habt es mir gestattet.

Wlaska. So früh schon wach?

Max. Ich schlief nicht diese Nacht.

Wlaska. Ihr schlieft nicht?

Max. Nein, ich schwärmte an der Moldau,
Schaut' in den Mond und in die Well' hinunter,
Und dachte nach, wie schön die Schöpfung ist,
Daß doch in ihr sich stets zwei Wesen finden.
Kann sich der Mond nicht in den Fluthen spiegeln,
Was nutzt da oben ihm im leeren Raum
Der Luft sein einsam freudenloses Funkeln?
— Und Ihr, Wlaska, was dachtet Ihr die Nacht?

Wlaska. Ihr fröhlich heitrer Mann! — Ich dachte nichts.

Max. Nichts, — nichts? — Das ist doch gar zu wenig. Nichts
Im reichen, übervollen Strom des Lebens!
Glaubt mir, es gibt nichts, das ein Nichts blos wäre.
Es steckt doch etwas selbst im kleinsten Raum.
Und in den Zwischenräumen, in den Poren
Der Welt, da sitzen just erst recht die Götter.
Das ist griechische Weisheit, wie's die Bücher
Uns lehren. Nichts ist nicht.

Wlaska. — Ich dachte nicht an Euch.

Max. Nun seht, das sagt Ihr mir im vollen Zorn.
Nicht meiner denken, Wlaska, heißt mir zürnen.

Wlaska (für sich). Was drängt er sich in meines Herzens Stille!

Max. — Ich lieb' Euch, Wlaska.

Wlaska. Habt Ihr ein Recht dazu?

Max. Ein Recht? — Die Frage stellte kein Gelehrter,
So lang' die Menschheit sich Gesetze schmiedet,
Ketten für Willkür und für wilden Grimm.
Gott schuf die Welt. — Ob er ein Recht dazu?
Hat sie das Recht, zu fragen, ob Er Recht?
— 's gibt einen stillen Grundvertrag für Alles,

Was Leben heißt, da gilt nicht Frag', noch Antwort,
Und wer nach Recht da fragt, der hat schon Unrecht.
Des Daseins tiefster Rechtsgrund bleibt Geheimniß.
Gott schuf die Welt. Aus Liebe schuf er sie.
Zur Liebe rief er sie aus Chaosnacht.
Stellt Ihr den Zweck des Lebens erst in Zweifel,
So zweifl' ich lieber an dem Recht des Zweifels.
— Zu Häupten Euch steht hell und schön ein Stern.
Zu Euern Füßen blüht in Lust die Blume.
Er leuchtet und sie blüht, und Ihr — Ihr lächelt!
Das ist der stille Grundvertrag des Glücks.
Ihr laßt es Euch gefallen, Blühn und Leuchten,
Und fühlt Euch groß im Wunderglanz der Welt.

(Wlaska wendet sich ab und sinkt schreiend aufs Ruhebett. Max eilt bestürzt ihr zu Hülfe.)

Max. Um Gott, was ist Euch, Wlaska?

Wlaska (weinend). Ihr spottet mein!

Max. Ich Euer spotten? Wie?
Wenn ich das Recht mir sichre, Euch zu lieben?

Wlaska (hat sich schnell wieder zusammengerafft).
Ihr preist den Sonnenschein des Glücks. Wer still
Und scheu in Nacht sich hüllt, scheint Euch verdammt.
Wen nicht der Gott berührt mit seinem Stab,
Gilt Euch Verbrecher. Geht, Ihr Schmetterling,
Ihr buhlt um Glück, um Schein und bunten Schimmer.
Was drängt Ihr Euch in meine dunkle Nacht!
Hier ist kein Spiel des Glücks, kein Farbenglanz,
Hier ist kein Sonnenschein voll Lust und Liebe.

Max. — Nach Regenschauern steigt der Friedensbogen,
Der erd- und himmelwärts die Welt versöhnt.
(Wie er sie berührt, fährt sie zurück.)

Wlaska. — Ich lieb' Euch nicht.

Max (mit Adel und Würde, doch ohne Kälte).
Wer könnt' Euch zwingen wollen?
Ich wärme mich am Glanz der eignen Flamme,
Die mir ein Gott in meinem Herzen zündet.
Und ob verschmäht, bin ich doch der Beglückte.
Ihr seid nicht reif zum Glück, drum liebt Ihr nicht! —
Seid wie Ihr seid, Ihr kränkt nicht mein Gefühl.
Kommt, plaudern wir von minder wicht'gen Dingen,
Sonst wird uns Herz und Zunge schwer.
(Stummes Spiel mit den Augen. Wlaska starrt ihn an.)
Ihr starrt

Mich an, als müßt' Eu'r Blick mich erst zerspalten,
Um mir ins Herz, in eine Felsenkluft,
Zu spähn! — (Wlaska schweigt.) Nun denn, laßt mich von hinnen ziehn.
Ihr stört mich nicht; doch neidet Ihr mein Glück,
Deß Quell Ihr seid, ohn' seine Kraft zu kennen.
So mag's der Sonne sein, die Kälte fühlt
Und Wärme weckt im ganzen Kreis der Schöpfung.
Lebt wohl! (Er reicht ihr die Hand.)

Wlaska. Max!

Max. Wlaska! (Sie stürzt an sein Herz.)

Wlaska. Verzeiht mir, bring' ich Unglück Euch. Es hängt
Ein ew'ger Thau an meinen Wimpern. Ach!
(Max drückt sie stumm an sich.)
Unglück ist doch ein Frevel der Natur!
Es sperrt den Herzensschlag, gießt Blei ins Hirn,
Es lähmt den Fittich, hält am Staube fest.
— Ihr flattert über mir, ein lichter Aar!

Max. Der Aar wird seine Beute sicher tragen,
Kenn' ich Euch ganz, und weiß um Euern Schmerz.

Wlaska (ernst, sich seinen Armen entziehend).
Den berg' ich Euch, den sollt Ihr nimmer tragen.
Ich lieb' Euch nur, so lang Ihr mich nicht kennt.

Max. Geheimniß hab' auch ich. Und was ich Euch
Verhehlen muß, will mir kein Glück mehr dünken,
Jetzt, wo ich Euch mit meinen Armen fasse.

Wlaska. So schweigt, und laßt den Zauber ruhig walten,
Der wie ein Bann auf unsern Seelen liegt. —
Dem Gott des Schweigens baute man Altäre.
Ihm laßt uns opfern. Schweigend halten wir
Das Glück, den seltnen Gast, im Hause fest.

Max. Du stolzes Böhmenherz, komm, laß Dich küssen!
Die Lippensprache wirst Du lernen müssen.
Die Liebe löst die Geister, die gebannten,
Die Liebe schmilzt selbst feste Diamanten.
(Umarmung.)
(Nach einer Pause blickt Rolla durch den Vorhang der Thür.)

Rolla (flüsternd). Man ruft nach Euch! — Sie hören nicht, — so ganz in Glück versunken! (Sie ist eingetreten und schleicht näher.) Hört, hört! (Max und Wlaska fahren auf.) Ein Priester schickt und harrt auf Euch.

Max. Um uns zu trauen?

Rolla (für sich). So rasch, wie junges Blut doch ist!

Max. Doch nein, mein Priester Beichtiger, der Pater Burda, läßt mich rufen. O, mein Gewissensrath! Ich soll ihm beichten, daß ich Dich liebe, beichten, einem Priester, der nie gewußt wie heilig Liebe ist! — Hört, Ihr müßt wissen, ich bin so jung noch, unerzogen wie ein Reis, das man, damit der Wind es nicht zerknickt, an einen alten knorrigen Stamm festbindet. Hahaha! Es ist ein lustig Bündniß zwischen uns; mitunter nur zerreißt der Bast, der Alt und Jung zusammenknötet! — (Zur Dienerin.) Nun gut, ich komme gleich! — (Zu Wlaska.) Der Pater, hört! macht mir die Hölle heiß. Dafür mal' ich ihm meinen Himmel aus so schön und lockend, daß ihm angst wird und er schier vor Neid verstummt. — Leb wohl, mein Paradies, mein Herz! (Er küßt Wlaska und geht.) Wo ist der Bursch, der nach mir sucht?

3.

(Eine Halle. Der Kaiser, Florio, Page des Kaisers, und Max. Im Hintergrunde Pater Burda.)

Kaiser. Nun, Sohn, erzählt, wie ging es Euch in Prag?
Fleißig studirt? die Bücher stark geritten?
— Die Wissenschaft, das Leben zu erfassen,
Lernt sich wohl später erst, aus Büchern nicht,
Als Mann erst, wenn die Hirngespinnste schwinden.
Ich habe nie aus Büchern viel gelernt.
Ich suchte immer nur zu handeln, Max
Das Wissen lähmt, nur Thaten sind lebendig.

Max. Mein Fürst und Vater, ja, ich fühl's mit Euch.
Vom Kopf zum Arm, vom Herzen zum Entschluß
Ist noch der Weg zu lang, ein Sprung thut noth.

Kaiser. Ein Sprung? — Da muß man erst die Kluft ausmessen.

Max. Der Muth reicht aus, wird der Verstand zu Schanden.

Kaiser. Der Muth? Nun ja, man muß ihn nie verlieren.

Max. Wir sind das Edelste von allen Völkern,
Sind für das Höchste immerdar erglüht,
Nur wird es uns nicht rasch genug zur That.

Kaiser. Rasch zwingt man nichts, man muß sehr langsam handeln,
Nie heftig, aber unablässig, stetig,
So wie der Tropfstein sein Gebild erschafft;
Es tropft, es tropft, und wird doch hart wie Stein.

Max. O sagt das nicht! Es muß sich rasch gestalten.
Was Millionen heiß und stark bewegt,
Das wird Ein Strom, der nur in's Meer sich mündet.
Hemmt ihn — er spottet Euer, lacht und schäumt.

Kaiser. — — Von wem denn sprichst Du, lieber, guter Sohn?

Max. Eu'r Bild ist falsch, mein kaiserlicher Vater.
Quecksilber nehmt, theilt es in Kügelchen,
Und seht, es faßt sich wieder rasch und heftig.
So werden sich die deutschen Stämme finden,
Ertönt der Ruf der Ehre und der Pflicht.
Man schilt uns träg. Wir thun's um große Zwecke,
Um heil'ger Zwecke willen stehn wir auf!

Kaiser. — Als hätt' er schon ganz Deutschland in der Tasche!
— Zuvor bist Du noch nicht 'mal röm'scher König.

Max. Wer es auch wird, ich leih' ihm Herz und Hand.

Kaiser. Thor, Thor! Ein Erbstück muß die Krone werden!
— Auch gaben mir die Fürsten schon ihr Wort.
Man stimmt für Dich.

Max. Herr, Euern Plan in Ehren,
Nicht als Eu'r Sohn will ich das Wort der Fürsten.
Frei sei die Wahl! So stell' ich selbst mich hin.

Kaiser (für sich). Ein hübscher Junge! Trubadur und Ritter!
— War auch 'mal schlank, und strebte in die Höhe!
— Spricht Der beim Reichstag so, dann stimmen sie
Erst recht für ihn, — ich kenne meine Deutschen, —
Sie sind allein durch Edelmuth zu zwingen!
Sonst sind sie eisenstarr und lederzäh.
Bei Gott! Der flotte Bursch' hat Ehr' im Leibe.
Das ist sehr schätzbar, wo es nutzbar ist.
(Laut.) Nun hört 'mal, Max! Seid Ihr nun röm'scher König,
So seid Ihr doch — verzeiht! — noch weiter nichts.
Von solchem Titel stirbt man, lebt man nicht.
Man muß dazu sich Land und Leut' erwerben.
Bin lieber Erbherr vom geringsten Dorfe,
Als Kaiser aller Deutschen länderlos!
Ja, wenn zur Titelkrone so ein Böhmen,
Ein Ungarnland hinzugeschlagen würde!
So aber — pfüt! — ein Ding wie Luft und Schaum.
Sei ruhig, Max! Ich sorge für den Inhalt,
Sonst stirbt die hohle Form den Hungertod.
Böhmen und Ungarn — seht: Euch schwillt der Kamm!

Max. In Böhmen wie in Ungarn wählt das Volk.
Für heilig unantastbar gilt dies Recht.

Kaiser (zornig). Wer will ein Recht antasten! Frevel wär's! —
(Schlau, doch scheu.)
Ein Recht ist wie ein Stahl. Biegt man, es bricht.

Man muß es erst im Feuer langsam glühn,
Um es zu schmieden — (Er schweigt.)

Max. Nun, die Schmiede heißt?

Kaiser (vertraulich, mit lauernder Freundlichkeit).
— Der König Wladislaw, mein guter Freund, —
Der wahre Pylades zu mir Orest, —
Hat längst den Wunsch gehegt, sein einzig Kind
Uns anzutrau'n, dem Hause Habsburg mein' ich.
Hätt' ich den Husten nicht — den bösen Husten —
Ja, straf mich Gott! Ich könnt' — nun sei nur ruhig,
Du sollst sie haben, sei nur nicht so stürmisch!
(Max wendet sich ab.)
Da sind die Briefe von des Königs Hand.
Er liegt zu Felde mit den Türken, sein
Gemahl ist krank, Ulrike kommt allein.
Bis Prag ging ich auf halbem Weg entgegen
Dem schönen Königskind vom Ungarnland.

Max. Nie, nie, mein Fürst, geb' ich die Hand zum Bunde,
Bin ich nicht ihre freie Wahl. Auch hier
Ist mir das Wahlrecht heilig. Es verletzen —

Kaiser. Sie wird Dich wählen, sei nur unbesorgt!

Max. Ich leg' den Eid Euch ab: ohn' ihre Wahl —

Kaiser. Ei straf mich Gott! Man sieht sich, spricht sich, man
Gefällt sich leicht.

Max (für sich). Wohl, straf' Dich Gott dafür!

Kaiser. Sie wird schon morgen hier sein, schreibt man mir.

Max (für sich). O Wlaska! Wlaska!

Kaiser. Nun, was habt Ihr denn?

Max. Ulrike heißt sie, sagtet Ihr nicht so?

Kaiser. Ulrike.

Max (für sich). Ich werd' es ihr entdecken, daß
Mein Herz nicht mehr mir selbst gehört. Bei Gott!
Sie wird's verschmähn, Hand ohne Herz zu fordern.

Kaiser (für sich). Was so ein Jüngling schwärmt und tobt und kocht.
Und doch — der Jugend nur gehört die Welt.
Wir Alten sorgen uns in Aengsten ab,
Erraffen mühsam, halten zäh zusammen,
Wo Jugend rasch im Flug das Feld erobert.

Max. Mein Vater!

Kaiser. Sohn?

Max. Hat man die Hand noch frei,
Wenn man das Herz vergab?

Kaiser. Herz, was ist Herz?
Der fleisch'ge Klumpen mit dem Uhrwerk drin?

Max. Herz freilich ist der ganze, volle Mensch!

Kaiser. Nun, den vergibt man nicht, der bleibt uns eigen.
Dem leih' ich die Gedanken, dem die Hand,
Dem steht mein Fuß zu Diensten, doch Ich selbst
Bleib' nur im eignen Dienst. So ist's, mein Sohn.

Max. O Ihr seid alt und klug. Jugend ist Unglück.
Ich bin unglücklich, Vater, ein Gefühl —

Kaiser. Das gibt sich, ist die schöne Braut erst da.

Max. Nennt sie nicht so, bevor ich sie gewählt
Aus freiem Drang der innersten Natur!

(Der Kaiser mißt ihn kalt und streng von oben bis unten, dann wendet er sich ab und sagt spottend:)

Kaiser. Aus freiem Drang der innersten Natur!
(Er wendet sich zu Florio, ergreift dessen Hand und streicht ihm den Scheitel.)
Das ist so'n Bursch aus freiem Drang des Innern.
Haha! — (Ernst.) Verzeih mir Gott den freien Drang! —
Nun, Bursch, was machst? Sag', hast mich lieb?

Florio. Euch lieb?
Wofür? Weil Ihr mit falscher Münze zahlt?

Kaiser. Haha! die wälschen Gulden! Nimm sie doch
Als Schaugepräng! Bin ich Dir doch nichts schuldig!

Florio. Wär' ich Euch schuldig, Herr, so liebt' ich Euch.
Man liebt nur, wo man schuldig ist.

Kaiser. Seht mir!
Die Kreatur wird dreist. Der Junge thut,
Als hätt' er schon den Lauf der Welt gesehn.

Max (vortretend). Auch mir ist fremd der kluge Lauf der Welt.
Den Lauf des Bluts, der Ehre Herzschlag kenn' ich,
Und der sagt mir daß Hand und Herz nicht feil.
Die Tochter Ungarns denkt gewiß wie ich.
Verhandeln läßt sich nicht ein Königskind.
Und was mich selbst betrifft, — ich lieb' ein Weib —
Ich weiß, sie ist nicht ebenbürtig uns,
Doch reiß' ich nicht so schnell die Seele los;
An sie ist all mein Lebensglück gefesselt.
Wenn Ihr —

Kaiser (streng). Nicht weiter, Prinz von Oesterreich!
Den Trödel, den Ihr mit 'nem Weibe habt,
Den werft bei Seit'. Pfui doch, sich zu verlieben!
Hast Du wohl Zeit dazu? Fühlst Liebesdrang?

Lieb' Sonne, Mond, das ganze Firmament,
Die Millionen lieb', die Du beherrschest,
Die Länder lieb', das weite, große Meer,
Den Raum, wo's kreucht, die Luft, wo's fleugt, das lieb'!
Ein Weib füllt doch wohl nicht die Welt Dir aus!

Max. Was Herz zu Herzen treibt, das führt zu Gott.
Ich fühle mich gehoben und gesühnt,
Wenn ich mich finde in dem zweiten Selbst.
Euch ward das Aug' nie feucht, kein Glaubenslicht
Hat wie 'nen Tempel Euch den Geist erhellt,
Blieb Euch der Drang der Seele fremd, mein Vater!

Kaiser (schweigt und sieht sich rund um. Dann mit einer Handbewegung kalt und fest).

Ihr seid entlassen, Prinz, gehabt Euch wohl.

Max. Es fall' Euch lästig nicht, was schwer mich drückt.
Ich berg' es still, wie einen heil'gen Schmerz.

(Verbeugt sich und geht ruhig, gefaßt und edel ab.)

(Der Kaiser spielt mit der Hand auf Florio's Stirn. Dann wendet er sich und winkt den Pater Burda herbei.)

Kaiser. Sagt mir, wie hält's der Prinz im Punkt der Liebe?

Pater. Meint Ihr die Liebe zu den Wissenschaften —

Kaiser. Ja so, Ihr Priester dürft mich nicht verstehn!

4.

(Wlaska's Gemach. Wlaska und Rolla.)

Wlaska. Wer war's? Ich hörte Stimmen. Kommt er nicht?

Rolla. Der Diener fragte nach dem deutschen Herrn.
's ist selbst ein Herr, so stattlich tritt er auf.
Ja, so erscheint Herr Max, ein Herr der Herren,
Daß wer ihm dient, beglückt und reich sich fühlt. —
O legt nun ab das dunkle Trauerkleid!
Verhüllt den Gram, könnt Ihr ihn nicht bezwingen.
Glück auf! das alte gute Bergmannswort,
Ich ruf's Euch zu. Blickt heiter, traute Herrin,
Das Glück klopft endlich nun an unsre Pforte.

(Wlaska schweigt.)

Rolla (für sich). Sie bleibt verschlossen wie mit sieben Siegeln.
Hat sie's verlernt, auf Gott und Welt zu bauen?

(Rolla beschäftigt sich mit Wlaska's Anzug. Wlaska läßt es ruhig geschehen. Sie bleibt stumm und regungslos, bis die Alte die noch hin und her wirthschaftet, abgeht.)

Wlaska (vortretend). Ich rief dich nicht, du längst versunknes Glück.
Du steigst selbsteigen auf aus deiner Gruft,
Nimmst Flügel von der lichten Morgenröthe
Und flatterst um mein streng behütet Herz.
— Ach, gehst du um, ein irrer Schattengeist,
Der seinen Körper sucht und nirgends findet?
Dann, schönes Trugbild, steig' nur rasch hinab
In's dunkle Reich der wesenlosen Wünsche,
Bevor mein Herz, von Morgenluft berauscht,
Tag! schreit, Tag, Tag! vor irrer Freude kindisch,
Derweil die alte Nacht dieselbe blieb,
In deren Gruft der Vater schläft, sammt Allem,
Was Glück uns hieß, Glück, Ehre, Glanz und Ruhm.
(Rolla tritt wieder ein.)

Rolla. Wollt Ihr den Kaiser sehn, den hohen Nachbar?
Da geht er über'n Platz, 'ne Handvoll Menschen,
Ein span'scher Medicus, ein wälscher Knabe,
Beichtvater, Säckelmeister trödeln nach.
Er selbst im schlechten, abgetragnen Mantel, —
Er schleicht gebückt, als wittert' er Metalle,
Als wollt' er aus des Bodens Eingeweiden,
Aus neuen Schachten Silberfäden ziehn.

Wlaska. Ihm muß ich mich vertraun, er wird mich schützen.
Der Kaiser ist der Schirmvogt unsers Landes.
Gibt er mir Schutz, bin ich vom Bann befreit,
Der qualvoll auf der Königstochter ruht. —
Weil ich so hieß, hat mich die Welt verfehmt,
Nichts als der Nam' ist meine Schuld, mein Fluch.
— O der Du, Vater, über Sternen wandelst,
Vergiß, begrab' Dein armes Königskind!
Ach, von dem Mantel, da Du stiegst zum Himmel,
— Er sank von Deinen Schultern rasch hinab, —
Von aller Pracht, die Dich geschmückt, blieb mir
Auch nicht ein Saum, die Blöße zu bedecken.
Schlag' über mich zusammen, Lethestrom.
Lösch' mir die goldne Schrift des Angedenkens
Hier auf der Stirn; — das heiße Diadem
Hat's eingedrückt mit flammenrothen Malen! —
Nicht auf den Markt des Lebens dräng' ich mich.
Vom alten Glanz und Stolz begehr' ich nichts.
Buch der Geschichte, schließ für mich die Blätter!
Laßt mich ein Kind sein, mehr und minder nicht!
Nimm mich zurück in Deinen Schooß, Natur!
Laß mich noch einmal werden, still und scheu,

Ein Erstling, der die schöne Welt betritt
Und noch nichts wählt im Uebermaß des Staunens.
— O ich will nichts von aller Herrlichkeit,
Nichts, als ein Stückchen Raum, ein Stückchen Leben,
Wo sich die Liebe birgt mit ihrem Glück.
Ihr nahmt den Thron. Könnt Ihr die Hütte geben,
So kehrt für mich ein Paradies zurück!

5.

(Halle in der Wohnung des Kaisers. Der **Kaiser**, im Hauskleide, Briefe in der Hand, tritt eilig auf, mit **Florio**, **Pater Burda**, **Wackerbart**, Säckelmeister und Leibarzt, und Kammerdienern, die ihm Mantel und Federhut nachbringen.)

Kaiser. Eilt, eilt! Prinz Max ist ihr zu Pferd entgegen.
Die Herrin naht. Ich will sie hier empfangen.
Gebt her! Wir sind, bei Gott! im Reisekleid.
Macht fest! der Mantel schlottert um die Schultern,
— (für sich) Wie's ganze heil'ge röm'sche Reich, beim Himmel!
(Laut.) Komm, Junge, Florio, hast Du Dich geputzt?
Nun, Pater Burda, nimmt der Max sich nicht
Ganz prächtig aus im schönen span'schen Wams?
Legt Ehre mit ihm ein, zogt gut ihn, Freund!

Pater (für sich). Wär' ich sein Schneider, könnt' ich Lob einernten.

Kaiser. Ihr seid ein Meister im Erziehungsfach.

Pater (für sich). Ich zog ihn gar nicht; das gefällt dem Alten.

Kaiser. Ich sage nicht, daß seine Bildung fertig —

Pater. Ich zog ihn langsam für den Himmel auf.

Kaiser. Ist mir nur lieb, daß ich dazwischen kam,
Sonst zögt Ihr wohl noch lange Zeit an ihm?
Für's Himmelreich? daß Gott erbarm'! Man hat
Auf Erden alle Hände voll zu thun.
Beten mögt Ihr, Herr Pater. Wir, wir leben.
— Auch will wohl Eure Weisheit nicht recht fangen?
Der Jung' ist störrisch, hat viel Blut im Herzen.
Er ist noch vag, schäumt auf wie junger Wein.

Pater. Ist noch nicht abgelagert, wird schon werden.

Kaiser. Heirathet er, so wird der Jahrgang gut.
Seid lustig, Kinder, Hochzeitschmaus ist morgen.
Hört, Wackerbart, hört! Statt der böhm'schen Steine
Kommt ung'risch Gold in Euern schlaffen Beutel.

Dann habt Ihr wieder frische Medicin
Und ich kurir' die Welt mit Euern Mitteln.

Wackerbart. Ich hätte gern von beiden Sorten, Herr!

Kaiser. Nun, seid nur still, ihr lederner Gesell!
Seht lustig aus und spreizt nicht so die Beine
Wie ein Spalier, an dem die Früchte fehlen,
Ihr Vampyr mit dem hungrigen Gesicht!

(Ein Diener tritt ein und macht leise eine Meldung. Flüsternd bringt man die Botschaft bis zum Leibarzt, der sie dem Kaiser zusteckt.)

Kaiser. Verschleiert, eine Dame? Will uns sprechen?

(Er winkt. Wlaska tritt ein, eine Rolle in der Hand, schreitet vor und läßt sich vor dem Kaiser auf's Knie nieder.)

Wlaska. Dem Herrn der römisch deutschen Christenheit,
Schirmvogt der Kirche, Zuflucht der Bedrängten, —
Der sein Arme weit hat über's All —

Kaiser. (für sich). Und seine Händ' in leeren Taschen, ja!
(Laut.) Steht auf! Was habt Ihr?

Wlaska (steht auf). Ein Geheimniß, Herr!

Kaiser. Wer seid Ihr?

Wlaska. Das ist eben mein Geheimniß.
Verzeiht, ich beichte nur für Euer Ohr.

(Der Kaiser winkt, das Gefolge tritt ab. — Der Kaiser mustert sie mit forschenden Blicken.)

Wlaska (nimmt ihren Schleier ab).
Ich wage scheu und schüchtern mich hervor
Aus meiner Stille, die dem Weibe ziemt
Und Jedem, ist sein Haupt mit Bann belastet.
Nicht von der Kirche mag ich Sühne fordern,
Rein ist mein Herz von Sünde gegen Gott.
Vor Menschen nur erschein' ich schuldbeladen;
Doch ist mein Name einzig mein Verbrechen.
Ich lebte still, weil mir die Menschen fluchten;
Jetzt möcht' ich gern von Euch geduldet sein.

Kaiser. Ihr seid —

Wlaska. Die Tochter König Podjebrad's.

(Sie überreicht das Pergament. Der Kaiser greift hastig danach und durchspäht die Schrift.)

Kaiser. Besetzt die Thüren! — halt, ein schwaches Weib!
— Ich halt' Euch fest, Ihr seid Gefangene.

Wlaska. Ich kam freiwillig. Eure Ehre fordert,
Daß Ihr mich frei laßt, gebt Ihr keinen Schutz.

Kaiser. Ich geb' Euch Schutz, damit ich selber sicher.
Ihr seid ein Edelstein, den muß man fassen.

Wlaska. O Welt voll Haß und Zwiespalt! — Hört mich, Herr.

Kaiser. Was sucht Ihr Schutz nicht bei dem Wladislaw?

Wlaska. Der König ist Partei im Böhmenlande.
Den Kaiser Deutschlands hielt ich für den Herrn,
Der keinen Haß und keine Zwietracht kennt,
Der, zwar nur Mensch und menschlich fühlend auch,
Doch über der Parteiung wirrem Streit
Erhaben dasteht, eine Sonn' am Himmel,
Die allen Zwist der Elemente schlichtet.

Kaiser (besinnt sich, geht zu ihr und berührt sie mit der Hand).
Ihr irrt Euch nicht in mir. Ich will Euch schützen,
Euch und E'ur Haus. — Ihr habt Ansprüch' in Böhmen,
Ihr sammelt Anhang, hofft auf andre Zeiten.

Wlaska. Wir hoffen nur, daß man uns nicht Verbrecher,
Verräther an dem Wohl des Landes schilt.
Was Glanz und Macht, das liegt tief in der Gruft
Beim Vater Podjebrad. Wir wollen nichts
Als was wir hatten vor der Königswahl.
War unsre Krone sträflich, bleibt uns doch
Das Recht des Menschen. Nehmt den Bann von uns,
Dann sind wir ehrlich wieder, freie Menschen.

Kaiser. — Ihr seid fast zu bescheiden, gutes Kind.
Ihr müßt mehr fordern, wollt Ihr etwas haben.
So viel als einer will, erreicht er nie.
Wollt also viel, damit Ihr etwas kriegt.
— Und wer auf einem Königsthrone saß,
Der ist gezeichnet, kann nie mehr zurück
Ins dunkle, klanglos stille Menschenglück.
— — Ihr habt 'nen Bruder. Sagt, wirbt er im Lande?

Wlaska. O denkt das nimmer, kaiserlicher Herr!

Kaiser. Wo ist E'ur Bruder?

Wlaska. Möglich, jetzt in Rom,
Den Kirchenbann von unserm Haupt zu wenden.

Kaiser. — Ihr seid Hussiten?

Wlaska (zögernd). Nein, wir sind es nicht.

Kaiser. So war's der Vater, heimlich?

Wlaska. Er war Christ.

Kaiser. Das wollen Alle sein, — und sind's — vor Gott!
— — Was nur Hussit hieß, war ihm zugethan.

Wlaska. Weil er den Menschen im Hussiten liebte.
Mensch war ihm Mensch. Das war sein heil'ger Glaube!

Kaiser (nach einer Pause). Und darum herrschte er so lang' in Böhmen?

Wlaska. Und herrscht auch jenseits, denn sein Glaube gilt
Am Throne Gottes!

(Kanonenschläge.)

Kaiser. Der Prinz mit seiner Braut.
— Seid ruhig, Kind. Ich halt' als Fürstin Euch.
Gering'res könnt Ihr doch nicht wieder werden.
Doch muß ich wissen erst —

Wlaska. O laßt uns nichts
Als freie Menschen sein, die sich ihr Glück
Selbst suchen dürfen, sich nur selbst es danken.

Kaiser. Wer eine Krone trug, der bleibt ein Fürst!

Wlaska. O reißt mich nicht zurück zum Wirbelstrom!
Laßt mir die Hütte in der stillen Bucht!

Kaiser. — Doch muß ich wissen erst, wie weit im Land
Ihr Anhang reicht, wieviel sie werth mir ist!

Wlaska. Heiland der Welt! ich bin verkauft, verrathen!

(Fanfare.)

Kaiser. Kommt, Liebe, kommt und tretet hier bei Seit.
Wir haben Hochzeit hier. Nun, seid nur ruhig!
Ihr könnt mir nützlich sein, verlaßt Euch drauf.

(Er führt sie ab ins Nebengemach.)

Kaiser (zurückkommend, stellt sich nachsinnend in den Vordergrund).
Schad', daß der Florio nicht das Alter hat.
Sie wär' just recht für einen Nebensproß!

(Trompetenstöße. Festlicher Zug. Edelknaben und Fahnenträger voran. Prinz Max führt Prinzessin Ulrike. Pagen tragen die Schleppe. Glänzendes Gefolge. Der Kaiser schleicht gebückt und hustend dem Paare entgegen. Begrüßung.)

Kaiser. Ihr findet hier 'nen armen alten Mann —
Verzeiht, daß der Empfang nicht festlicher.

Ulrike. Heißt mich Eu'r Herz willkommen, hoher Herr,
Bedarf es nicht des äußern Schimmerglanzes.

Kaiser. Es blitzt und schimmert gern der Diamant.

Ulrike. Doch schätzt Ihr ihn wohl nicht nach seinem Schein.
Ihr legt die Feile an, prüft seine Härte.

Kaiser (für sich). Die weiß Bescheid. Ich hoff', sie ist so ächt,
Doch nicht so hart, wie ihre Diamanten.

(Ulrike hat Max beobachtet, der in sich versunken dastand.)

Ulrike (für sich). So in sich selbst versenkt? Ein matter Träumer?
— Wie ich ihn sah das letzte Mal in Wien,
Dem Frühling glich er, der mit Blumen spielt,
Die lachend ihm ein Genius gepflückt.
— Welch ein Novembersturm hat ihn verstört?
(Laut.) Ihr seid verstummt, mein Prinz.

Max. Verzeiht, Hoheit.
Ulrike. Verstummt? Verschlossen sollt' ich sagen, geizig
Mit Eures Lebens innerem Gehalt.
— So hab' ich mir die Deutschen wohl gedacht.
Bergwerke seid Ihr, sagt die Welt. Viel Muth
Gehört dazu, in Euern Schacht zu steigen.
Und fördert Ihr edles Metall zu Tage,
So weiß man nicht, ob Ihr auch münzen könnt.
Kaiser (für sich, die Fingerspitzen reibend).
Das Münzen, nun, das wollt' ich übernehmen,
Hätt' ich nur sicher erst die Silberminen.
Ulrike. Wißt Ihr, wie man in meinem Heimathland
Stets von den Deutschen spricht? In der Ukräne,
Dort, wo sie jährlich wie ein Schwalbenzug
Das Land beziehn: da kommt ein Herz gegangen!
Sagt man zu jedem deutschen Wandersmann.
Zieht einer fort, sagt man: da geht ein Schmerz!
Ein Schmerz verläßt uns und ein Herz klopft an.
Kaiser (lachend). Nun seht mir, Hoheit, was Ihr spaßhaft seid!
Eu'r königlicher Vater schreibt mir da
Von Euerm strengen Ernst, er macht mir Furcht,
Und nun, seht mir, bei Gott! Ihr liebt 'nen Spaß.
Ein Herz, ein Schmerz! Haha! das reimt sich just.
Ulrike. In Euern Reimen ist ein trüglich Spiel.
Auch Scherz reimt sich zu Schmerz, dem Klange nach,
Und beider Inhalt ist doch feindlich fremd.
Kaiser. Nun, aber Herz umschließt dafür auch Beides.
Ulrike (ist zu Max getreten, der sinnend für sich steht; leise zu ihm, zärtlich).
Herz oder Schmerz? — Woran, da Ihr ein Deutscher,
Tragt Ihr so schwer?
(Max sieht ihr treuherzig ins Auge.)
Max (nach einer Pause). Von Schmerz so übervoll,
Daß das Gefäß, das Herz, mir brechen möchte.
Ulrike (tritt bewegt vor und sieht von ihm fort, starr ins Publikum).
Wollt Ihr mir beichten, Prinz, so eilt, — ich höre!
Max (nach einer Pause, in der er sie mit Blicken durchforschen will, zärtlich).
Mögt Ihr die Hand, an die kein Herz sich fügt?
Die Hand ist frei, das Herz ist nicht mehr mein.
Ulrike (tritt erschrocken und zornig von ihm zurück, ihn anstarrend).
Ihr liebt? —
(Pause. Max schlägt den Blick zu Boden. Der Kaiser hat inzwischen Wackerbart einen Wink gegeben. Dieser ging ins Gemach und kehrt mit Wlaska zurück. Der Kaiser geht ihr entgegen und führt sie an der Hand vor.)

Kaiser. Ich bring' Euch hier noch einen Zeugen
Zu der Verlobung. Oestreich frei't um Ungarn,
Und Böhmen sendet eine Königstochter —
Wlaska (Max erblickend). Heiland der Welt! er ist's!
(Wie sie sinken will, eilt Max auf sie hin und fängt sie in seinen Armen auf.)
Ulrike. Verrätherei! Schützt mich, Trabanten Ungarns!
— Wer ist das Weib?
Kaiser. Die Wlaska Podjebrad.
Ulrike. Die Podjebrad?
Kaiser. Prinz, Prinz! was soll das heißen?
Max. Sie ist die Braut, die mir der Himmel gibt!
Ulrike. Die Podjebrad ist Staatsverbrecherin.
Im Namen meines königlichen Vaters —
Trabanten, führt sie fort ins Burgverließ!
Kaiser. Halt, halt! sie ist Gefangne schon, die meine!
Ulrike. Wer soll gebieten hier im Böhmenland?
Kaiser. Die freie Böhmin schützt mein Kaiserwort.
Ulrike. Was hilft das Wort! Wir reden mit der That.
(Die Ungarn umzingeln Wlaska.)
Max (mit gezogenem Degen).
Gebt Wlaska frei! Sie schützt das deutsche Schwert!
Kaiser (ihm in die Arme fallend).
Halt, halt! Willst Du Trabanten niedermetzeln?
Den Kürzern zieht, wer hier den Degen zieht.
Nur wer den längern Athem hat gewinnt.
Sei ruhig, Kind! Sie sollen mir es büßen,
Das heiße Blut der ungarischen Rebe!
(Zu den Ungarn, die mit Wlaska abziehen).
Ihr sollt den Rausch verschlafen! Straf mich Gott!
Max. Und müßt' ich sie von Erd' und Himmel fodern,
Und sollte Prag in hellen Flammen lodern —
Noch diese Nacht ist Wlaska frei!

(Im vierten Act stürmen die deutschen Studenten unter des Erzherzogs Anführung das Schloß der Ungarn und befreien Wlaska. Aber der Kaiser zieht unter dem Läuten der Glocken heran und nimmt sie dem Prinzen ab. Wlaska ist des Kaisers Gefangene.)

6.

(Gefängniß. Nacht Eine brennende Ampel schwebt in der Mitte von der Wölbung der Decke herab. **Wlaska** sitzt zusammengesunken auf dem Ruhebett. Nach einer Pause tritt **Pater Purda** ein; er geht langsam auf sie zu. Sie bleibt sitzen.)

Pater. Gesegnet seid im Herrn!

(Wlaska neigt das Haupt. Pause.)

Pater. Die Kirche sendet mich.

Wlaska. Ich bin Gefangene des Kaisers.

Pater. Der Kirche Arm reicht weiter, als des Kaisers Scepter.

Wlaska. Was will von mir die Kirche?

Pater. Was kann sie wollen? Das Verlorne suchen.

(Wlaska steht auf.)

Wlaska. So sucht und seht, ob Ihr es findet.

Pater. Ein böhmisch Herz ist trotzig und verstockt. —
Wollt Ihr mir beichten?

Wlaska. Ich habe nichts zu beichten.

Pater. Ihr glaubt Euch rein von aller Schuld?

Wlaska. Nennt mir den Fehl und ich will Buße thun.

Pater. Ihr liebt den Prinzen.

Wlaska. O geht, Euch sandte nicht die Kirche Gottes.
Ihr Herz ist mild und Ihr bringt Hohn und Spott.

Pater. Der Kaiser sendet mich.

Wlaska. Ich bin in seiner Hand. Was will der Kaiser?

Pater. Er läßt Euch bitten, ob Ihr nicht freiwillig
Verschwinden wollt. Die Zelle eines Klosters
Steht offen und bereit, Euch zu empfangen.
Ihr seht, die Kirche ist auch hier zur Hand.
Ihr Mantel, glaubt mir, ist sehr faltenreich.

Wlaska. Ist das des Kaisers Wille? Nun wohlan,
Will er mich an die Kirche überliefern,
So send' er die Trabanten seines Reichs.
Ein schwaches Weib muß der Gewalt dann weichen;
Freiwillig geh' ich nicht. Schleppt mich von hinnen!

Pater. Verzeiht, man wird Euch nimmer zwingen wollen.
Beruhigt Euch; ich stellte nur die Frage,
Ob Ihr nicht selbst den milden Schutz der Kirche
Euch wählt, denn Staat und Welt sind hart und karg.
Der Kaiser meinte nur, ob Ihr nicht meint —

Wlaska. Die Majestät befiehlt. Wo nicht, so schweigt.
Ihr seid kein Abgesandter Kaiser Friedrich's.

E'ur Kleid ist trügerisch, wie Euer Sinn.
Die Fürstin Ungarns hat Euch abgesandt —
Sprecht wahr! — in ihrem Namen sollt Ihr mich
Gewinnen, nicht?

Pater. Verzeiht, die Fürstin nicht.

Wlaska. So sprecht, wer seid Ihr und in wessen Dienst?

Pater. Ich bin der Beichtiger des Prinzen Max.

Wlaska. O Himmel! Von ihm ein Bote nur? (Sie verhüllt ihr Haupt und sinkt aufs Ruhebett. Pause.)

Pater. Wie? ist ein Wort so tödtlich? — Hört doch, hört! —
Sie ist nicht zu bereden, noch zu zwingen.
Ein allzu festes Herz zerbricht im Trotz!

(Er schleicht fort. Pause. Wlaska erhebt sich langsam von ihrem Sitz.)

Wlaska. Der lichte Schein, der mir den Tag geheuchelt,
War nur ein Wetterleuchten in der Nacht.
O der Du mir die helle Sonne schienst,
Die alle dunkeln Schreckgestalten scheucht,
Max, Max, so wahrheitsvoll — Du *schienst* mir nur.
Ich nahm den Schein für Etwas, — und die Lüge
Umwob mein Herz mit ihrem Spinnennetz.
— Nicht zürn' ich, daß mein Loos so dunkel fiel.
Selbst Unglück, ist es ehrlich, wird uns Freund,
Ein harter, karger, aber doch ein Freund,
An den, ist er nur treu, das Haupt sich lehnt.
Man schließt doch ab mit jedem Ungemach!
Nur tückisch sollt' uns nicht das Glück belügen,
Mit frechem Hahnenruf den Morgen kündend,
Mit Fackelschein uns nicht vom Schlaf aufrütteln,
Uns grell vom Lager schrecken und ein Spuk
Mit höhnischem Gelächter rasch verschwinden!
Die Nacht ist dann erst Nacht, wenn man es fühlt,
Wie süß der Morgenstrahl das Herz durchzuckt.

(Prinz Max, in einen Mantel gehüllt, tritt ein.)

Max (für sich). Wo *er* gefangen setzt, will *ich* befrein.
Ich hab' hier ält'res Anrecht als der Kaiser.

Wlaska. Ich bin belauscht.

(Sie tritt bei Seite. Max geht auf sie zu. Sie weicht aus. Stumme Pause, während sich die Gestalten verfolgen und fliehen. Wie er in den Schein der Ampel tritt, schreit sie auf.)

Wlaska. Max, Max! — Heiland der Welt!

(Sie bedeckt ihr Haupt mit beiden Händen.)

Max. Wlaska! — Du schweigst? Kennst mich nicht mehr, Geliebte?

(Wlaska richtet sich auf, ruhig und streng.)

Wlaska. Was habt Ihr mir zu sagen, Prinz von Oestreich?
Max. Max spricht zu Wlaska. Doch Ihr seid nicht Wlaska,
Ihr seid die Königstochter Podjebrad's.
Ihr drängt Euch in den wüsten Lärm des Marktes,
Ihr ruft den Kaiser auf, Eu'r Recht zu schirmen,
Ihr sucht Euch Kronen! — Und ich konnte glauben, —
Ich Thor, ich Thor! — Ihr suchtet nur ein Herz.
Wlaska (mit bitterm Spott). Ihr hättet mich im Stillen wohl geliebt
Und mit der Fürstin Ungarns Euch vermählt?
Max (empört). Wer hat Dir die Gedanken so vergiftet?
Weib, Weib! was senkst Du mir den Dolch ins Herz?
Wlaska. Ich zeihe Euch der Lüge, Prinz von Oestreich.
Ihr stahlt Euch in die unbewachte Stille,
Die der Verbannten ziemt, Ihr bargt den Namen,
Bargt mir den Stand, bargt Euer Schicksal mir.
Ja, Schicksal ist es, Fürst zu sein! Doch kommt Ihr,
Und wollt auf Eures Schicksals Rad mich flechten!
Ich rief Euch nicht, Ihr drängtet Euch mir auf.
Was that ich Euch, daß Ihr mich zwingt, Euch so
Zu lieben, daß es in die Welt mich trieb,
Um rein vor Euch zu scheinen, rein vom Fluch,
Den eine Königskrone auf mich drückte!
Ihr habt an meiner Seele hart gefrevelt.
Hätt' ich geahnet, wer Ihr seid, ich hätte
Mich scheu verhüllt in siebenfache Schleier.
So aber lockte mich der Wahn der Liebe.
Ihr habt falsch Spiel gespielt, voll Lug und Trug!
Max (nach einer Pause). O Himmel! will die dumpfe Kreatur
Den hellen Geist umdunkeln! — Wlaska, Wlaska!
— Wohl war's ein Trug, daß ich mit meinem Selbst,
Nicht ahnend, was das Schicksal dran verschuldet,
Dein Herz erobert. Unbewußte Lüge
War's, daß ich aus dem Strom des vollen Lebens,
Aus dem glückseligen Gewühl des Volks
Auftauchend, namenlos und unbekannt
Mich hingab, wo ich rein und heilig fühlte.
Es war Betrug, — ich bin kein Mensch der Masse,
Ich bin von Gott vor allem Volk gezeichnet, —
Es war Betrug, doch unabsichtlicher.
Du aber, Wlaska, — wo beginnt bei Dir
Die Lüge sich von Wahrheit abzusondern?
Wo bist Du Trug, wo heilig wahres Leben,
Wenn Du, vom Unglück so betäubt, Dein Herz,
Dein Fühlen und Dein Denken nun verfluchst?

War ich Betrug, o mein Gefühl blieb wahr.
Du aber übst Verrath an Deinem Herzen.
Ich hab' verläugnet, was ich scheine, — Du,
Du hast den Gott verläugnet, der mir heilig!
(Stolz und streng.) Die Fürstin Ungarns weiß, daß ich Dich liebe,
Daß ich die Hand, nicht mehr mein Herz frei habe.
Ich stehe für mich ein. Wie es sich fügt,
Ich bin mein Schicksal selbst, das nie mich trügt.
(Pause. Wlaska ringt mit sich. Dann stürzt sie zu ihm.)

Wlaska. Max, Max, laß mich an Deinem großen Herzen
Die Scham verhüllen, die sich schuldbewußt
In meine Wangen drängt. Ich frevelte
An Dir, weil ich nicht heilig hielt Dein Herz.
(Sie verbirgt ihr Gesicht an seiner Brust.)

Max. Hier will ich stehn, hier sollen sie mich finden,
Wo die mir fluchte, die ich heiß geliebt.
Hier, fest in diesen Boden will ich wurzeln,
Stand halten hier und trotzen dem Geschick.

Wlaska. Du bist berufen, Völker zu beglücken, —
Ich trete klanglos in mein Nichts zurück.
— Ich habe Dich verkannt — ich geb' Dich frei:
Das sei die Buße, die ich selbst mir stelle.
Ewig bleibt all mein Fühlen Dir geweiht.
Doch wer an Deiner Liebe zweifelte,
Verdient es nicht, Dich sein zu nennen. — Max!
Leb' wohl, leb' wohl! Beherrsch', beglück' die Welt,
Ein Frauenherz ist viel zu klein für Dich.

Max. Dein Herz verengt mir nicht, erweitert mir
Die Welt. Verstoß mich nicht vom Paradies!

Wlaska. Leb' wohl, leb' wohl!
(Sie reicht ihm abgewendet die Hand.)
Es wäre Frevel, wollt' ich Lippen küssen,
Auf die ein Gott sein heilig Siegel drückt,
Wollt' ich den Busen, der für Tausend fühlt,
Den Arm umfassen, dem die Welt gehört.

Max. Ich scheide nicht von Dir. Ein Fürst will Glück,
Bedarf des Glücks, soll er die Welt beglücken.

Wlaska (sich zu ihm wendend, zärtlich und feierlich).
Max! sei so groß wie schön Du bist. Ade!
Küß mich noch einmal und fahr' wohl auf immer!
(Umarmung. Pause. Geräusch hinter der Scene.)

Wlaska. Tritt schnell zurück, ich höre Tritte, eil'!
(Sie drängt ihn fort; er tritt zur Seite in den Hintergrund. Ulrike erscheint in der Vorhalle.)

Ulrike (rückwärts zu den Wächtern gewendet).
Im Namen dessen der hier herrscht im Lande,
Im Namen König Wladislaw's, gebt Raum!

Wlaska (für sich). Die Stimme kenn' ich. Waffne dich, mein Herz!

(Ulrike tritt ein mit Gefolge und Fackelträgern, die an der Thür stehen bleiben. — Wlaska steht ruhig da. Ulrike tritt mit Pausen, in denen sie jene scharf beobachtet, in den Vordergrund. Max bleibt im Hintergrunde verborgen.)

Ulrike (für sich). Das trotz'ge Böhmenherz, ich will es brechen!
(Pause.)
Ihr glaubt Euch hier in kaiserlichem Schutz?

Wlaska. Ich bin's.

Ulrike. Dem König seid Ihr unterthan.
Der Kaiser ist nur Gast im Lande Böhmen,
Die Majestät gebührt ihm, wo er herrscht.

Wlaska. Rechtet mit ihm, ich bin in seinem Schutz.

Ulrike. Gefängniß heißt der kaiserliche Schutz,
Die Mauer schirmt Euch, Ihr seid Sklavin hier!

Wlaska (ruhig). Würd' ich in Euern Händen sichrer sein?
(Ulrike schweigt betroffen.)
Ja sichrer freilich! Doch was soll das mir?
Ich habe abgeschlossen mit der Welt.
Theilt Euch in ird'sche Rechte wie Ihr wollt,
Mein ewiger Besitz bleibt unversehrt.

Ulrike. Was wollt Ihr thun? Wollt Ihr ins Kloster gehn?

Wlaska. Abthun, was irdisch ist, — es wird mir leicht,
Da Ihr mit gier'gen Händen danach trachtet, —
Mich lösen von der Welt und ihren Wünschen,
Mit ihm allein sein, den ein großes Herz
Weit über das Gewühl der Menschen stellt.
— Das Kloster ist zu weltlich noch für mich.
Der guten Schwestern fromme Eitelkeit
Ist zu geräuschvoll für mein einsam Sinnen.
Auch würde man für Götzendienst verschreien,
Wenn mein Gebet nur meinem Helden gilt.
Ihn denken, fühlen, ganz nur ihm gehören,
Das macht mich einsam mitten in der Welt.
Ihm geistig treu sein, ganz versenkt in ihn,
Derweil er frei die Bahn des Lebens mißt
Und ungebunden seinem Volk gehört, —
Ist das Gebet, so bin ich schon im Kloster.
(Mit erhobenen Händen.) Max, Max!

Ulrike. Allmächt'ger Gott! sie liebt ihn!
Und ich? — Helft, Engel Gottes mir!

(Sie ringt die Hände, stürzt hin und her; dann besinnt sie sich, geht in den Hintergrund und winkt dem Gefolge. Diener und Fackelträger verschwinden. Es ist dunkel, nur das Licht der Ampel leuchtet von oben. Ulrike im Kampfe zwischen Stolz und Schmerz. Sie überwindet sich und geht mit gefalteten Händen auf Wlaska zu.)

Ulrike. Bist Du gelöst, wie ein geschiedner Geist,
Der Alles abthut was hienieden bindet,
O sei barmherzig, gib das Herz heraus,
Das Deine Liebe, ach! mit festen Ketten
Gebunden hält. Du wirst ihn jenseits haben.
Laß mir den Mann für dieses Erdenleben.
Ich liebe Max und ich muß leben, leben.
Ich liebe Max, gib mir sein Herz heraus!

Wlaska. Was Gott uns gibt, ist heiliger Besitz.

Ulrike (kniet vor ihr nieder). Sieh mich zu Füßen Dir, errette mich!
Nimm meine Schätze, nimm mein Königreich,
Laß mir den Mann! — Hab' ich Dir wehgethan,
Ich laß Dir Kirchen baun, sei gnädig, Engel!

Wlaska. Ich mach' ihn streitig nicht. Laß ihn entscheiden.

Ulrike. Fleh' Du für mich! Sieh, allen Stolz leg' ich
Zu Füßen Dir. Ich will in Demuth harren,
Bis Dir der Gott der Gnade anbefiehlt,
Mich zu erretten vor mir selbst. Sprich, sprich! —

Wlaska (spottend). Ihr seid so kriegerisch: erobert ihn!

Ulrike. O, sieh, ich könnt' erzwingen, was Du weigerst.
Ich flehe, wo ich doch gebieten dürfte!
Gib mir sein Herz heraus, Max ist mein eigen,
Ich habe Theil an ihm, weil ich ihn liebe!

Wlaska. Ich hab' sein Herz. Es bleib' Euch seine Hand.

Ulrike (aufspringend). Helft, Furien, mir! der Gott hilft nicht.
Fahr' hin ins Reich der Sel'gen, bleicher Schatten!
Sei selig dort, ich will hier glücklich sein!

(Sie stößt Wlaska den Dolch ins Herz. Max springt aus dem Hintergrunde hervor.)

Max. Halt' ein, halt' ein!

(Wlaska sinkt ihm taumelnd in die Arme.)

Ulrike (zusammenschreckend). Heiland der Welt! was that ich?

Max. Wlaska! Geliebte! — Hör' mich an, ich bin's!

(Pause.)

Wlaska. In Deinen Armen stirbt es sich so süß!
Wie Lerchenschlag hebt sich mein Herz gen Himmel.
Besiegle mir die Lippen, eh' mein Geist
Sich Dir entschwingt. Leb' wohl, leb' wohl, Geliebter!

(Sie stirbt. — Pause.)

Max. Todt, todt! Für diese Welt vernichtet. Brich
Zusammen, Mensch! Dein Edelstes verließ
Den Schauplatz Deiner Thaten. Wlaska, Wlaska!
Was übrig ist, das mag ein Gott behüten.
Ich sag' mich los von diesem Lebensrest!
(Er erblickt Ulrike.)
Du hier? Flieh' von dem Rand der Erde! Flieh
Mein Augenlicht! Ich fluche Dir!
(Ulrike stürzt vor ihm aufs Knie.)
Knie' nicht!
Kein Gott hilft Dir vom niedern Staube auf!
Steh' aufrecht, eine Säule, werde Stein,
Erstarre, Weib, ob der verruchten That!

Ulrike. Max, Max, Geliebter! hast Du kein Verzeihn? —
— Ich kann nicht weinen, willst Du Blut für Thränen?
Du schweigst? (Aufspringend.) Leb' wohl, leb' wohl! Helft, gute Geister!
— O mein zerrüttet Hirn! In welche Höhle
Berg' ich mein Angesicht vor meiner That?
(Sie erblickt, indem sie sich wendet, die Leiche.)
Entsetzenvolles Weh! — Laß ab von mir! —
O seht dies stille Antlitz! — Ha! sie regt sich.
Sie streckt die Hand nach meinem Herzen aus.
Sie hebt das Aug', — er trifft, der glüh'nde Blick!
Und tauch' ich in den tiefsten Schlund des Meeres,
Vor dieser Gluth versiegt der Ocean!
Erbarmen! Hab' Erbarmen! Folg' mir nicht,
Du bleiches Antlitz mit den blut'gen Thränen!
Umring' mich, Dunkelheit der wilden Nacht!
Ihr Donner Gottes! rollt, und füllt mein Ohr!
Ihr Blitze Gottes! schleudert mich hinweg!
(Sie stürzt wild ab. Pause. Max entblößt sein Haupt.)

Max. Der Mensch will Gott sein, macht er selbst sein Schicksal,
Doch böse Geister helfen ihm zur That.
Blut düngt den Boden, wo ich wachsen soll.
Ich kann nicht weinen. Rückwärts drängt die Thräne
Zum Herzensquell zurück, wird fest und starr.
O Wlaska, mußtest Du das Opfer sein? —
Der Tropfen fällt und wird doch schwer wie Stein.
(Er tritt bei Seite und verhüllt sein Gesicht.)

Der Kaiser (noch hinter der Scene).
Sich selbst gerichtet, sagt Ihr? Herr des Himmels!
Die Fürstin Ungarns Mörderin und Henker
Am eignen Leib! Blut gleich mit Blut gestraft!

Max (stürzt hervor). Ulrike todt? Furchtbarer Gott! so rasch
In Deinem Zorn?

(Er tritt wieder zur Seite in die alte Stellung, während der Kaiser mit Wackerbart und dem gesammten Gefolge eingetreten ist.)

Kaiser. Kommt, Medicus, helft, helft!

(Wackerbart kniet zur Todten hin. Der Kaiser schreitet langsam und scheu an der Leiche vorüber bis in den Vorgrund.)

Kaiser. Zwei Bräute todt! — Hör', Max, Max! — Starr vor
Schrecken!
Der Schmerz ist mächt'ger als des Vaters Stimme;
Mein guter Sohn! — Er schweigt. — Hört, Medicus,
Ich bin sehr krank. Böhmen und Ungarn todt.
O laßt die Todten! Helft den Lebenden!
Kommt her! Ich armer, alter Mann bin krank.
(Er steht sinnend und bohrt den Blick in den Boden.)
Was bleibt mir übrig? — Herzog von Burgund
Schrieb mir schon längst von seiner Erbin Tochter. (Er hustet.)
Hört, Medicus, gebt mir ein Mittelchen.
Seht, den Burgunder hätt' ich gern zur Hand.
Ich könnt' ihn brauchen, straf' mich Gott!

Wackerbart. Hoheit!
So schweren Trank!

Kaiser (weinerlich). Narr, was weißt Du davon!
(Schmerzlich zu Max.) Behüt' Dich Gott, mein lieber, guter Sohn!

(Er grüßt den Prinzen, mit der Hand ihn segnend, und wendet sich zum Abgehen. Vor der Todten, die Wackerbart wieder in den Arm genommen hat, bleibt er gefesselt stehen und nimmt sein Barett ab. Max bleibt regungslos zur Seite. Die Fackelträger links und rechts beleuchten die Gruppe. Pause. Hinter der Scene, vom Fenster herauf, tönt laut und vernehmlich das Lied der Studenten.)

Chor der Studenten. O ich betrübter Freiersmann,
Ich such' nach meiner Braut,
Die ich doch nirgends finden kann,
Ist sie mir schon getraut.
Du bist nicht fern, Du bist nicht nah,
Wo find' ich Dich, Germania?
Germania!

Du bist nicht schön, Du bist nicht jung,
Und doch lieb' ich Dich sehr.
Daß ich Dich lieb', ist mir genung,
Und das betrübt mich schwer.
Ich ruf' nach Dir, Du alte Braut,
Ich ruf' Dich still, ich ruf' Dich laut.
Germania!

(Max erwacht aus seiner Starrheit und tritt vor.)

Max. Von Allen die ich liebe, die mich lieben,
In aller Welt ist mir mein Volk geblieben.
Ja, Dir gelob' ich, biet' ich Herz und Hand,
Du deutsches Volk, heilig, unsterblich Land!
Sei Du die Braut in allen Sturmeswettern.
Laß nie Dein Haupt vom Schicksal niederschmettern.
Der Bund sei fest, in jedem Herzen neu,
So lang' Du, deutsches Volk, Dir selber treu!

(Vorhang fällt.)

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Inhalt.

Inhalt.


3 5556 027 373 679















